III. ~~18~~
germ 154
Lindzman

Erzählungen

und

Gemälde aus dem häuslichen Leben.

Herausgegeben

von

August Lindemann.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Mit Kupfern von Chodowiecky.

Frankfurt am Mayn,
bei Philipp Heinrich Guilhauman.
1800.

Der Adept.

Der Graf von L** hatte zwar von seinen Gütern sehr ansehnliche Einkünfte; einträglich waren die Stellen, die er bekleidete; und beträchtlich die Zuflüsse, welche unter solchen Umständen sich wohl selbst finden; dennoch aber verzehrte ein beinahe königlicher Hofstaat diese so bedeutende Summen, und nach seinem Tod waren seine Güter ungeheuer verschuldet.

Dieser Mann schien ein Liebligssohn des Glücks zu seyn. Er hatte eigentlich nur zwo Eigenschaften; eine zu allen Namen passende höfische Geschmeidigkeit; und eine allen Glauben übersteigende höfische Arroganz. Mit diesen Talenten, zwischen welchen erst das Etwas des Mannes liegt, ausgerüstet, schuf er sich unglaubliches Ansehen, und einen Wirkungskreis von höchst beträchtlichem Umfang, in welchem er monarchisch herrschte. Er hatte eine ganz eigene Gabe, allenthalben Plane, die ihm vorgeschrieben, oder in seiner Seele erfunden worden waren, durchzusetzen; und

diese Gabe bestand meistens in einer geheimnißvollen Miene, in einem freundlichen Lächeln, in einem bedenklichen Achselzucken, kurz, in einem Nichts, auf welches der behandelte Theil jederzeit großes Gewicht zu legen pflegte. Der Ruf eines großen außerordentlichen Geschäftsmanns gieng vor ihm her; und doch war er nie Hand oder Lineal, sondern bloß die bestimmt geleitete Feder, welche die Linie zog. Die geheimste Geschichte des Hofs, von großem Einfluß auf die politische Lage Deutschlands, so wie der Schnörkel, mit dem ein Secretär in ** einige Damen amüsirt hatte, wurden ihm gleich früh bekannt; denn alles drängte sich, ihm interessante Neuigkeiten zuzutragen; und alles war ihm interessant.

Das Glück hatte gewollt, daß er nie in jene geheime Complotte gezogen wnrde, welche im siebenten, achten und neunten Decennium dieses Jahrhunderts die Großen von mittlerem Schlage zu Grunde gerichtet haben. Einmal hatte der berüchtigte Waitz von Menge seine heiligen Geheimnisse ihm eröffnen wollen; der Graf besaß aber entweder zu viel geraden Sinn, oder zu wenig mystische Schnellkraft, kurz, der erhabne Mann zog ungetröstet von

dannen, um in Schwaben und Hessen seine Rolle mit besserem Erfolg zu spielen.

In irgend einer Gesellschaft, welche der Graf zuweilen besuchte, um sich zu erholen, und aus welcher er allen Zwang zu verbannen, gestattete, fiel das Gespräch auf die Mysterien dieser Zeit, und er äußerte zugleich mit entscheidender Miene, daß alles Betrug und Bubenstück sey, was die Mysticker in der Welt umhertrieben. Es wurden mancherlei Geschichten erzählt, die sich besonders auf die Verwandlung der Metalle bezogen.

Ein Mitglied der Gesellschaft, den man Herr Professor betittelte, schwieg bei diesen Debatten ganz still. Von einer muntern Dame aufgestiftet, auch sein Schärflein beizutragen, sagte er ganz bescheiden: Er habe sich zwar seit zwanzig Jahren, theils aus Beruf, theils aus Liebhaberei, mit phisikalischen Wissenschaften, und vorzüglich Chemie beschäftigt; allein man bleibe zu lange Lehrlig der Natur, um bei dem gewöhnlichen kurzen Menschenleben tief in ihre Geheimnisse einzudringen.

Der Graf verlangte itzt seine Meinung darüber zu wissen, ob er die Verwandlung eines

unedlern Metalls in ein edleres durch Menschenhände für möglich halte.

Daß die Natur das thut, antwortete der Professor, ist wohl außer Zweifel. Wie sie es thut, ist nicht so bekannt. Zeit, Feuer, Wasser, Gährung, sind gewiß ihre vorzüglichste Hülfsmittel. So gut der Mensch ihre Blitze, Donner, Erderschütterungen, nachahmt: so gut muß er auch hier, mit den gehörigen Kenntnißen ausgerüstet, auf ihren Spuren wandeln können: dieses ist aber, aus mehreren Gründen, schwer. Wenige können den Aufwand ertragen, den solche Vorbereitungen fordern. Unterstützung fehlt, weil eine Menge schlimmen Gesindels alle Arbeiten der Art verächtlich, wenigstens verdächtig, gemacht hat. Wen Reichthümer über diese Hindernisse wegsetzen könnten: der liebt Bequemlichkeit und Genuß, und wird sich nie den Anstrengungen und scheinbar harten Gesetzen unterwerfen, die den Anfang so sehr erschweren. Männer endlich, die Licht gefunden haben, die im Besitz des edelsten aller Kleinode sind, bemühen sich, wie sich leicht denken läßt, um nichts mehr, als der Welt verborgen zu bleiben.

Die Geschichte, fuhr er fort, giebt uns unläugbare Beweise der Möglichkeit, aus geringen Metallen Gold zu schaffen. Bekannt sind die Abentheuer des Dresdener Porcelänerfinders. Minder bekannt, aber den wenigen, die darum wußten und prüften, die Versuche des Grafen Horn, der als simpler Bürger, in glücklicher philosophischer Stille lebte.

Der Graf L** fand Geschmack an dem Professor. Es wurde von andern Gegenständen, von Geistererscheinungen, u. dgl. gesprochen.

Ohne Anstand, sagte der befragte Professor, giebt es Geistererscheinungen; und der Mann ist mir nicht immer Betrüger, der behauptet, Erscheinungen gehabt zu haben. Aber Betrogener ist er gewiß. Entweder hat die Kunst, oder seine Einbildungskraft ihn betrogen. Schon geübt in den Geheimnißen der Physik, Optik, u. dgl. muß der seyn, den nicht eine künstliche Combination von magischer Laterne, Camera obscura, oder von Rauchwerk, Hohlspiegeln, nach den Gesetzen der Täuschung eingerichtet, in gewissen Stunden hintergehen soll. Bei vielen

aber bedarf es nur eines geringen Aufwands von Kunst; nur einer mäßigen Nährung ihrer ausschweifenden Phantasie.

Unter solchen Gesprächen vergieng der Abend, und der Graf L** faßte Neigung für den Professor. Unvermuthet aber war dieser aus der Gesellschaft verschwunden. Der Graf, der sich darüber wunderte, erfuhr Eigenheiten dieses Mannes, die ihn auf denselbigen noch mehr aufmerksam machten. Er mochte itzt ungefähr einen Monat in der Gegend seyn; hatte sich bei einer stillen, betagten Wittwe, eingemietet, zahlte reichlich und richtig; gieng viel allein in Wälder und entlegene Gegenden; war sehr artig in Gesellschaften; sprach von niemand übel, und gieng jeden Abend um sieben Uhr, er mochte sich befinden, wo er immer wollte, nach Haus. Von da an bis zehn Uhr, war er für niemand zu sprechen; hingegen in jeder Stunde der Nacht bereit, seinem Nebenmenschen zu dienen. Er hatte schon einigen gefährlich kranken Personen durch äußerst leichte Mittel geholfen; in jedem Fall aber, wo der Arzt zu haben war, sich alle Einmischung verbetten. Ein junges Frauenzimmer, das vor wenigen Tagen durch

heftigen Schrecken Gichter bekommen hatte, heilte er in wenig Minuten. Durch welche Mittel, ist unbekannt, weil er sie ins Nebenzimmer tragen ließ, und niemand zugegen seyn durfte.

Am andern Tag befahl der Graf L** seinem Kammerdiener den Professor zur Tafel einzuladen. Friedrich Wagner, so hieß der dienstbare Geist, hatte nicht selten das Glück, seines Herrn geheimste Seelenergießungen zu wissen. Innerhalb dreier Jahre hatte er, vom untersten Bedienten, sich bis zur beneidsten Stelle eines Kammerdieners, emporgeschwungen. Der Graf schätzte ihn wegen seinen schnellen Entschließungen, Gewandheit, Bescheidenheit und Redlichkeit. An allen Orten wurde er, beinahe wie sein Herr, fetirt, und verdarb es mit niemand durch jene Sünden, die der Dichter schildert:

Nichts ist verwegener, stolzer, kühner,
Als kleiner Herren kleine Diener.

Bei dem Auftrag zur Einladung des Professors vertraute der Graf seinem Friedrich einen Theil des Eindrucks an, den der Professor auf ihn gemacht hatte. Friedrich zuckte die Achseln, und da ihm befohlen wurde,

diese Hieroglyphe in deutsch zu übersetzen, so bat er den Grafen, einem Menschen der Art nicht zu trauen. Es seyen so viele Beispiele vorhanden, daß Betrüger, durch die seltsamsten Combinationen, den klügsten Mann hintergangen hätten. In jedem Fall, sagte er, müßen diese Bursche fortgejagt werden, sobald sie Geld verlangen; wer Gold machen kann, bedarf des Geldes nicht.

Der Graf hörte ganz gutmüthig zu, und versicherte seinen Friedrich, daß von allen diesen Besorgnissen nicht eine nöthig seyn werde.

Der Professor erschien ohne Schwierigkeit zur Tafel. Er war eben der bescheidene Mann, der er gestern gewesen war; aber nichts weniger, als ein demüthiger Diener Ihrer Excellenz. Mit einer Freimüthigkeit, die bei Halbgroßen am wenigsten beliebt ist, betrug er sich bei jedem Anlaß. Um fünf Uhr zog sich die Gesellschaft zurück; der Graf bat den Professor zu bleiben. Ganz vertraulich entdeckte er ihm, wie viele Neigung er für ihn gefaßt habe; mit leichtem Dank hörte es der Professor an. Auf des Grafen Bitte, ihm einen Theil seiner Lebensgeschichte zu erzählen, antwortete der Professor, daß diese äußerst kurz

und unbedeutend sey. Zehn Jahre, sagte er, war ich Kind; zwanzig Jahre lernte ich; zehn Jahre mußte ich anwenden, um das, was ich gelernt hatte, zu vergessen; zwanzig, um etwas zu lernen; zehn Jahre lebe ich.

Sie scherzen, sagte der Graf mit einiger Empfindlichkeit. Wenn in Ihrem Leben irgend ein Geheimniß ist, so bin ich bescheiden genug, es nicht wissen zu wollen.

„Ich scherze nicht, und habe Ihnen reine Wahrheit gesagt.“

So wären Sie also itzt siebenzig Jahre alt? Sie, der kaum etwas in vierzigen seyn kann?

„Ich bin morgen siebenzig Jahre alt. Seit meinem Einunddreißigsten wußte ich nicht, was Krankheit oder Kummer ist. Ich war immer sehr glücklich.“

Und sehr mäßig, wie Sie mich heute bei Tisch überzeugt haben. Wenig Speise und helles Wasser! Ich beneide Sie um Ihre Gesundheit, aber nicht um die Mittel dazu.

Indem wurde eine Frau angemeldet, deren Mann vor wenigen Tagen gestorben war, und achtzehn Jahre als Beamter des Grafen treu gedient hatte. Sie bat um die erledigte Stelle für einen jungen Mann, der ihre älteste Toch-

ter heirathen wolle, und bereit sey, ihr und ihren sechs unversorgten Kindern jährlich die Hälfte der Besoldung abzugeben.

Das geht nicht, liebe Frau, sagte der Graf; der junge Willman ist zwar brav, aber muß sich bequemen, einen Anfänger-Dienst anzunehmen. Die erledigte Stelle gehört dem Rath Zeiher, der eilf Jahre gedient hat. Ueberdieß kann ein Mann nicht gut leben, der die Hälfte von tausend Gulden abgeben soll, sobald er selbst Familie bekommt. Willmann erhält die Stelle des Rath Zeihers, und kann heirathen, wen er will; denn durch die Schürze solle keine Stelle besetzt werden. Ihnen, gute Frau, und ihren Kindern, weise ich, auf meine Lebenszeit, eine Pension von fünfhundert Gulden an.

Die Frau entfernte sich mit vieler Rührung.

Zu Steuer der Wahrheit müßen wir bemerken, daß der ganze Vorgang eigentlich nur eine auswendig gelernte Lection des Grafen war. Einige Wochen vorher hatte sein Monarch ungefähr so gehandelt.

Die Frau war kaum hinweggegangen, als der Professor sich mit Ernst und Anstand an den Grafen wendete. Herr Graf, Sie haben

schön und edel zugleich gehandelt. Wer so denkt, verdient mit der wohlthätigen Freundin des Menschen, mit der Natur, in nähern Umgang zu kommen. Für heute löse ich Ihnen einen Zweifel. Lassen Sie durch eine vertraute Person, einen Tiegel und eine Unze Quecksilber holen. Das Feuer da, (auf die Theekohlpfanne zeigend) wird hinreichen.

Der Graf mit gespannter Erwartung, rief Friedrich. Dieser wurde zum Apotheker geschickt, und brachte das Verlangte. Ohne etwas zu berühren, bat der Professor den Grafen, den Tiegel aufs Feuer zu setzen, das Quecksilber hinein zu werfen, und, unter dem Deckel, der nie ganz weggenommen werden dürfe, beständig umzurühren. Dann gab er ihm ein äußerst kleines Papier, worinnen ungefähr ein Gran golдähnlichen Pulvers war. Nach einem viertelstündigen Umrühren solle er dieses, ohne den Deckel wegzuthun, in den Tiegel werfen. Wenn er einen Schlag höre, so sey die Operation geschehen, und alsdann möge er die Masse auf ein irrdenes Teller ausgiessen, und bis morgen, wo er wieder kommen wolle, bewahren. Jetzt seye sieben Uhr

nahe, wo er unumgänglich nach Haus zurückkehren müße.

Der Graf befolgte die Vorschriften genau, welche ihm gegeben worden waren. Friedrich hielt den Deckel über den Tiegel, der Graf selbst warf das Quecksilber hinein, und rührte eine gute Viertelstunde. Itzt nahm er das Papier, mit dem Pulver, und warfs in den Tiegel. Einige Augenblicke nachher thats einen gewaltigen Schlag, der Friedrich den Deckel aus der Hand stieß, und beinahe den Tiegel umgeworfen hätte. Itzt goß der Graf die flüßige Masse, unter vielen Verwünschungen des Kammerdieners gegen den Hexenmeister, aus; aber siehe, das Quecksilber schien Gold zu seyn. Der Graf trug selbst den Teller in einen Schrank seines Schlafzimmers; verschloß ihn; zog den Schlüssel ab; und erwartete mit Begierde den andern Morgen.

Zum erstenmal in vielen Jahren vielleicht, sah der Graf L** am folgenden Morgen den Aufgang der Sonne. Freilich mögen seine Empfindungen dabei ungefähr die eines Juden gewesen seyn, den der Dichter so artig sagen läßt:

Unabgenützt behält sie Glanz und Schein.
Das muß ebbes rars von Vergoldung seyn.

Er sah zwanzigmal auf die Uhr; empfand die herzlichste lange Weile eines langen Vormittags; und der Professor kam nicht. Endlich mußte ein Bedienter ihn rufen; der gute Mensch aber kehrte mit der sonderbaren Bottschaft zurück, daß der fremde Herr noch gestern Abends seiner Wirthin aufgesagt, ein Vierteljahr nachbezahlt, und sich mit dem frühesten Morgen auf die Reise begeben habe.

Der Graf hörte die unerwartete Nachricht mit tiefer Bestürzung. Friedrich mußte näher nachfragen, aber seine Berichte lauteten wie die vorige. Inzwischen redete er seinem Herrn recht dringend zu, den Kerl zu vergessen, der gewiß ein Erzheuchler und Betrüger seyn müße. Wer weiß, ob das Zeug erst Gold ist, und wenn es ist, wie ers in den Tiegel practicirt hat. Der Tiegel wurde herbei geholt, genau untersucht, und endlich zerschlagen, aber ganz unverdächtig gefunden. Die Masse mußte sich itzt der Prüfung unterwerfen; ein Goldarbeiter ward gerufen, und erklärte sie, nach der genauesten Nachforschung für das reinste Gold.

Itzt trug der Graf seinem Kammerdiener auf, in Gesellschaft einiger Bedienten, die den Professor persönlich kannten, seiner Spur

zu folgen, und ihn aufs dringendste um Rückkehr zu bitten, diese blieben vierzehn Tag aus, bestunden wahre Abentheuer; entdeckte artige Geheimnisse, die sie nicht suchten, und kamen ohne allen Trost für ihren Herrn, zurück. Kein Mensch in der ganzen Gegend wollte sich erinnern, irgend ein Fuhrwerk oder einen Mann, wie er beschrieben worden war, gesehen zu haben.

Einige Monate erug der Graf eine unbehagliche Empfindung mit sich herum. Er freute sich seiner Güter, seines Einkommens nur halb, weil die Aussicht auf den Besitz eines Geheimnisses, das ihm nach seiner Ueberzeugung den Schlüssel zur Herrschaft über die Menschen in die Hände geben mußte, verschwunden war. Endlich vergaß er nach und nach die Begebenheit in so weit, daß des Professors Bild nicht jeder seiner Handlungen gegenwärtig war, und lebte sein voriges Leben wieder.

Bald darauf zerstreute ihn eine Reise, die er in den Angelegenheiten seines Fürsten zu machen hatte. Er besuchte einen reizenden Theil von Italien, und kam zuletzt nach Neapel, wo er für einige Monate beschäftiget war.

Eines Abends kam sein Kammerdiener halb odemlos auf sein Zimmer. Unterbrochen erzählte er, daß er eben den Professor auf einen öffentlichen Platz angetroffen habe. In dem Grafen erwachten alle jene Empfindungen wieder, die seit Kurzem zu schlummern angefangen hatten.

Angetroffen, und du kommst ohne ihn?

Ich muß wohl. Voll Ehrerbietung nahte ich ihm, er versicherte mir, daß er mich nie gesehen habe.

„Du irrtest nicht in der Person?"

Nichts weniger. Ich beharrte auch darauf; nennte seinen Namen; wiederholte meine Ehrfurchtsbezeugungen, und bat ihn flehentlich, mich zu meinem Herrn zu begleiten, der ihn so sehnlich vermisse. Er fuhr fort, mich eines Irrthums zu beschuldigen. Inzwischen hatte sich das Volk um uns her gesammelt, er mischte sich unter den Haufen, und weg war er.

Itzt besetzte der Graf alle Straßen der Stadt mit seinen Kundschaftern, und erfuhr endlich, daß der Gesuchte in das Schauspielhaus gegangen sey. Dahin folgte er ihm sogleich nach, und nach einigen Bemühungen, fand er ihn allein in einer Loge. Der Professor schien etwas

bestürzt, faßte sich aber sogleich wieder, und empfieng den Grafen mit großer Achtung. Auf sein dringendes Bitten entschloß er sich, nach geendigtem Schauspiel mit ihm nach Haus zu fahren. Lieber Professor, sagte ihm hier der Graf mit seiner einschmeichelnden Miene, womit habe ich verdient, daß Sie mich einst so schnell verließen? Haben Sie meine Freundschaft kalt, oder eigennützig und belästigend gefunden? Hat Sie jemand in meinem Hause beleidigt? Sie hatten mir ihr Wort gegeben. —

Theuerster Herr Graf, keines von allem, was sie hier genannt haben. Mein Schicksal will, daß ich nirgends veste Stätte haben kann. Zuweilen gelingt es mir, einen Mann zu finden, mit dem ich mein Leben – (stotternd und gleichsam schüchtern) noch mehr, noch unendlich mehr, als mein Leben theilen möchte. Aber schnell gebietet eine höhere Hand über mich; und dahin sind alle meine Plane.

„Ich nehme Sie in meinen Schutz. Verachten Sie alle jene Gebote, wenn sie Ihrem Herzen nicht angenehm sind. Keine höhere Macht soll Sie aus der Freistätte reissen, die ich Ihnen anbiete.“

Die Sie mir anbieten? Danken kann ich Ihnen Herr Graf, für Ihre Güte; für Ihr Erbieten. Aber, hören Sie mich ohne Verdruß, ohne Unwillen, Sie sind viel zu unmächtig, sich gegen die zu setzen, welche mir gebieten. Ihr Monarch befiehlt Ihnen; Sie folgen. Die mir gebieten, können Ihrem Monarchen befehlen, und Er muß gehorchen. — Sie staunen, Herr Graf? Antworten Sie mir auf die Frage: wodurch ist Ihr Monarch groß?

„Die Frage beantwortet sich durch sich selbst, lieber Professor. Herrschaft über Länder, Reichthümer, Kriegsheere."

Genug. Wie aber, wenn ihm durchaus Schätze versagt wären? Zahlreich seine Besitzungen, seine Unterthanen, seine Heere wären; er selbst arm, unfähig sie zu erhalten, zu belohnen? Von ihnen nichts in seine Schatzkammern flösse? Was würde er alsdann seyn?

„Dieser Gedanke ist ein Unding. Wie wollte er seine Heere, seinen Hofstaat, kurz, irgend etwas wesentliches seiner Macht und Größe ohne solche Zuflüsse erhalten. Es fließt eins aus dem andern." —

Ungeheure Reichthümer würden also ungeheure Macht gewähren?

„Allerdings.“

Hier haben Sie meiue Antwort, Herr Graf. Mir gebieten die Söhne der Natur. Sie ruhen am Busen und auf dem Schoose dieser gütigen Mutter, und sind Erben aller ihrer Schätze. Durch diese allein schon würden sie Herrn der Welt seyn; aber unendlich heben sie die Geheimnisse, worein ihre Mutter sie entweiht, über andre Sterbliche. Sie scheinen auf Erden zu wandeln; sind einfacher, als andere Menschen; verachten Titel, Weltgroßen, Gepränge; aber ihr Scheitel ragt über die Wolken; dort hören sie leise den Zusammenklang des Weltalls.

„Sie sprechen in Räthseln. Können Sie sich nicht näher erklären?“

Vielleicht. — Doch ja, ich kann es. Aber Ihr Wort, Graf, daß das, was ich Ihnen itzt sage, in Ihnen erstirbt; kein Lebender, ohne meine besondere Erlaubniß, je eine Silbe davon erfährt.

„Hier haben Sie mein Wort.“

Daß Sie sich begnügen, das geh... haben, was ich Ihnen sagen werde, nic...

ter forschen, wenn ich schweige, nicht begehren Theil zu nehmen an Mysterien, die für Sie nicht sind. —

„Sie machen mich unruhig, Freund! Ich getraue mir nicht ein solches Wort zu geben. Nicht forschen, nicht Theilnahme an so großen Glückseligkeiten begehren. — Welcher Mensch kan das?“

Der Geläuterte.

„Und mir bleibt keine Hoffnung, ein solcher zu werden?

Unter Ihrer gegenwärtigen Lage, nein!

„Auch nicht wann ich ihr zu entsagen wüßte?“

Sie wissens nicht.

„Gut also; hier mein Wort. Ich forsche nicht, verlange, begehre nichts, wenn ich nicht zu entsagen weiß.“

Ich nehme die Bedingung an, antwortete der Professor; und itzt habe ich kein Bedenken Ihnen einige Aufschlüße über mich zu geben. Er gieng an die Thür, und schloß sie ab.

Ich bin, erzählte er nun, ein Adept des untersten Grades. Unter tausenden bin ich der unbedeutendste, und im Vermögen

der Seele geringste. Hören Sie wie ich ward, was ich bin.

Von armen Eltern gebohren, wurde ich früh zu Mäßigkeit und Arbeitsamkeit gewöhnt. Vom zehnten Jahre an besuchte ich die Schule, und kam bald darauf zu einem Apothecker nach Breslau, der ein sehr geschickter, rechtschaffener Mann war. Da blieb ich, fünfzehn Jahre über meine Lehrzeit, als Gesell, und zuletzt als Provisor. In diesem Zeitpunkt besuchte uns oft ein Mann, dem Ansehen nach von fünfzig bis sechzig Jahren; war häufig im Laboratorium bei unsern chemischen Arbeiten; wies uns zuweilen zu rechte; machte selbst Operation, die uns nicht bekannt, oder geläufig waren, und wurde nach und nach ein Hausfreund, den ich gar gerne leiden mochte. Meine Collegen waren lustige Brüder, und suchten ihn zuweilen zum besten zu haben; er behauptete aber ohne alle weitere Ansprüche, sein Ansehn gegen sie. Einst kam ein junges, schönes Mädchen, von etwas zweideutigem Rufe in die Apothecke, da Buttler (so hieß der Mann) eben zugegen war. Sie klagte über Schlaflosigkeit und Krämpfe, die sie oft an[...] [...]delten. Meine Collegen fiengen an, mit [...]

zu scherzen, und sagten, daß der Kuß eines Mannes alle Krämpfe und Schlaflosigkeiten vertriebe. Kurz, sie gaben ihr zu verstehen, daß unbefriedigte Begierden ihre Nerven reizen, und daß mit ihrer Befriedigung jene Spannung nachlassen würde. Das Mädchen wurde roth, und sehr verlegen; mich verdroß diese Unterhaltung; ich gab ihr einige unschuldige Arzneyen, und entließ sie. Itzt machten meine Collegen sich über mich lustig, und unter allerlei Gesprächen äußerte der Eine: Er glaube, daß ich noch nie ein Mädchen geküßt, noch weniger ihre geheimere Reize genossen habe. Ich bejahte dieses gerade zu; und sie versicherten mir, daß davon mein öfterer Schwindel, meine Kopfschmerzen, und andre Unbequemlichkeiten, mit welchen ich zuweilen geplagt war, herkommen. Sie rühmten sich der angenehmen Empfindungen, die sie im Umgang mit dem andern Geschlecht gehabt hätten, und endlich nahm ihr Gespräch eine etwas plumpe Wendung, die mich veranlaßte, wegzugehen, weil Dinge der Art nicht nach meinem Geschmack waren.

Ich kleidete mich an, und gieng vors Thor. Hier traf ich Buttlern an, der rasch auf mich

zugieng, und mit besonders fester Miene mich fragte: „Du hast also nie ein Mädchen umarmt? wenigstens nie ihre letzte Gunst genossen?"

Nie einen Kuß, noch weniger das andere.

„Schwöre bei Gott."

Ich schwur.

„Ich bin es, der dich durch Gottes Hülfe glücklich machen kann. Von nun an gebiete ich dir: meide Liebe, Wein, und Fleischspeise. Wenn du es thun willst, so schwöre."

Ich machte einige Einwendungen; aber sein Blick gebot Ehrfurcht und Gehorsam. Nun gehorchte ich.

„Du bist, fuhr er fort, der neunte Jüngling in vierzehn Jahren, mit dem ichs versuche. Der letzte hielt acht Jahre aus, wie Gold; und an einem unglücklichen Abend unterlag er der Schönheit und den Netzen einer Buhlerin. Fünf Jahre sinds; und eben so alt ist seine Reue. Aber noch kann ich ihn nicht erhören. Ich fordre dich auf, junger Mann! ich verheiße dir das höchste Erdenglück, die höchste irdische Gesundheit. Aber zehn Jahre lang dauert deine Prüfungszeit. Vermagst du zu entsagen den Weibern, dem Wein, und

dem Genuß des Fleisches? Nach zehn Jahren magst du alsdann thun, was dir beliebt."

Ich glaube, antwortete ich, es zu vermögen. Mein voller Ernst ist es, deinen Aufforderungen zu folgen.

„Gut. Schwöre bei dem Wesen, durch das du bist, durch das die Sonne leuchtet und wärmt; bei dem, das ist, und war, und seyn wird. Schwöre."

Ich schwur nach der Formel.

„In acht Tagen verlässest du das Haus, in welchem du bisher lebtest; und wirst mein Knecht. Diese acht Tage müßen eine Vorbereitung auf deine künftige Prüfungszeit seyn. Fliehe die Weiber nicht, aber bleib kalt bei ihnen. Verachte den Wein nicht, aber meide es, ihn zu trinken. Erkenne den Werth des Fleisches, das so viele tausende nährt und stärkt, aber hüte dich, es zu essen. Noch etwas, schlaf nie länger als sechs Stunden. Und nun, leb wohl, sey verschwiegen. Wenn inzwischen dein Schwindel, Kopfweh, oder andere Uebelkeiten kommen, so nimm ein Tröpfchen dieses Spiritus auf Zucker."

Hier verließ er mich, nachdem er mir ein ganz kleines Gläschen, worinnen höchstens

hundert Tropfen waren, in die Hand gedruckt hatte.

Ich war äußerst überrascht, und voll sonderbarer Erwartungen. Meine neue Diät fiel sehr auf; ich nahm zum Vorwand, daß ich nicht ganz wohl sey. Meine Collegen suchten mich aus allen Kräften zu einer stärkenden Diät zu bereden; mein Magen, behaupteten sie, sey schlecht; die von da aufwärts steigenden Dünste verursachen meine Unpäßlichkeiten. Ich ließ sie reden, und that, was ich mochte. Einige Tage nachher bestund ich einen weit schwerern Kampf. Mein Herr hatte einen Garten am Fluß; in dem untern Theil des Gartens war ein Bad angebracht, dessen wir uns im Sommer fleißig bedienten. Einige Schritte davon, am Zaun war eine dichtbelaubte Hütte; hier pflegten wir so lange zu sitzen, bis wir hinreichend abgekühlt waren, um uns ins Bad zu begeben. Von dieser Hütte aus konnte man an einigen Orten in des Nachbars Garten sehen, der auch nahe dabei ein Bad angebracht hatte, das auf dieser Seite nicht vorzüglich verwahrt war.

Indem ich nun an einem Nachmittag, der frei war, hier saß, kam des Nachbars Toch-

ter, mit dem nemlichen Mädchen, dessen ich oben gedacht hatte. Sie führten arglose Gespräche, kamen endlich ans Bad; machten die Bemerkung, daß im Nebengarten kein Mensch sey, und entkleideten sich. Da sie hierbei noch überdieß die Rückthür des Badhäuschens nicht zugemacht hatten: so war ich Zuschauer aller ihrer Bewegungen. Vergebens suchte ich meine Augen loszureissen; allzuneu, allzuberauschend war das, was ich hier sah. Unschuldiger konnte die Mutter aller Menschen nach ihrer Schöpfung nicht gewandelt seyn, als diese Mädchen dicht vor meinen Augen ohne alle Hülle stunden, und mit jeder Bewegung neue Reize entdeckten. Nun sprang eine ins Wasser; kam schauernd wieder heraus; bespritzte ihre Gespielin, jagte ins Wasser, oder wurde hineingejagt. So dauerte es eine Viertelstunde, worauf sie auf das Brettergerüst im Innern des Badhäuschens sich setzten, und mit einander plauderten, bis sie abgetrocknet waren. Hier sagte die eine zu der andern: Wenn nur das Baden deine Krämpfe nicht kommen macht, Lotte. Must dich doch in acht nehmen.

Ja denk Lieschen, antwortete diese, vor ein paar Tagen hat mir der Apothecker was

gegeben, das ich eingenommen habe, und seither bin ich ganz frei. Sonst hatt' ichs über den andern Morgen gewiß, und jetzt ist alles fort. Ich hab dir den Menschen so gern, ich möcht ihn küssen und drücken, daß er mir von dem schlimmen Zeug geholfen hat.

Ists der große rothwangigte, sagte Lischen.

Ja, der. Ist gar ein hübscher lieber Mensch.

Hier hörte ich nun von beeden mein Lob, auf die unverdächtigste Weise; und nun stunden sie auf, rieben sich mit Tüchern, und bedeckten nach und nach einen Reiz nach dem andern vor meinen Augen. Dann giengen sie fort, und für mich zur besten Zeit. Meine ganze Natur war in Aufruhr; betäubt, und an allen Gliedern zitternd, saß ich auf der Bank, und vermochte kaum sitzen zu bleiben. Endlich sprang ich auf, lief im Garten herum, und erinnerte mich lebhaft meines Buttlers, und seiner Ermahnungen. Nach und nach bändigte ich jene leidenschaftliche Empfindungen, und zwo Stunden nachher war ich fester, als jemals, entschlossen, allen Reizen der Sinne zu entsagen, um glücklich zu werden.

In der nachfolgenden Nacht hatte ich äußerst heftige Anfälle von Kopfweh und Schwindel;

Tag gehen wir. Ich verstund nicht, was das sagen wollte, und machte mich reisefertig.

Ein Verschlag mit Büchern und Schriften, den ich ganz bequem tragen konnte, war alles, was wir mitnahmen. Den größten Theil des Tags ruhten wir; mit Anbruch des Abends machten wir uns auf, und wandelten, meistens außer den gewöhnlichen Wegen. Unsere Pässe, die uns als Kräutersammler bezeichneten, hatten wir nirgends nöthig. So kamen wir, nach einer Reise von vierthalb Monaten bei grauendem Morgen in einem verfallenen Bergschloß an. Hier ruhten wir, gewöhnlichermaßen, den Tag über. Da die Nacht einbrach, befahl mir mein Meister, ein Fläschchen, worinnen eine grünlichte Essenz war, aus dem Verschlag zu nehmen, und zween Tropfen auf ein Stückchen Zuckers zu träufeln. Nimm dieses, sagte er, um dich zu der weitern Reise, die wir vorhaben, zu stärken; und gieb alsdann mir das Fläschchen, daß ich ein gleiches thue. Ich thats; wir setzteu uns nieder, ich wußte nicht, wie mir geschah; eine Minute nachher lag ich in einem tiefem Schlaf.

Da ich erwachte, fand ich mich allein. Mein Meister, und der Verschlag verschwunden. Ich

sprang auf; die Sonne stund schon hoch. Ich fand einen Zettel mit Bleistift geschrieben, neben mir liegen; in ein Tuch war das kleine Büchschen gewickelt, welches mir Buttler vor Anfang unsrer Reise übergeben wollte. Auf dem Zettel stunden folgende Worte:

Mein Sohn, wenn ich innerhalb vier und zwanzig Stunden, von deinem Erwachen an, nicht wieder komme: so ist es ein Beweis, daß die Söhne der Natur dir nicht gestatten, meine Vereinigung mit der gütigsten Mutter zu sehen. Dann wandle mit diesem Geschenk, und dem Schlüssel, den du dabei findest, dessen Entsieglung dir aber erst alsdann erlaubt ist, wohin es dir beliebt; alle Mühe, die du anwenden würdest, mich wieder zu finden, ist ohne Nutzen, und gegen den Willen des Ewigen. Wandle vor ihm, dem Preis und Ehre gebührt.

Ein versiegeltes Billet lag neben dem Büchschen. Ich harrte den Tag hindurch, bis zur Mitternacht in der Empfindung eines stumpfen, die Sinne betäubenden Schmerzens. Endlich schlummerte ich ein. Bald darauf rief mich eine Stimme. Ich sprang auf. Ein Verhüllter trat zu mir. Du willst die Vereinigung

deines Meisters mit seiner Mutter sehen. Es ist dir gewährt. Aber schwöre mir, daß du alsdann ohne Widerspruch thun willst, was dir gebothen wird. Da ich ohne Bedenken schwur, sagte er: Folge mir. Wir giengen in Todesstille eine Stunde lang durch einen dichten Wald. Kaum konnte man bei der finstern Nacht die nächsten Gegenstände unterscheiden.

An einem großen, hohlen Eichbaum hielt mein Führer still; nahm mich bei der Hand, und sagte: Unerschrocken mir nachgegangen. Mit diesen Worten stieg er in die Höhle des Baums, und verschwand. Entschlossen that ich das nemliche. Ich fiel, indem ich wahrscheinlich auf eine Fallthüre trat, hinunter auf einen großen Haufen Heu. Unmittelbar darauf öffnete mein Wegweiser eine Thüre, von welcher aus eine Lampe einen engen Gang beleuchtete, der uns zu einem großen Saal führte. Der Verhüllte öffnete ihn, er war schön erleuchtet; der obere Theil gli h einem Chor, und war durch einen Vorhang abgesondert. Ungefähr dreißig verhüllte Personen waren in dem Saal.

So wie ich eintrat, nahte sich mir einer derselbigen. Edler Schüler, eines bald vollkommenen Meisters, redete er mich an, die Zeugnisse dieses Glücklichen für deine Treue, und deinen unermüdbaren Eifer haben dir die Erlaubniß verschaft, ein Zeuge seiner heiligen Vereinigung mit unser aller Mutter zu seyn. Komm, und sieh'!

Itzt zog er den Vorhang ein wenig zurück, und ich sah meinen geliebten Meister auf einem Bett, das weiß, wie erst gefallener Schnee war, liegen. Um ihn her stunden mehrere Personen, verhüllt, wie diejenige, die ich bisher gesehen hatte. Als er mich erblickte, nahm er meine Hand; sein Angesicht glänzte, wie das Angesicht eines Heiligen; voll väterlicher Zärtlichkeit sagte er mir: Aus Liebe für dich, theurer Sohn, habe ich meine Vereinigung bis itzt verzögert. Lebe wohl; wandle in meinen Lehren, und nun umarme mich zum letztenmal.

Weinend umarmte ich den erhabenen Lehrer. Du stirbst, schluchzete ich, du stirbst, und — —

Nenn' es nicht so, fiel er mir in die Rede. Ich vereinige mich mit der Mutter aller Wesen, mit der Natur, aus der ich hervorgegangen bin. Und nun ihr Brüder löset mich.

Er sprachs. Einer der Verhüllten trat zu ihm, bestrich seine Schläfe mit einem wohlriechenden Oehl; und entschlummert war mein Meister, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, es zu bemerken. Es war ein ruhiges Aufhören, weiter nichts.

Indem ich noch einmal mich auf den Leichnam warf, und meinen Dank stammelte, trat mein Führer herzu. Du warst itzt Zeuge der Vereinigung deines Meisters mit der Natur. In wenigen Minuten wird auch sein Staub ihr zurückgegeben. Komm! Ich wurde weggerissen von dem ehrwürdigen Rest des Verklärten. Sechs Verhüllte nahmen ihn aus dem Bett, und trugen ihn auf ein Holzgerüste. Sechs andere ergriffen Fackeln, die sich in helle Flammen entzündeten, als sie solche wider den Boden stießen. Itzt traten sie zum Holzstoß; schnell loderte das verzehrende Feuer empor. Sie sammelten die Asche in eine Urne, und setzten diese im Saal, neben einer Menge andrer, nieder.

Nun kam mein Führer wieder. Du hast gesehn, sagte er zu mir, was dir gestattet war. Kehre itzt dahin zurück, woher du gekommen bist. Nimm hier den Verschlag, der

dir als Vermächtniß des vollendeten Sohns der Natur, deines Meisters, zugehört. Was für dich noch nicht nützet, ist entfernt worden. Er nahm mich bei der Hand, führte mich durch einen dunkeln Gang aus dem Saal, und auf einem ganz andern Weg kam ich an den Fuß des Bergs, auf dessen Rücken das verfallene Schloß steht, in welchem wir zuvor gewesen waren. Leb wohl, sagte der Verhüllte, indem er mich mit seinen Armen umfaßte; arbeite fort, wie du bisher gethan hast; nach sechzig Jahren bist du fähig, in unserm Kreiß zu wandeln, und dann werden wir dich finden, wo du auch immer seyn magst. Er sprachs, und entfernte sich.

Einsam wartete ich nun mit Sehnsucht auf den Tag, und verließ alsdenn das Schloß, nachdem ich den Boden, wo mein Meister neben mir geruht ha te, mit meinen Thränen benetzt, und dem edeln Menschenfreund meinen gerührtesten Dank gestammelt hatte. Durch unwegsame Gegenden reiste ich nun fort, und suchte nur Abends ein Dorf zu erreichen, wo ich einfache geringe Nahrung kaufte. Nach einigen Monathen kam ich in bekannte Gegenden; ich fand den glücklichen Ort wieder, wo ich

mit meinem Meister zehn Jahre verlebt hatte. Ich miethete mich in eben dem Haus wieder ein; beinahe dreißig Jahre lebte ich dort, wie mein Meister mich gelehrt hatte, und arbeitete unermüdet nach seiner Vorschrift. Vor drei Monaten starb meine Wirthin; das Haus wurde verkauft, und ich kam in diese Gegend.

Der Professor endigte hier seine Erzählung. Der Graf bat ihn, weil ihm vieles dunkel geblieben seye, um nähere Aufschlüsse. Der Professor erlaubte ihm, Fragen zu thun, und versprach sie, so weit es möglich sey, zu beantworten.

Zuerst: was enthielt jenes Büchschen, und der Zettel, den ihr Meister ihnen zurück ließ?

Das Büchschen enthielt das nemliche Pulver, mit welchem ich vor einiger Zeit Ihnen den Versuch zeigte, Quecksilber in Gold zu verwandeln. Der Zettel — doch, ich kann Ihnen diesen zeigen. Er nahm ihn aus einer Brieftasche; der Graf las folgendes:

Mein Sohn, ich eile einer Vereinigung entgegen, die ich schon lange sehnlich wünsche. Sey Erbe der Lehren, die ich bis itzt dir dir gegeben habe. Sey Erbe meines kleinen Reichthums, den dieses Gefäß verschließt

Du wirst bei fortgesetztem Fleiß, ehe dieser Vorrath zu Ende gehet, ihn selbst bereiten lernen. Mit Alcohol Weingeist angerührt, gewährt eben dieses Pulver jenen Spiritus, der in jedem Krankheits-Anfall unfehlbare Hülfe leistet, bis das große Gesetz der Natur erfüllt ist. Ein Quentchen auf zwo Unzen jener Flüßigkeit ist hinreichend. Leb wohl.

„Arbeiteten Sie, fuhr der Graf fort, mit ihrem Meister auf Verwandlnng der Metalle?"

Wir arbeiteten, die geheimen Gänge der Natur kennen zu lernen. Jene Verwandlung gehört dahin.

„Sie können also unedle Metalle in edle verwandeln?"

Ich habe Ihnen Beweise davon gegeben. Ich kann es, durch jenes Pulver. Auch dieses glaube ich bereiten zu können.

„Sie glauben? Haben Sie es nie versucht?"

Nie; und werde es nicht eher versuchen, bis ich im Kreis jener Verhüllten zu stehen vermag.

„Warum aber das?"

Weil ich dessen nicht bedarf. Mein Vorrath reicht für mich auf ein halbes Jahrtau-

send. Wohlthätige Anwendung für Kranke kann ihn in dreißigen aufzehren. Aber der zwanzigste Theil davon setzt mich in Stand, noch dreißig Jahre sehr bequem zu leben, dann meine Bedürfnisse sind höchst unbedeutend.

„Würden Sie sich nicht entschliessen, dieses Pulver zu bereiten, wenn Sie dadurch eine Menge Unglücklicher unterstützen könnten?"

Geld Unterstützung ist immer das geringste. Ueberdieß würde die Bereitung einige Jahre, und große Kosten erfordern. Ich halte mich nicht für berechtiget, meinen Vorrath dahin zu verschleudern. Im Kreise der Verschleierten vermag Ein Meister in einem Tage mehr zu bereiten, als ein Monarch in einem vergeuden kann. Dort erst fängt mein ausgedehnter Wirkungsplan an.

Aber wenn Sie itzt in Stand gesetzt würden; dürften, würden Sie es thun?

Ich dürfte, würde aber nicht.

Warum nicht?

Weil ich keinen Zweck damit erreiche. Mein Vorrath reicht für meine, und vieler Unglücklichen Bedürfnisse; denn diese sind klein, wie jene.

Der Graf fuhr fort, in den Professor zu dringen, der sich aufs standhafteste weigerte.

Nach unedlichem Bitten verlangte er Bedenkzeit, und versprach, in einigen Tagen seinen Entschluß zu sagen. Zugleich gab er sein Wort, den Grafen ungerufen wieder zu besuchen.

Drei Tage nachher kam er zu dem Grafen. Dieser war eben in einiger Verlegenheit wegen einer Summe von viertausend Gulden, die ihm in Eile nöthig waren. Der Professor bemerkte etwas davon in seiner Miene.

Adept. „Sie sind in einiger Besorgniß, Herr Graf?"

Graf. Woher wissen Sie es?

Adept. „Ich bemerke es. Kann ich Ihnen nützlich seyn?

Graf. Vielleicht. Ich bin wegen einer kleinen Summe in Unruhe. Nicht wegen der Summe, sondern wegen der Eile, mit der sie nöthig ist. Ich habe für zwanzigmal so viel Brillanten, die ich in ihre Hände geben will.

Adept. „In meine Hände? wozu?"

Graf. Um ihnen zu zeigen, daß ich geneigt bin, überflüßige Sicherheit zu geben. Denn, mit einem Wort, ich lasse Sie nicht, bis Sie auch meinetwegen die Arbeit übernehmen, von der wir neulich gesprochen haben.

Adept. „Sie haben Brillanten; große Renten; Sie sind nicht unter der Zahl der Unglücklichen, für die ich arbeite.“

Graf. Bin ich es nicht, der so viele glücklich machen kann, wenn mir die Kräfte nicht fehlen? Arbeitet der nicht für das Glück vieler Unglücklichen, der für das Wohl des Staats sorgt? — Ich bitte Sie, lieber Professor, lieber Freund, wenn ich Sie itzt schon so nennen darf, sagen Sie nicht: Nein. Ich lasse Sie nicht, bis Sie mir die Zusicherung machen.

„Es sey, sagte der Professor, nach einigem Bedenken, indem er dem Grafen die Hand reichte. Aber itzt ist schnelle Hülfe nöthig. Rufen Sie einen vertrauten Bedienten, der überhaupt immer zur Hand seyn muß.“

Der Graf klingelte seinem Friedrich. Gehe er, sagte der Professor, zu einem Kaufmann, und nehme er dort einen Zinnklotz, von vier bis fünf Pfund aus. Aber englisches fordere er. Dann einen Tiegel, dreimal so groß, als der vorige war.

Friedrich kam bald mit dem Verlangten zurück. Der Professor befahl ihm, den Klotz in den Tiegel zu werfen, diesen wohl zu bedecken, und auf starkes Kohlfeuer zu setzen. Nach eini-

ger Zeit nahm er ein Büchschen heraus, schüttete die Hälfte des Wunderpnlvers auf ein Papier, wickelte dieses ein, und legte es beiseite. Dann gab er es dem Grafen mit der Bitte, es itzt in den Tiegel zu werfen. Nach einigen Secunden erfolgte ein heftiger Schlag; die Operation war vorüber, und nach vorgenommener Scheidung und Reinigung hatte der Graf vier Pfund und sieben Loth des feinsten Goldes in Handen.

Itzt war er außer sich. Er umarmte den Professor, nnd bat ihn, seine Arbeiten nicht länger zu verschieben. Dieser sicherte es unter den Bedingungen zu, daß der Graf ihm ein entlegenes Landhaus, in dessen Nähe Gebürge und Forlenwälder seyn müßen, anweisen, ihn dort nach seinem Gefallen bauen und Einrichtungen machen lassen, zu diesen aber, zu den Reisen gewisser Personen, und zur Herbeischaffung des Erforderlichen, eine Summe von vierzig bis fünfzigtausend Thalern anweisen müße. Dagegen versprach er, nach einer Arbeit von drei, höchstens vierthalb Jahren ihm zwanzig Pfund des Pulvers für seinen Antheil zu verschaffen, welches beinahe für eine Million reines Gold gewähren müße, wenn der Graf es

nicht zu dem weit edlern Zweck, seine und andrer ihm werthen Menschen Gesundheit herzustellen und zu erhalten, mit verwenden wolle.

Der Graf, im nahen Besitz einer Million und der Unsterblichkeit, war außer sich. Er umarmte den Professor mit unglaublicher Wärme. Nach einem Nachdenken einiger Minuten, kam ihm die Bemerkung bei, daß etliche Millionen immer besser seyen, als Eine, und konnte sich nicht enthalten, seinem neuerworbenen Freund diese Entdeckung mitzutheilen. Der Professor schien etwas betroffen. Sind denn, sprach er mit Ernst, die Wünsche der Sterblichen unersättlich? Wenn ich Ihnen itzt zwo Millionen verheisse, werden sie nicht in der nächsten Minute zehn wünschen! Ueberhaupt würde für den Anfang die Summe des Aufwands sich vergrößern; und doch wenden Sie in der Folge leichter das doppelte an.

Der Graf nahm die Moral ein, ohne mit Bitten nachzulassen. Er bezwang den Widerstand des Professors, der sichre Gewinnst wurde verdoppelt; der Vorschuß auf achtzig tausend Gulden erhöht. Von diesem aber, verlangte der Adept ausdrücklich, soll nicht ein Kreuzer in seine Hände kommen, sondern einem Mann,

auf den der Graf volles Vertrauen setze, übergeben werden. Eben dieser müße die vorkommende Correspondenz führen, und das Bauwesen leiten. Lange widerstrebte der Graf, der eine solche Vorsicht dem Vertrauen nicht angemessen hielt, das er in seinen Freund setzte; und endlich entschloß er sich, es in die Hände seines Friedrichs, da er über den Entschluß des Professors durchaus nichts vermochte, zu übergeben.

Nun wurde diese Angelegenheit aufs eifrigste betrieben. Mit großen Kosten negozirte der Graf achtzigtausend Gulden, und ersetzte den Abgang durch den Verkauf eines großen Theils Juwelen. Nachdem das Geld beigeschaft war, reißte der Professor in der Stille, und in Friedrichs Begleitung nach **ingen, einer Besitzung des Grafen, acht Meilen von seinem gewöhnlichen Aufenthalt, die alle Eigenschaften, welche der Professor gewünscht hatte, in sich vereinigte, ab.

Der Graf sah noch selbst die wichtigen Anstalten, welche gemacht wurden, und reiste mit glücklichen Erwartungen in den Geschäften seines Hofes nach Frankreich. Er war kaum einige Monate in Paris, als er die Nachricht

erhielt, daß der Adept in Begleitung des redlichen Friedrichs schon vor einigen Wochen verreist, daß zu **ingen nicht die mindeste Anstalt zur Fortsetzung des Bauwesens getroffen worden seye; daß die Arbeiter sich ganz verloffen hätten, weil niemand sie anweise, oder ihren Lohn bezahle. Es war ein Donnerschlag, der alle seine Hoffnungen und Plane niederwarf, indem er ihm zugleich den äußerst groben Kunstgriff entdeckte, durch welchen er hintergangen worden war. Denn natürlicherweise hatte Friedrich von Anfang an mitgewirkt, um ihn durch seinen Verbündeten, den Adepten, zu betrügen. Der erste Tiegel hatte einen falschen Boden von Leim, in welchem wahres Goldpulver verborgen war, gehabt, der bei dem Feuer schmolz, und Goldmasse lieferte. Bei dem zweiten Versuch war die mit Zinn überzogene Goldstange schon vorhanden; und ein bischen Schlaggold hatte dem Kniff einige Feierlichkeit gegeben.

Nur darin zeigte sich einige Feinheit der Betrüger, daß sie des Grafen ausschweifende Plane kannten, und ein Opfer, das mehr als ihr Vermogen betrug, mit der Gewisheit machten, daß es ihnen reichlich wieder ersetzt werden müße; und daß es bei der Schwäche des

Grafen möglich sey, auf einmal eine ungeheure Summe zu erschaffen.

Der Graf, so offen der Betrug war, hegte heimlich noch einige Hoffnung, bis er folgendes Schreiben erhielt:

„Sie werden sich jetzt überzeugt finden, Herr Graf, daß ich das Geheimniß besitze, Gold zu machen. Daß Sie dieses nie erlangen werden, läßt sich leicht denken, da Sie ohne Zweifel schon manches Mädchen geküßt, und sich um die große Vorzüge gebracht haben, welche ursprüngliche Keuschheit bei jener wichtigen Operation verschaft. Ein Universal-Mittel für die Erhaltung der Gesundheit ist, sich so viel möglich vor heftigen Leidenschaften zu hüten. Brauchen Sie dieses itzt, und vergessen Sie einen Verlust, der Sie zwar etwas schmerzt, aber Ihr Verderben nicht nach sich zieht, wenn Sie ein besserer Oekonom werden als Sie bisher waren."

Der Adept.

Der Graf befolgte diesen Rath nicht. Sein Mißmuth über den Betrug, durch den er hintergangen worden war, und der Verlust einer so ansehnlichen Summe zerrütteten seine Gesundheit, wie seine Glücksumstände. Er fieng

von jenem Zeitpunkt an, kränklich zu seyn, und starb acht Monate nachher.

Zufällig wurden in vier oder fünf Jahren darauf, die Betrüger in Neapel entdeckt, wo sie von ihrer Beute fürstlich lebten. Der Adept wurde eingezogen, und zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Der Kammerdiener Friedrich aber, der durch einen Sprung aus dem Fenster sich der Wache zu entziehen gesucht hatte, brach beede Beine, und starb elend nach einigen Tagen. Die Erben des Grafen ** erhielten nicht völlig zwanzigtausend Gulden von dem Diebstahl zurück.

Friedrich Hattersdorfs

Jugendgeschichte.

Friedrich Hattersdorf hatte von der Natur einen zarten Körperbau, einen lebhaften Geist und ein für jeden Eindruck empfängliches Herz erhalten. Sein Vater starb früh, Und seine Mutter, aus Besorgniß, ihren Sohn — die einzige Quelle, aus der sie noch in diesem Leben Freuden zn schöpfen hoffen konnte — nicht vollkommen gut zu erziehen, überließ ihn ihrem Bruder, einem Mann, dessen Herzensgüte sie genau kannte, wenn sie gleich übrigens nicht vollkommen mit ihm übereinstimmte

Waldheim — so hieß Friedrichs Oncle — war der pünktlichste Mann. Schon seine Art sich zu kleiden charakterisirte ihn. Da durfte nicht Eine Falte am Strumpf, kein Stäubchen oder Felckchen am Rocke seyn. Alles glänzte an dem Manne, alles war gebürstet und gestrichen nach der Wolle und dem Faden. Gleiche Reinlichkeit herrschte in seiner Wohnung, gleiche Genauigkeit in seinen Geschäften. Wem er übrigens die Hand both der konnte sich darauf verlassen, an ihm einen ächten Freund gefunden zu haben, und

wem er zu helfen versprach, dem half er, aber er versprach selten etwas, weil er selten die Gewißheit, Wort zu halten, vor sich sah, und darum nannte man ihn einen harten, undienstfertigen Mann. In diesem Verdachte bestärkte die Menschen die Schärfe seiner Urtheile über pflichtwidrige Handlungen und seine isolirte Lebensart. Er hatte ein einziges mal geliebt, ohne wieder geliebt zu werden. Seit der Zeit hatte er allen Umgang mit Frauenzimmern aufgegeben, die Frau des einzigen Freundes, den er häufig besuchte ausgenommen. Als fünfzigjähriger Hagestolz kannte er zwar das Gefühl der Vaterliebe nicht, aber er liebte die Kinder darum nicht weniger, wiewohl er die Gabe nicht besaß, sich zu ihnen herabzulassen. Die Kleinen seines Freundes zerrten und neckten an ihm, so oft er zu ihnen ins Zimmer trat. Sie zeigten ihm ihre Spielsachen, und ließen nicht nach, bis er ihnen Gehör gab. Dieser feine Tackt der Kinder – er, der sie so selten irre führt — ist fast immer eine sichere Wünschelruthe für die Menschenfreundlichkeit eines Herzens, gesetzt, daß auch dieses unter einer noch so dichten Hülle verborgen läge.

Friedrich verließ mit tausend Thränen seine geliebte Mutter, und fand für sie in dem Hause

seines Oncles eine alte Haushälterin, Namens Catharine, die er zwar schon lange kannte, die ihn aber jetzt, im ganzen Gefühle, nun Mutterstelle bei ihm vertreten zu müßen, mit feierlicher Freundlichkeit empfing. Des Oncles Hund, Fiedel, sprang ihm entgegen, und küßte ihn, als ob er wüßte, er sollte künftig in ihm einen neuen Gehülfen haben, der ihm seinem Wohlthäter manche Runzel von der düsteren Stirn weg zn schmeicheln helfen, und ihm selbst mit Scherz und Spiel hie und da die Langeweile verkürzen würde.

Erst jtzt fühlte Friedrich den Verlust seines Vaters Catharinens hätschelndes Wesen, das der Oncle mit strengem Ernste rügte, wenn es auf Verzärtelungen hinauslief, stach so sehr gegen das Lächeln und den Ton der Mutter ab. Freilich waren diese nicht so schmeichelnd und anschmiegend wie jenes, dafür lag in ihnen ein Etwas, welches das kindliche Herz fühlte, ohne sich sagen zu können: „So „lächelt doch nur eine Mutter; nur eine Mutter hat „diesen Ton der Liebe!" — Auch die Verweise des Oncles, wie rauh, wie fremd waren sie, gegen die des Vaters! Blickte sich Friedrich im Zimmer um, da war nichts ein-

heimisch, nichts, was ihn an dieses und jenes Spiel, an die Freuden und Leiden seines kleinen Lebenslaufes erinnerte. Er schien in eine andere, freudenleere Welt versetzt zu seyn.

Waldheim glaubte seinen Neffen am beßten durch Lehrstunden und Anstrengung zu zerstreuen. So lange Friedrich lernte, war er, aus Furcht vor dem Oncle, aufmerksam, und dachte an nichts anderes; aber, wenn dieser des Abends ausgieng, und Friedrich die Birne oder den Apfel verzehrte, welche ihm Catharine, als Belohnung seines Fleises, mit Liebkosungen, die er gezwungen erwiederte, darreichte, suchte er sich in der Dämmerung einen Winkel, und pries sich glücklich, während Catharine am Ofen kochte, unbemerkt seinem geheimen Weh in stillen Thränen freien Lauf laßen zu können.

Nur Eine Freude kannte er noch auf der Welt: die Erlaubniß, seine Mutter bisweilen besuchen zu dürfen. Zwar hatte sie eine andere und ärmlichere Wohnung bezogen, aber es waren doch die alten gewohnten Stühle und Kästen darinnen, auch das Bett der Mutter mit den Vorhängen, in welchem er so oft an ihrer Seite gelegen, und sie ihm leise ein Histörchen, oder was der heiligste Christ bescheren würde

erzählt hatte, um ihn bis zum Erwachen des Vaters, still und ruhig zu erhalten. — Ihren Hals zu umschlingen, an die mütterlichen Wangen sich zu schmiegen, sich hier auszuweinen, sie vom Vater erzehlen zu hören, wie er ihn geliebt, von ihren süßen Tröstungen aufgerichtet zu werden, dieß alles gab der natürlichen Weichheit seines Herzens eine größere Empfindsamkeit, lenkte seinen kindischen Leichtsinn früher auf Nachdenken, prägte die weisen Lehren der Mutter tiefer in seine Seele, und bildete den Knaben bald zum Jüngling, den kein Spiel seines Alters mehr ergötzte; der in der Bereicherung seines Verstandes mit Kenntnißen das unfehlbare Ziel zur Erfüllung seines einzigen Wunsches wieder bei und mit seiner lieben Mutter zu leben, vor sich sah, und sich in dem steten Umgange mit ihr den Inbegriff aller Freuden und seine Welt dachte.

Von dieser so zärtlich geliebten Mutter, bei jeder Gelegenheit auf die Wohlthaten aufmerksam gemacht, welche er von seinem Oncle empfing, besonders, wie viel er ihm für die Ausbildung seines Verstandes durch die geschicktesten Lehrmeister zu verdanken habe, wurde nun Friedrich auch dankbarer gegen diesen und

anhänglicher an ihm; auch verkannte er nicht mehr das Gutmüthige, das in den freilich manchmal widrigen Liebkosungen Catharinens lag, und so fand er nach und nach seine Lage sogar angenehm.

Er wählte die Rechtsgelehrsamkeit zu seiner künftigen Laufbahn. Sein Oncle bestimmte ihm hiezu die Universität L., weil einer der ersten von den dasigen Professoren sein akademischer Freund gewesen war, und er hoffen konnte, dieser würde seinem Neffen einige Gefälligkeiten erweisen. Der Tag der Abreise brach endlich an. Er fand seine gute Mutter schon in Thränen, als er ihr das Lebewohl zu sagen kam. Der Oncle hatte ihn zu ihr geführt, und sah unterdessen durchs Fenster auf die Straße, seine naßen Augen zu verbergen, und die Empfindungen der Mutter und des Sohnes nicht zu stören. Endlich machten sie es ihm aber zu lange, und nun sagte er, sich schnell umwendend: „Mach deiner Mutter das Herz nicht noch schwerer! „Komm! küß' sie, und dann geh!" Friedrich fiel ihr um den Hals, küßte den Mund, der ihn so oft und so süß getröstet hatte, dann ergriff ihn der Oncle, und — fort waren sie. Am Postwagen stand

die Haushälterin mit einem Päckchen unterm Arm, worein sie Schlafhaube, Halsbinde, und einen herrlichen Kuchen, in schönes Papier eingewickelt, gebunden hatte. Als Friedrich mit dem Oncle herankam, schrie sie beinahe laut auf. „Ruhig! ruhig!" rief ihr der Oncle entgegen, und Friedrich sprang in den Wagen, und der treue Fidel ihm nach. Der arme Fiedel! — von ihm hatte er noch nicht Abschied genommen. Er küßte den gutmüthigen Gefährten und Theilnehmer seiner Leiden und Freuden; und dieser ließ sich nun traurig aus dem Wagen heben. Der Schlag fiel zu. Der Postillon hieb in die Pferde, und Friedrich und der Wagen verschwanden.

An ein isolirtes Leben gewohnt, machte er keine Bekanntschaften. Belletristische Schriften, die er jetzt erst zu lesen anfing, gaben seinem Geist und Herzen eine neue Richtung. Er theilte seine Zeit zwischen die Freuden, die ihm ihre Lectüre gewährte, und sein Brodstudium. Nun fieng er an, noch mehr Gefühl für die Schönheiten der Natur zu empfinden. Es entstand in ihm der Wunsch, Musik zu lernen. Er versagte sich den Abendtisch, die Kosten eines Claviermeisters bestreiten zu können.

Da er viele natürliche Anlagen zu dieser Kunst besaß, und einen großen Theil seiner Erholungsstunden darauf verwandte, so war er bald im Stande, sich selbst ohne seinen Lehrmeister fort zu helfen, der ihn indessen so liebgewonnen hatte, daß er ihn noch bisweilen besuchte um ihm Unterricht im Singen zu geben, wozu ihn die Natur mit einer sehr angenehmen Stimme beschenkt hatte.

Je mehr der Umgang mit den Musen und den Reizen der ländlichen Natur und der Tonkunst seine Gefühle veredelte und erhöhte, desto mehr regte sich in Friedrich jene Sehnsucht, die keine Lectüre, nicht die schönste Gegend, nicht der ganze Zauber der Musik zu stillen vermag, deren Verlangen sie vielmehr vergrößern. Es fehlte nicht viel, daß ihm diese Sehnsucht nicht allen Geschmack an ernsten Beschäftigungen benahm. Er mußte sich an seine Mutter, an alle seine Pflichten errinnern, dieser Sehnsucht Schweigen zu gebieten, wann ihn seine Arbeiten riefen. Einst, als er des Abends, in einer reizenden Gegend, nachsinnend fortwandelte, begegneten ihm zwei Studenten Arm in Arm. Das ists — sagte er zu sich selbst, und es war ihm, als fiele ihm,

auf einmal eine Binde von den Augen — das ists, was dir fehlt. Du bist so allein in der großen, weiten Schöpfung. Du mußt alle deine Empfindungen in dich verschließen, hast Niemand, mit dem du des Abends am Arm durch diese schöne Gegend wandlen, Niemand, den du beim glühenden Sonnen-Untergange, oder in vollem Gefühle nach einem tief empfundenen Saitenspiel und Gesang die Hand drücken könntest — Ein Freund fehlt dir. — —

Sich dieß zu sagen, und einen iungen Mann, den er in den Collegien oft betrachtet, weil ihn sein ganzes Wesen angezogen hatte, nicht ferne auf einem Hügel allein mit einem Buche sitzen zu sehen — war Eins. Wie? dachte Friedrich — zeigt dir vielleicht die Vorsehung hier einen Freund? Folg ihrem Winke!

Er ging auf den jungen Mann, welcher sich Torstendahl nannte, und aus Schweden gebürtig war, zu, sprach ihn an, bekam freundliche Antwort. Sie gingen mit einander weiter. Ein Wort gab das andere. Ihre Herzen öffneten sich, je mehr Einklang sich in ihren Empfindungen offenbarte, und als sie schieden, drückten sie sich die Hände, und

versprachen sich, täglich einander zu sehen, und wenn das Wetter gut wäre, mit einander spatzieren zu gehen.

Friedrich kam nach Hause. Sein Zimmer war ihm nicht mehr öd. Sein Clavier schien jeden melancholischen Laut verloren zu haben Seine Augen wachten, indeß er wie ein Liebetrunkener träumte. – Liebliche Bilder erschienen ihm im Schlummer, und das erste Gefühl seines Erwachens war, das Unnennbare: „du bist nicht mehr allein!"

Dieser süße Zustand konnte nicht lange dauern — die innigste Freundschaft gewährt ihn nicht. Friedrich ward Trostendahls Vertrauter, und dieser erzehlte ihm von einer Geliebten, die er in Schweden zurück gelaßen. Er mahlte mit all dem Feuer einer jugendlichen Phantasie, wie schön Julie sey, wie sie mit einander aufgewachsen, sich schon von Kindheit an geliebt, und für einander von ihren Eltern bestimmt gewesen, wie Julie in der Mutter Arm gesunken, als er das letzte Lebewohl auf ihre zitternden Lippen gedrückt. Er ließ ihn Juliens Briefe lesen, voll jener sanften, edlen Empfindungen, deren ein weibliches, mit Sorgfalt ausgebildetes Herz fähig ist. Solche

traute Herzens-Ergießungen weckten in Friedrich die Sehnsucht wieder, welche die Freundschaft weder gestillt hatte, noch durch sie verloschen war. Er trauerte über sein Schicksal, daß es ihm nicht ebenfalls in eine solche glückliche Lage von Familien-Verhältnißen gesetzt; er verhehlte sich den Wunsch nicht länger, auch eine Julie zu finden, auch so geliebt zu werden, wie Torstendahl. Jetzt sang er oft mit rührendem Ausdrucke Bürgers Lied eines Ungeliebten.

Unterdessen näherte sich das Ende der akademischen Laufbahn für die beiden Freunde. Torstendahl eilte um so mehr, als er umgewöhnlich lange keine Briefe von Julien erhalten hatte. Schmerzlich war ihre Trennung — Friedrich nun wieder allein.

Tief bewegt von Torstendahls Abschied, floßen Thränen Friedrich die Wangen herab, während er sich am Morgen dieses Abschieds frisiren ließ. In diesen Augenblicken erhielt er ein Päckchen mit dem zu seiner Rückreise bestimmten Gelde. Du kömmst wie gerufen – sagte er und legte das Päckchen auf den Tisch. Da Sie so weichherzig sind, fieng der Friseur an, so sollten Sie sich doch eines armen Mädchens erbarmen, das zu N. in ein ver-

dächtiges Haus gerathen ist, wo sie nun ohne Zweifel zu Grunde gerichtet wird. Ich habe sie zufälliger Weise gesehen. Es ist ein schönes Mädchen, noch ganz jung und so unschuldig! Es that mir das Herz weh, als man mir sie zeigte. Sie war so traurig —

Friedrich ward aufmerksam.

Und — fuhr der Friseur fort — es wäre doch warhaftig ein Verdienst, ein solches Mädchen, das noch unverdorben ist, den Klauen der Verführung zu entreissen.

Diese Bemerkung fing in Friedrichs Herzen Feuer. Er erkundigte sich genau nach dem Hause. Der Friseur gab ihm alle Auskunft, die er verlangte. Nach einem langen Kampfe beschloß endlich Friedrich gegen Abend, sich in seinen Ueberrock zu hüllen, und nach dem eine halbe Stunde weit entfernten N. zu gehen. Bebend klopfte er an der beschriebnen Hausthür. Ein altes Weib, mit der ganzen lüsternen und habsüchtigen Miene einer Kuppelerin, öffnete sie ihm und schätzte sich mit tükischer Freundlichkeit glücklich, Herrn Hattersdorf auch einmal in ihrem geringen Hause zu sehen. Friedrich erschrack und erstaunte, seinen Namen nennen zu hören. Ei, sagte sie, ich kenne

alle die galanten Herrn in der Stadt. Bei diser Benennung fühlte er sich so herabgewürdigt, es wandelte ihn ein solcher Widerwille an, daß er schon umzukehren im Begriff stand, als das schlaue Weib, tief in seine Seele blickend, eine Thür zu ebner Erde öffnete und ihm Minchen zeigte.

Sie saß mit dem Kopf auf den Arm gestützt, auf einem Sopha, in einem niedlichen, ausgemahlten Zimmer, dessen Fenster in einen einsamen, kleinen, angenehmen Garten giengen. Bei seinem Eintritte stand sie auf und machte erröthend eine Verbeugung. Minchen, rief Frau Manners, sei doch nicht so spröde, doch ihr Leutchens werdet euch schon besser kennen lernen!

Stumm wie Minchen stand Friedrich da — Ihre Schamröthe auf den jugendlichen Wangen, ein glänzendes Augenpaar, wie ihm schien, von himmlischen Thränen erleuchtet, ein Wuchs, schlank wie der Bau eines Rehs, und suelt wie die geschmeidige Rebe, ein voller blendender Busen, den das pochende Herz schneller empor hob — wie viel Reiz, wie viel Zauber auf einmal für den unerfahrnen Jüngling — für den Jüngling, dessen lange Sehnsucht-

sich nun in die unbekannte Begierde des Genußes dieser Reize auflöste.

Frau Manners — stotterte Friedrich! Gleich, erwiederte sie, aber ein so galanter Herr kennt den Brauch — Minchen ist schön und noch ganz frisch. —

Bei diesen Worten ergriff Minchen das Tischchen, an dem sie stand. Sie schien diese Rede — ohne eine Stütze nicht ertragen zu können.

Friedrich drückte ihr in die hingehaltene Hand einen großen Thaler. Manners besah den Thaler, schüttelte lächelnd den Kopf, und erklärte, ohne zwei Louisd'ors dürfte sie ihn mit Minchen nicht allein laßen. Diese Forderung überstieg Friedrichs Barschaft. — Er griff in der Verwirrung nach seiner goldenen Uhr, gab sie als Unterpfand hin, und die Kupplerin verschwand mit einem tiefen Kn ks, und der Versicheruug, daß sie nicht g werden sollten.

Jetzt war Friedrich mit Minchen a Das Schloß der Thüre rasselte zu.

Minchen schlug die Augen nieder — betrachtete sie zitternd. — Diesem Augenbl glaubte er im Hause die Stimme seines Friseu

zu hören. Ha — sagte er zu sich selbst — eine gemeine Buhlerin, an die man dich verhandeln will. Dieser Gedanke empörte ihn — aber ein Blick von Minchen, so seelenvoll, so bittlich, als ob er sagte: – sieh, ich bin in deiner Gewalt — schone mich — wenn du so edel bist, als du zu seyn scheinst — entwaffnete seinen Zorn - Mädchen! fing er an, Unglückliche, wer du auch bist — du scheinst nicht für dies Leben gebohren und erzogen zu seyn — Hattest du keinen Vater, keine Mutter, die dich vor dem Gifte der Verführung warnten oder vergaßest du ihre Lehren so leicht? Noch so viel Unschuld im Antlitz und ein feiles Mädchen!

Minchen sank auf den Sopha zurück und verbarg ihre Thränen ins Schnupftuch.

Weg — sagte Friedrich, weg mit diesen Thränen, weg mit diesem Schnupftuche, ich kenne diese Künste, zwar dem Himmel sei Dank, nicht aus Erfahrung, wohl aber aus Büchern. Solche Künste sind verbraucht.

In diesem Augenblick warf Minchen das Schnupftuch weg. Ihre Thränen schienen zu vertrocknen. Sie hob sich mit einem Stolz, mit einer Würde auf, die der beleidigten Menschheit eigen ist, wann sie zertreten werden will.

Zwar sprach sie nichts, aber ihr Blick, ihre Haltung, ihr ganzes Wesen sprach laut: Ich bin nicht die Verworfene, für die du mich hältst. Prüfe, ehe du mich verurtheilst.

Friedrich fühlte das Uebergewicht, welches ihr erlittenes Unrecht in diesem Augenblicke über ihn gab. Schon wollte er sich ihr nahen, und Verzeihung von ihrer bitten, als die Anspannung all ihrer Kräfte nachließ, sie zu seinen Füßen niedersank, und im ganzen Gefühl ihres Unglücks und Elends, flehend die Hände zu ihm emporhob, und rief: „Erbarmen! „Erbarmen! mit einer Unglücklichen — „Sie haben mich gerettet — vollenden Sie „das Werk eines Schutzgeistes" —

Gott! — erwiederte Friedrich erschüttert, was kann ich denn für Sie thun?

Alles, alles! Bringen Sie mich aus diesem Hause — führen Sie mich in einen Kerker; ich folge Ihnen. Nur aus diesem Hause weg wo ich, allein, verlaßen, jeden Augenblick am Rand des Verderbens stehe!

Friedrich hob Minchen tief bewegt auf, setzte sie auf den Sopha, und sich neben sie. Er bat sie, ihm ihre Geschichte zu erzehlen, die ihm so räthselhaft schien, und dann versprach er, für sie zu thun, was er vermöchte.

Ich bin — sagte sie — die Tochter eines Accis Inspectors in Z*. Meine Mutter starb früh. Mir nun selbst überlassen, aber von ihr zur Häuslichkeit erzogen, besorgt' ich meinem Vater das Hauswesen treulich, und vertrat Mutterstelle bei meinen Geschwistern. Meine einzige Erholung war Romanenlectüre. Ich las halbe Nächte durch, und beschäftigte mich, wo es meine Arbeiten gestatteten, mit den reizenden Bildern glücklicher Liebe, und den Idealen von Liebhabern, mit denen jene Lectüre meine jugendliche Phantasie anfüllte. Endlich kam ein Fremder in unser Städchen. Er lernte meinen Vater kennen. Dieser gab ihm Zutritt in unser Haus. Es war ein schöner Mann von den angenehmsten Sitten, voll Welt und Kenntnisse. Meine Gestalt, meine Unschuld, machten Eindruck auf ihn. Ich fand in ihm das Ideal meiner Phantasie. Ich liebte ihn mit der ganzen Reinheit und Heiligkeit der ersten Liebe. Anfangs stimmte er in diesen Ton, aber nach und nach wußte er ihn umzuändern. In einiger Zeit schwärmte ich nicht mehr — es erwachten in mir bisher ungekannte Begierden — er verstand sie auf die feinste Art zu entschuldigen, zu nähren, endlich zu rechtferti-

gen. — Seine Grundsätze, auf tausend Beispiele angewendet, wurzelten tief — ich stand auf dem Punkte, mich ihm hinzugeben, als er — ich weiß nicht aus welcher Veranlassung — plötzlich verschwand. Seine Entfernung machte mich nachdenkend. Ich verglich meinen vorigen Gemüthszustand mit meinem gegenwärtigen — ich verkannte die süße Ruhe des ersteren nicht, allein des Fremden Bild — seine Grundsätze stellten sich mir unaufhörlich dar. Mein Vater erkrankte, und starb. Gute Menschen, nahmen sich meiner Geschwister an. Ich allein sollte meine Versorgung selbst suchen. Ich faßte den unseligen Entschluß hieher zu reisen. Ich ward auf der nächsten Station über die Absichten meiner Reise befragt. Ich verhehlte sie nicht. Man empfahl mir dies Haus zu meinem einstweiligen Aufenthalsorte. Ich ward freundlich empfangen; man versprach einen guten Dienst für mich ausfindig zu machen. Unterdessen kam man mir mit allem zuvor. Ich sah ein paar Mädchen im Hause, die man für Baasen ausgab. Ich bemerkte, daß sie Besuche von Mannspersonen erhielten. Mir ahndete nichts gutes. Endlich legte man mir es näher. Jetzt sah ich erst ganz ein, wohin

ich gerathen war. Ich wollte auf der Stelle aus dem Hause, aber man machte mir eine Rechnung, die den Werth aller meiner Habseligkeiten weit überstieg, und man erklärte, mich nicht eher weg zu laßen, als bis diese getilgt wäre. — Laßen Sie mich mit Stillschweigen die Kunstgriffe übergehen, mit denen es endlich dahin gebracht wurde, daß ich mich entschloß, Ihren Besuch anzunehmen. Die abscheuliche Art, womit mich die Kuplerin an Sie verhandelte, empörte mein Herz. Ich fühlte, wie tief ich gesunken sey. Das übrige wißen Sie selbst — Wer Sie auch sind — ich flehe Sie um Barmherzigkeit an. — Ich kann mich in Ihrem Charakter irren — vielleicht ist es nur die Verzweiflung, die mir Zutrauen zu Ihnen einflößt — Retten Sie mich — Bringen Sie mich zu guten Menschen — ich will arbeiten wie die geringste Magd, und zeigen, daß ich Erbarmen verdiente!

Friedrich gerührt, und voll Vertrauen in die Warheit, die aus jedem ihrer Worte, jeder ihrer Mienen hervorleuchtete, und die sein eignes Herz außerdem noch zum Fürsprecher hatte, betheuerte für sie zu thun, was er vermöchte. Er sann eine Zeitlang nach, entwarf, wie ihn dünkte, einen sehr glücklichen Plan,

und bat Minchen, diesen Plane gemäß — sich gegen Frau Manners heute noch sehr zufrieden zu stellen. So verlißen sich beide.

Friedrich eilte nach der Stadt, und zu dem Professor, an den er empfohlen war. Es war schon Nacht, aber dies hielt ihn nicht davon ab. Es betraf ja die Unschuld, das Glück eines liebenswürdigen Mädchens! Vergeben Sie, Herr Professor — sagte er athemlos — daß ich noch so spät Ihnen lästig falle, aber das, was ich Ihnen zu sagen, warum ich Sie zu bitten habe, wird mich entschuldigen. Gefahr haftet auf dem Verzuge. Sie müßen mir beistehen, ein noch tugedhaftes, noch unschuldiges Mädchen von dem Rande des Verderbens zurückhalten.

Friedrich ließ den Professor nicht zum Worte kommen. Er erzehlte ihm mit der treuherzigsten Hastigkeit, was er gesehen und gehört hatte. Der Professor zog je länger je mehr seine Stirn in Runzeln. Auf seinem Gesichte verbreitete sich immer größerer Ernst. Friedrich bemerkte es, fing an zu stottern, nnd war froh, am Ende seiner Erzehlung zu seyn, denn es benahm ihm die Stimme. Zitternd sah er des Lehrers Antwort entgegen:

Junger Mann! Sie sind dupirt. Ihre Unerfahrenheit hat Sie an den Rand des Verderbens geführt. Gehn Sie nach Hause. Versprechen Sie mir, sich zu beruhigen, und die feile Buhlerin nicht mehr zu sehen.

Herr Professor! —

Heute nimmt Ihre Vernunft keine Gründe an — aber ich befehle Ihnen im Namen Ihres Oncles, im Namen Ihrer Mutter, das Mädchen nicht mehr zu sehen, um sich aufs mindeste keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Gute Nacht Herr Hattersdorf!

Man stelle sich nun Friedrichs Gemüthszustand vor! Er verlebte eine schreckliche Nacht. Der Tag brach an. Jede verfloßene Stunde desselben vermehrte seine Bangigkeiten. Er sah den Abend heranrücken, sann und sann, überlegte und wog ab. Jede Verzögerung schien ihm gefährlich, und doch wußte er nicht, was er thun, welchen Entschluß er fassen sollte? Endlich brach der Abend an. Jetzt glaubte er für seine Unentschlossenheit die letzte Frist vor sich zu sehen. Er nahm seine ganze Baarschaft zusammen, und eilte zu Minchen. Sie hatte ihn mit gleicher Bangigkeit erwartet. Sie sah in ihm ihren Schutzgeist ins Zimmer

treten. Sie flog ihm an den Hals, that hundert Fragen für Eine an ihn, und Friedrich wußte keine einzige zu beantworten. Er verhelte Minchen das Urtheil des Professors nicht. Er gestand ihr, ohne eine solche Unterstützung, auf die er gerechnet, sie nicht retten zu können. Minchen warf sich trostlos auf den Sopha und Friedrich stand eben so vor ihr. In diesem Augenblicke hörten sie Lärm im Hause, der immer näher kam. Eine trotzige Stimme befahl, die Thür zu öffenen. Friedrich zögerte, und die Thür sprang auf. Der Amtmann mit den Häschern trat ins Zimmer. Ihnen folgte die Kupplerin zitternd. Auch ihr geht mit — sagte der Amtmann, auf Minchen deutend. Erschrocken fragte Friedrich: wohin? Aufs Amt, und dort, bis zum Ausgang der Sache, in sichere Verwahrung, war die kalte Antwort, die er erhilt.

Aber, Herr Amtmann! Minchen ist unschuldig. Selbst dies abscheuliche Weib — fuhr Friedrich, auf die Kupplerin hinweisend, fort — muß ihr dies Zeugniß geben.

Desto besser für sie.

Wenn Sie selbst an der Möglichkeit ihrer Unschuld nicht zweifeln, wie können Sie

das arme Mädchen der Schande des öffentlichen Verhaftes Preis geben? Bedenken Sie doch, daß dieser Schritt die Unschuldige um ihren guten Namen, das größte Gut eines armen Mädchens, bringen, daß er sie auf immer Unglücklich machen kann.

Davon nimmt das Amt keine Notitz.

Friedrichs Vorstellungen blieben fruchtlos. Sie würden nicht mehr angehört. Der Amtmann befahl, Minchen mit Gewalt fortzuführen, indem er zu Friedrich sagte: Gehen Sie, mein Herr, und schätzen Sie sich glücklich, daß ich Ihnen diese Erlaubniß gebe. Suchen Sie sich der Schande zu entziehen, womit diese Ueberraschungsscene Ihren guten Namen brandmarkt.

Die Häscher ergriffen Minchen — Laßt mich — sagte sie ressignirt — ich kann euch ja nicht entlaufen, und ihr sollt sehn, daß ich euch gern folge, wohin ihr wollt, da ihr mich aus diesem Hause führt.

Dann wandte sich Minchen gegen Hattersdorf, ihm die Hand mit rührender Schönheit eines leidenden Engels reichend — Leben Sie wohl. Sie haben mich gerettet. Vergessen Sie dies nicht, wenn Ihnen dieser Auftritt

bittre Augenblicke verursacht. Der Himmel wird Sie noch dafür lohnen.

Minchen ward fortgeführt. Friedrich folgte ihr stumm und thränenvoll nach. Im Freien hatt' er erst Luft und Zeit, die ganze Scene, die wie ein Traum vorübergegangen war, zu überdenken. Jetzt fielen ihm des Amtmanns Worte erst auf: Suchen Sie sich der Schande zu entziehen, womit diese Ueberraschungsscene Ihren guten Namen brandmarkt. Seine erhitzte Phantasie sah schon vor Augen, wie er das Gespräche der ganzen Stadt seyn, wie man mit Fingern auf ihn deuten würde. Er las schon die Briefe des Professors an seinen Oncle. Er hörte diesen den Brief seiner Mutter vorlesen, sah sie in Thränen zerfließen, hörte den Oncle streng über ihn richten, ihn ungehört verdammen. — Dann erschien ihm Minchen, dem Gespötte der Häscher Preis gegeben, im dürften Kerker verlaßen, im Verhör wie eine feile Dirne mißhandelt — zur öffentlichen Strafe verurtheilt — mit diesem Brandmale — geflohen von aller Welt – ins Elend von Verzweiflung erst jetzt in den Abgrund gestoßen, von welchem

sie von dem Arm der Gerechtigkeit wohlthätig zurückgeführt zu werden, vergebens hoffte. —

Gefoltert von diesen schrecklichen Vorstellungen, kam er in seine Wohnung zurück — aber sie war ihm zu eng. Er gieng nach seinem Gasthofe. Seine Tischgenossen kamen. Man setzte sich zu Tisch. Friedrich konnte nichts eßen. Apropos — fing ein Liefländer an — habt ihr nichts gehört — man ist diesen Abend zu N. N. eingefallen, und hat einen schönen Vogel gefangen. — Wißen Sie nichts davon, Herr Hattersdorf?

Friedrich sank beinahe in Ohnmacht. Der Liefländer hatte zufällig die Frage an ihn gerichtet, aber er glaubte, es wäre schon alles verrathen, stand hastig auf und eilte fort. Jetzt fiel es ihm unmöglich, einen Tag mehr in der Stadt leben zu können. Er packte seine Sachen zusammen, und machte sich für den andern Morgen reisefertig. Sie werden, schrieb er an seine Mutter — von dem Professor N. N. die Ursache hören, die mich zu dem verzweifelten Entschlusse bewegt, schleunig und auf gut Glück die Universität zu verlassen. Ich kann es aber keinen Tag mehr hier aushalten. Vergeben Sie mir beste Mutter! Ich bin warlich

nicht strafbar. Sie sollen Alles genau hören; nur jetzt ists mir nicht möglich, Ihnen umständlich, zu schreiben. Suchen Sie meinen guten Oncle zu besänftigen; ich kann, ich werde mich vertheidigen. Ich bin Ihrer und Seiner Liebe und Wohlthaten gewiß nicht unwerth. Ich gehe jetzt nach G. Vielleicht weiß mich unser Vetter irgendwo zu emploiren.

Friedrich kam in G. an, und verhehlte seinem Vetter Adamson die Ursache seiner unvermutheten Ankunft nicht. Adamson gehörte zu der Klasse von Menschen, von welchen sich weder viel Gutes noch viel Schlimmes sagen läßt. Ohne Charakter, ohne Grundsätze sind sie das Spiel des augenblicklichen Eindrucks, und daher hat ihre Handlungsweise weder Klugheit, noch ausdauernde Energie. Vetterchen! Vetterchen! — sagte Adamson, am Schluße von Friedrichs Erzehlung und fuhr mit der Hand unter der Mütze über das abgeschnittene schwarze Haar seines Kopfes — das habt ihr nicht gut gemacht. Doch nun seyd ihr einmal da — geht zu meiner Frau und Töchtern, ich komme bald nach.

Friedrich befolgte diesen Rath. Schüchtern nahte er sich seiner Baase der Frau Kammer-

Räthin um ihre alte runzlichte Hand zu küssen. Diese Devotion ward mit einer Freundlichkeit aufgenommen, die ihm bald ein böses Spiel gemacht hätte, denn er glaubte seines Oncles Haushälterin Catharine leibhaftig vor sich stehen zu sehn, und alle widrige Eindrücke ihrer Freundlichkeit schienen auf einmal in ihm zu erwachen, und ihn von seiner Baase mit Gewalt zurück zu stoßen; doch ein Blick auf Louisen milderte dies Gefühl sogleich, und verlöschte es im folgenden Momente ganz. Louise, als er auf sie zuging, stand von ihrem Arbeitstische auf, und zeigte ihm einen Wuchs, den die Natur zu einem Modell bestimmt zu haben schien. Ihr braunes Auge fixirte ihn mit einem Feuer, das ihn durchdrang, und ihr Mund hieß ihn mit einem Lächeln willkommen, dessen Lieblichkeit ihn, wie den Freund der Natur, der erste schöne Merztag nach einem langen Winter, erquickte. Nicht so einnehmend waren die zwei andern Schwestern Henriette und Caroline. Henritte schien sehr gleichgültig bei seiner Ankunft zu seyn, und Caroline sogar scheel darüber zu sehen. Unterdessen kam der Vater, forschte beim Eintritte ins Zimer nach dem Blicke seiner Gebiterin, und als dieser ihm Zufrieden=

heit mit dem Ankömmlinge ankündigte, war ihm nun erst leicht ums Herz.

Die Baase befahl, dem jungen Vetter, ein Zimmer zurecht zu machen, und Louise schien mit sichtbarem Vergnügen den Auftrag zu übernehmen. Wie wärs, mein Schatz! sagte die Kammerräthin, wenn du zu dem Geheimerath Z. giengst. Er hat so eben seinen Secretair placirt — vielleicht könnte der Vetter an desselben Stelle kommen.

Ein ganz scharmanter Einfall! erwiederte der Kammerrath, und griff schon nach der Kappe, um die Prücke aufzusetzen, indem er die Frage hinzufügte: Meinst du, daß ich gleich zu dem Geheimerath gehe?

Je eher, je besser. Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist.

Adamson kleidete sich an. Seine Gattin gab ihm Hut und Stock, machte ihm die Halskrause noch zurecht, las ihm eine Lection über die Dintenflecke, die er in seine Wäsche bringe, und er gieng mit einem Tätscheln ihrer braunen Wangen, und einem: „Nu, nu, sei nur wieder gut!" seines Wegs.

Dem Geheimenrathe waren zwar verschiedene junge Männer angeboten worden, allein er

baute nicht viel auf schriftliche Emfehlungen, und sah gern den Mann selbst zuvor, dem er seine Geschäfte anvertrauen wollte. Des Kammeraths Antrag war ihm also nicht unwillkommen. Er gab Friedrich für den folgenden Tag eine Stunde, ihn zu sprechen. Dieser erschien. Der Geheimerath ließ sich in ein Gespräch über wissenschaftliche Gegenstände mit ihm ein. Er fand einen jungen Mann von schönen Kenntnißen an ihm. Hierzu kam noch, daß ihn sein physiognomisches Gefühl, das ihn selten täuschte, und noch mehr die schüchterne Bescheidenheit und eine gewiße Melancholie, die seine Lage über sein ganzes Benehmen verbreitete, für Friedrich einnahm. Wollen Sie es — sagte endlich der Gegeheimerath — ein Vierteljahr lang mit mir versuchen, so treten Sie morgen Ihre Stelle an. Sind wir nach Verfluß dieses Termins mit einander zufrieden, dann werde ich Ihnen gewiß annehmliche Bedingungen machen; wo nicht, so sollen Sie für diese Zeit hinlänglich entschädiget werden.

Friedrich wußte vor Freude beinahe nicht, wie er sich benehmen sollte. Schon beim Eintritte in des Geheimenraths Haus, hatte ihm

alles darin gefallen. Ueberall eine Reinlichkeit, die von der Ordnungsliebe, dem feinen, selbst auf Kleinigkeiten achtenden Gefühle und Geschmack des Besitzers zeugten, und erst er selbst — der schlichteste Mann, und doch so voll edler Würde In seinem Gesichte unverkennbare Herzensgüte und stille Heiterkeit mit einem Etwas, das dem fühlenden Beobachter sagte: Ich war auch einst froh und glücklich — jetzt kann ich nur noch heiter im Genuße väterlicher Liebe und des reinen Vergnügens seyn, das mir die Natur und die Erfüllungen meiner Pflichten gewähren.

Z. besaß eine Gattin, wie es wenige giebt. Sie starb, indem sie ihm eine Tochter gebahr, die noch lebte. Friedrich sah sie des andern Tags zum erstenmale bei dem Mitags-Tische. Amalie stand in der Blüthe. Sie war 17. Jahre alt. Ihr Wuchs, ihre Haltung verband Majestät mit Grazie. Ein paar aufs schönste gewölbte Augenbraunen erhöhten die blendende Weisse ihrer zarten Haut. Ihre Wangen durchschimmerte die Röthe der Unschuld in unberührtem Glanze, Ihr geistvolles Auge war der reine Spiegel ihrer unbefleckten Seele, in welcher kein Gedanke, wie in ihrem Herzen,

Empfindung keimte und Wurzel schlug, die nicht der scharfe Blick des Vaters lieben und segnen mußte. Diese seltne Harmonie zwischen Körper und Geist, war sein Werk. Er hatte Amaliens Erziehung zu seiner ersten und wichtigsten Sorge außer seinem Geschäftskreise gemacht. Seine Bemühungen schien seine vollendete Gattin als Schutzgeist zu leiten und zu unterstützen, und oft war ihm, wenn er eine neue schöne Eigenschaft an Amalien sich entwickeln, oder Früchte tragen sah, als ob er die Nähe, die Gegenwart, die unmittelbare Einwirkung der Mutter empfände.

Friedrich war von Amaliens Anblick durchdrungen, wie ein Sterblicher durchdrungen seyn würde, wenn er sein Ideal einer Göttin der Jugend und der Unschuld plötzlich vor sich erscheinen sähe. Er hatte mit dem Geheimerathe offen, wie Mann zu Mann, sprechen können; aber jetzt am Tische, unter Amaliens Augen, wußte er nichts zu sagen, war über jede Frage verlegen, die sie unbefangen an ihn richtete, und athmete freier, als die Tafel aufgehoben wurde, und er wieder in seinem Zimmer war.

Abends besuchte er seinen Vetter. Er verglich Louisen mit Amalien. Wie viel mußte

die Erstere gegen die Letztere verlieren, und doch verlor sie nichts, und doch gewann sie bei dieser Vergleichung. Stand, Schönheit, alles schien ihm Amalien für ihn zu einer Göttin zu erhöhen, zu welcher auch nicht der leiseste Wunsch nach ihr sich emporschwingen durfte. Anders war es mit Louisen — Sie war ihm — daß ich so sagen darf — menschlicher. Ihre Sphäre war die seinige. Nehmt nun noch dazu, daß Friedrich auf Louisens Herz Eindruck gemacht hatte, daß sie ihm entgegenkam; und ihr werdet begreifen, wie sich sein Herz für sie entscheiden konnte.

Des andern Tages war Friedrich schon nicht mehr so verlegen am Tische. Seine verworrenen Gefühle hatten sich entwickelt und geschieden. Die Grenze war gezogen. Der ungeheure Abstand zwischen ihm und Amalien bestimmt.

Friedrichs Mutter und dessen Oncle segneten die Vorsehung für die unerwartet glückliche Wendung, welche sein schneller Abgang von der Universität genommen hatte. Sie sahen ihn in einer Laufbahn, die ihn zu seinem künftigen Glücke führen konnte. Das Probevirteljahr verfloß. Der Geheimerath hielt Wort.

Ganz mit ihm zufrieden machte er ihm die annehmlichsten Bedingungen. Friedrich brachte seine müßigen Augenblicke in Adamsons Hause zu, liebte Louisen, und war von ihr geliebt, und in jeder Rücksicht glücklich.

So verstrich ein Jahr, nach dessen Verlauf ein anderes Regiment nach G. verlegt wurde. Ein gewißer Herr von Plittersheim, Officier unter diesem neuen Regimente, erhielt Zutritt in Adamsons Hause. Sein Witz, seine angenehmen Sitten, seine Kunst, eine Gesellschaft gut zu unterhalten, bezauberten Friedrich, wie die ganze Familie. Letzterer sprach in des Erstern Abwesenheit mit Wärme von ihm, und war selbst oft Veranlaßung, daß Plittersheim zu dieser und jener Parthie eingeladen ward. Es knüpfte sich zwischen ihm und dem Officier das Band der Bekanntschaft in nähere Vertraulichkeit. Jetzt entschlüpften Plittersheim manchmal Grundsätze und Reden, welche Friedrich anfangs für Scherz aufnahm, die ihn aber durch verschiedene Anläße bewogen, aufmerksamer zu werden.

Louise fieng an, von Friedrich leicht beleidigt zu werden. Der heitere Horizont seiner Liebe trübte sich. Noch wußte er nicht, woher

die Wolken kamen, aber er beschloß, zu beobach-
ten. Am nächsten Abende war bei Adamson
kleine Gesellschaft. Friedrich war ernst, und
stach sehr gegen Plittersheim ab, der nie munte-
rer, nie angenehmer gewesen war. Ersterer
fühlte selbst den Contrast, den er mit Letzterm
machte. Die Ueberzeugung davon machte ihn
fühlen, wie viel Schatten diese Situation auf
ihn, und wie viel Licht sie auf den Officier
werfen müße. Er suchte sich über ihn zu erheben;
aber, weil er es suchte, mißlang sein Versuch
und setzte ihn in nur noch tiefern Schatten.
Muthlos schwieg er nun ganz — vielleicht hätte
er sich nach einiger Zeit wieder gesammelt,
allein plötzlich wandete sich sein Auge auf Louise
und Plittersheim, und überraschte bei beiden
einen Blick, der sich mit so viel Ausdruck be-
gegnete, daß Friedrich staunte. Jetzt schien
er, wie aus einem Traume zu erwachen —
jetzt ward es Licht in seinen veränderten dun-
keln Verhältnißen mit Louisen, jetzt zündete
die Hyder der Eifersucht eine Flamme in sei-
nem Herzen an, deren aufloderndes Feuer er
kaum mehr zu verbergen vermochte. Doch
hatte er noch so viel Besinnung, eine Unpäß-
lichkeit vorzuschützen, und sich zu entfernen.

Als er aber nun allein auf seinem Zimmer war, sich zurückdachte in den gesellschaftlichen Kreis, wo er der Liebenswürdigkeit des Officiers nun vollen Spielraum, auf Louisens Herz um so leichter zu wirken gelaßen, als er durch sein Betragen, ihrer ohnehin schon für ihn verlöschenden Liebe, noch mehr geschadet hatte; da wußte er nicht, ob er zurückkehren oder bleiben? ob er die lange, lange Nacht in diesem schrecklichsten Zustande verleben, oder noch heute, vielleicht eine noch schrecklichere Gewißheit aus ihrem eigenen Munde vernehmen sollte? Die Zeit verstrich unter diesen Zweifeln. Es blieb Friedrich nichts anders übrig, als — sich zu Bette zu legen, wo ihn der Schlaf bis gegen den Morgen floh. Besänftigt von diesem Morgenschlummer, von Geschäften zerstreut, ward er wieder ruhiger. Er sah Louisen. Sie spottete seiner Eifersucht! Wie Willkommen war ihm ihr Spott! Er glaubte, sie nun aufs neue gewonnen zu haben; aber diese Ruhe dauerte nicht lange. Plittersheim kam. Friedrich lauschte auf jeden Blick. Es gab neuen Zwist. Jetzt kam der Officier seltner, und, wenn er kam, so war es nur zu größern Zirkeln, in welchen er von Louisen so wenig Notitz als mög-

lich zu nehmen schien. Dies Betragen hielt Friedrich für einen Wink, den ihm Louisens Delikatesse für ihren Geliebten gegeben. Er liebte sie dafür nur noch mehr. Nach geraumer Zeit ward Louise stiller. Sie verlor ihre blühende Farbe. Ihre Wangen überflog nur dann noch eine leichte Röthe, wenn Friedrich an ihrer Seite mit dem ganzen Feuer eines Libhabers ihr seine Gefühle betheuerte. Ihr Zustand gieng ihm nahe. Er drang deßhalb in sie. Es war nichts von ihr zu erfahren — nur manchmal eine Thräne sagte ihm, daß ein geheimer Kummer an ihrer Ruhe nage.

Einmal, als er des Abends von Geschäften ermüdet, mit der ganzen Sehnsucht sich an Louisens Seite zu erholen, in Adamsons Haus trat, hörte er schon auf der Treppe die Mutter heftig sprechen. Er erschrack, stand ungewiß da, ob er umkehren sollte, und hörte die Worte: Was, eine H — soll ich unter meinem Herzen getragen haben, ich erkenne dich nicht für mein Kind! —

Nein — rief der Kammerath — aus dem Hause mußt du mir. —

Schrecklich waren für Friedrich diese Reden, aber jetzt konnte er nicht mehr zurückbleiben.

Er mußte, mußte Gewißheit haben, stürzte ins Zimmer, und erblickte Louisen vor ihren Eltern kniend.

Betäubt stand er da — betäubt die Eltern — Louise stürzte vollends zu Boden. „O Louise!" war alles, was Friedrich, die Hände ringend, und in dem tiefsten Mitleide mit gesenktem Haupte auf sie herabblickend, sagen konnte. Dann hob er sie auf einen Stuhl, ergriff des Vaters und der Mutter Hand — Verstoßt sie nicht — sagte er mit flehender Stimme — Sie hat mich unglücklicher gemacht, als sie es selbst ist; aber doch bitte ich für sie — Ihr habt ja doch auch Theil an diesem Unglücke. Warum prägtet ihr euerer Tochter keine Grundsätze ein, die kein Verführer über den Haufen werfen konnte? Warum waret ihr so nachsichtsvoll gegen sie? Warum habt ihr einem Manne, den ihr nicht genau kanntet, freien Zutritt in eurer Familie gestattet?

Louise — fuhr er, sich zu ihr wendend fort — Louise! Ich habe also doch recht gesehen! — Aber keine Vorwürfe, die dich noch mehr belasten könnten; komm — ich will mit dir bitten — das Letzte, was ich für dich thun

kann; ich will nicht ablaßen, bis sie dir vergeben haben!

Die Eltern gaben endlich Friedrichs und Louisens Bitten nach, und versprachen, sie nicht zu verstoßen. Sobald Friedrich dies Versprechen erhalten hatte, eilte er fort, und niemand hatte Muth, ihn zurück zu halten. Man war zu zerstreut, zu verlegen — Louise zu beschämt.

Sein Gemüthszustand, als er sich wieder zu Haus alleine fand, und nun erst das gepreßte Herz Luft schöpfen konnte — war, wie natürlich, der schrecklichste — und wirkte so sehr auf seine Gesundheit, daß er des andern Tags das Bett hüten mußte. Der Geheimerath schickte ihm den Arzt, und ließ ihm sagen, er möchte alles, was er nur nöthig haben dürfte, fordern, es sei bereits Befehl ertheilt, es ihm an nichts mangeln zulaßen. Friedrich versuchte sich durch Arbeiten zu zerstreuen, aber es gieng nicht. Seine Empfindungen waren in einer Gährung, die ihre Zeit erforderte. Gegen Abend ward es endlich stiller in seiner Seele. Er konnte weinen, und nun wurde ihm leichter. Jetzt verglich er Minchen — die er zwar nicht vergessen, an die er immer mit lebhaftem Verlangen, von ihrem ferneren Schicksale Auskunft zu haben,

gedacht hatte; deren Eindruck aber durch Entfernung, Neuheit der Situation und Louisens Umgang, sich nicht bis zur Leidenschaft fixiren konnte — er verglich jetzt Minchen mit Louisen. Jene im Hause der Verführung, von aller Welt verlassen, doch noch stark genug, der Tugend Alles aufzuopfern. — Diese in einem Familienkeise, in welchem sie kein Mangel drückte, ihr keine Unterstützung fehlte, in einem Zirkel von Bekannten, in welchem sie allgemeine Achtung genoß, von einem jungen, liebenswürdigen Manne über alles geliebt, mit der Aussicht, durch ihn eine geschätzte Frau, eine geliebte Gattin, eine glückliche Mutter zu werden, doch so schwach, sich der Verführung in die Arme zu werfen. — Wie groß erschien ihm Minchen, wie klein Louise! Du sollst nicht geliebt werden, sagte er endlich zu sich selbst — das Schicksal will, daß du allein seyst. Dieser Gedanke stimmte ihn zur Wehmuth, und diese verwandelte seinen Gemüthszustand in jene stille, sanfte Melancholie; die, wie Balsam, den brennenden Schmerz unsers Herzens mildert, und uns die Leiden ertragen hilft, welche uns anfangs unerträglich zu seyn schienen.

Des andern Tages konnte er wieder an seine Geschäfte gehen. Er kam zu dem Geheimenrath auf das Zimmer, bleich und mit einer Traurigkeit, die er noch nicht genug zu verbergen vermochte.

Ist Ihnen wieder beßer? fragte der Geheimerath mit der edelsten Theilnahme — „Ich bin gerührt über die Güte" — Kein Wort davon! — Sie müßen sich heute noch schonen — Ich hätte Ihnen schon manchmal angeboten, Theil an unsern kleinen Parthieen zu nehmen, allein ich sah, daß Sie Ihre Erholungsstunden gern in des Kammerraths Hause zubrachten —

Friedrich ward noch bläßer, wollte sprechen und konnte nicht —

„Ich weiß Alles, was Sie mir sagen wollen. Ja ich weiß noch mehr — Plittersheim ist degradirt, und des Landes verwiesen, weil er sich geweigert hat, das Mädchen zu heirathen. Ich beklage die Unglückliche; die Eltern, ich beklage Sie — Hattersdorf! Hätten Sie — —

Hier hielt der Geheimerath inne. Es schien, als hätte sein Herz etwas verrathen wollen, was ihm seine Vernunft zu verschweigen gebot. Ich bin davon abgekommen, fuhr er

fort, was ich Ihnen sagen wollte. — Es ist heute Amaliens Geburtstag — ich habe auf meinem Garten eine kleine Parthie veranstaltet. Nehmen Sie Theil daran. Es wird Sie vielleicht zerstreuen. Unterdessen bringen Sie dies Buch Amalien, und besehen Sie die Zeichnung, welche sie von der Fräulein A. zum Geschenk erhalten hat. —

Friedrich wußte nicht, was er auf so viel Güte antworten sollte. Er ergriff des Geheimeraths Hand, und wollte sie küßen. Nicht doch! — sagte dieser mit einem sanften Händedruck — ich schätze Sie, und gebe Ihnen gern Beweise meiner Achtung.

Friedrich wollte zu Amalien. Er begegnete ihr unter der Thüre, und bat sie mit einer tiefen Verbeugung, voran zu gehen. Sie verneigte sich gegen ihn, mit der ihr eignen Anmuth. Er folgte ihr verwirrt, trat auf die Falte ihres langen weissen Kleides, und riß sie weg. Esschrocken fuhr er zurück. Amalie sah sich schnell um, und ihn an. In ihrem Blick, in ihrem Lächeln, war so etwas freundliches, das ihm zu sagen schien: ich danke dir für diese kleine Ungeschicklichkeit, den sie giebt mir Gelegenheit, dir zu verzeihen.

In diesem Blick und in diesem Lächeln erschien ihm Amalie nicht mehr, wie sonst, als eine Göttin, der er nur huldigen dürfe. Es war ihm, als ob sie sich in eine Grazie verwandelt hätte, um ihm nicht mehr so Ehrfurchtgebietend, um ihm reizender und menschlicher zu erscheinen.

In diesem milderen Lichte wagte er es, ihre Hand zu ergreifen, und sie zu bitten, ihm die Ungeschicklichkeit, die er begangen, zu verzeihen! Wer muß nicht — sagte er — auf die Schleppe ihres Kleides zu achten vergessen, wenn er so glücklich ist, sie zu sehen und ihnen folgen zu dürfen. —

Nichts mehr davon! erwiederte Amalie lächelnd, nahm ihn unbefangen bei der Hand, führte ihn an ihr Tischchen, und fragte ihn, wie ihm die Zeichnung, die sie zum Geschenk erhalten, gefiele?

Sie stellte einen Eichenhain vor, welchen der erste Stral der aufgehenden Sonne so lieblich beleuchtete, daß man das Göttliche ihrer allbelebenden Rückkehr mit der edeln weiblichen Gestalt fühlte, die am Altare des Glücks, in der Mitte des Hains, für Amaliens Wohl zu opfern gekommen war. Schön und rührend!

sagte Friedrich — aber an der Seite des Altars sollte auch die Hochachtung opfern, der das Schicksal verbietet, auf Amaliens Freundschaft Anspruch zu machen, und die doch an ihrem Geburtstage nicht minder feurige Wünsche für sie zum Himmel emporschickt.

Bei diesen Worten gleitete sein Blick an Amalien zur Erde herab. In seiner ganzen Gestalt sprach der Abstand, den er zwischen ihr und ihm fühlte — es sprach die Wahrheit seiner Rede, und die Anspruchlosigkeit auf ferneres Glück, welche ihn in tiefe Wehmuth versetzte — indessen war in seiner Haltung ein Adel, eine Würde, die laut sagten: Ich hätte wohl ein besseres Schicksal verdient! Friedrich bemerkte den Eindruck nicht, den er in diesem Momente auf Amalie machte. — Es fiel ihm das Buch wieder ins Auge, das er noch immer in der Hand hielt. Er gab es ihr. Das Gespräch leitete sich auf die Lektüre. Es kam Besuch, und Friedrich entfernte sich.

Nach der Tafel, die diesmal früher angeordnet war, setzte er sich mit dem Geheimenrath und Amalien in einen viersitzigen Schlitten. Man fuhr nach einem Umwege an des Geheimeraths Garten. Der Himmel war heiter,

aber der Wind rauh uud scharf. Die Sonne warf blendende Stralen von den Schneegefilden zurück, deren Flächen von Millionen leuchtenden Sternen funkelten. Erstarrt von Kälte, kamen die Fahrenden an den Garten, und eilten in das Glashaus. Welch eine liebliche Wärme hauchte ihnen hier, von tausend Wohlgerüchen durchduftet, entgegen! Längst den Fenstern des Glashauses standen doppelte Reihen blühender Levkoyen, und Veilchen, und junger Zitronen- und Pomeranzenbäume. Mild erquickte die geblendeten Augen, das von der Sonne erhöhte Grün der buschigten Bäume, die, mit ihren Blüthen und Früchten in Alleen gereiht, einen freundlichen Hain bildeten, der in der Mitte des Glashauses einen runden Platz, für Tische und Stühle offen ließ. Auf dem mit einem weissen Tuche überdeckten Tische, waren die Tassen zum Kaffee schon geordnet, und umfaßten Teller mit Brod und Kuchen, welche mit Blumen lieblich geziert waren. Aus ihrer Mitte erhob sich in einem niedlich geformten Topfe ein blühender Rosenstock voll sich entfaltender Knospen, den der Gärtner zu Amaliens Geburtstag sorgfältig erzog. Kaum hatte man sich hier erholt, so langte die übrige Gesellschaft in 2 Schlitten an. Amalie

sprang ihren Freundinnen entgegen; der Geheimenrath bewillkommte die Eltern derselben. Der Geheimenrath führte Friedrich mit der edelsten Delikatesse bei der Gesellschaft auf: „Das „Betragen des Herrn Hattersdorf, so wie „seine Geschicklichkeit, haben ihn seit 2 Jahren „zu meinem Hausfreunde gemacht, und ich bitte Sie, ihn nur Anfangs als solchen „zu behandeln, denn ich bin überzeugt, daß „seine nähere Bekanntschaft, ihm ihre Achtung und Güte erwerben wird." Dieser Augenblick war einer der süßesten und entscheidendsten in Friedrichs Leben. Ein solcher Lobspruch aus des Geheimenraths Munde befestigte in ihm das Gefühl seines eignen Werthes, das seine Lage fast ganz vernichtet hatte. Er mischte in seine Bescheidenheit und Schüchternheit gerade so viel Vertrauen zu sich selbst, und so viel Würde, als er bedurfte, um weder die Rolle eines stummen Subalternen, noch die eines süffisanten jungen Mannes zu spielen, der sich über die Stufe, auf welcher er steht, bei jeder Veranlaßung hinauf zu schwingen, und sich den höheren! in deren Gesellschaft er sich befindet, gleich zu stellen sucht. Bei dieser

Haltung seines Betragens lief er nie Gefahr, zurück gewiesen zu werden, sondern er erhielt immer mehr, als er in Anspruch nehmen konnte und wirklich nahm.

Die Gesellschaft bestand aus vieljährigen Freunden des Geheimeraths: aus dem Geheimenrath Baron A, dessen Gattin und zwei Töchtern, und aus dem Kommerzienrath F., seiner Gattin und Tochter. Der Sohn des Baron A. war verhindert worden, zu erscheinen. Man trank Kaffee, und die Gesellschaft unterhielt sich mit allerlei augenehmen Gesprächen, an denen Kinder und Eltern gemeinschaftlichen Antheil nahmen. So schlichen sich unterdessen die lieblichen Stralen der Sonue von dem Glashause weg, und beglänzten nur hie und da noch einen Busch, oder ein Stückchen Wand. Es wurde der, zwar mit schönen Teppichen belegte Boden und die Luft kälter. Man brach auf, und gieng nach dem Gartenhause, in welchem ein sanft erwärmtes Zimmer, ein milderes Klima anbot. Alles freute sich beim Eintritte in dies Zimmer über die Verklärung, welche die letzten Stralen der untergehenden Sonne darin verbreiteten. Man eilte an die Fenster, und sah, wie sie glühend an den Schneegefilden hinabsank,

indeß sie die Wände des Zimmmers, durch die nicht gefrornen Stellen der Fenster röthete, und die gefrornen in Goldglanz verwandelte. Diese majestätische und zugleich sanfte Scene wirkte auf die guten Menschen, welche hier versammelt waren, lebhaft. Die Eltern setzten sich zusammen, und sprachen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, indeß sich die jungen Leute mit dem Fortepiano die Zeit verkürzten. Die Mädchen spielten und sangen wechselsweise. Friedrich war von Amaliens angenehmer Stimme, so wie überhaupt von dieser unschuldigen und fröhlichen Unterhaltungsart, lebhaft gerührt. Amalie forderte ihn endlich auf, ebenfalls zu spielen und zu singen. Er folgte dieser Aufforderung mit einiger Beklommenheit, doch löste sich bald sein Spiel und Gesang ganz in die sanfte Wehmuth auf, von welcher er durchdrungen war. Er sang so schön, so rührend, daß selbst die Eltern sich um das Fortepiano versammelten. Der Geheimerath that nun den Vorschlag, er möchte mit Amalien ein Duett singen. Er wagte es, und es gelang vortrefflich. Ihre Stimmen schienen in einander zu schmelzen. Indessen war es Nacht geworden. Die Sterne

flimmerten durch die überfrornen Fenster. Die Schlitten kamen heran. Man setzte sich ein. Die Fackeln der Vorreiter, im raschen Trabe der Pferde vom rauhen Winde getrieben, flammten durch die dunkle Nacht heller, und sprühten ihre Funken rings umher. Man nickte sich in der Stadt, als die Schlitten auseinander fuhren, weselseitig eine gute Nacht zu, und jede Parthie kehrte in ihre Wohnung zurück. Nach dem innigsten Danke gegen den Geheimerath, eilte Friedrich auf sein Zimmer. Ihm war, als wäre er schon lange davon entfernt gewesen. Er hatte diesen ganzen Nachmittag so wenig an Louisen bestimmt gedacht, es waren so mannichfaltige Gefühle durch sein Herz, so viele Gedanken vor seiner Seele vorübergegangen. Ach — sagte er endlich – ich war heute so glücklich, wenn ich mich gegen Louisen vergleiche. — Sie saß, von Vorwürfen gefoltert, einsam zu Hause, wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, um keinem verachtenden, keinem anklagenden Blicke zu begegnen — indeß sich mir in dem Kreise edler Menschen die reinsten Genüsse darboten, indeß mir Achtung und Güte in jedem Blicke entgegen kamen. Wie hart bist du, Unglückliche, für ein Vergehen bestraft, in welches

dich unbesonnene Leidenschaft und Treulosigkeit gegen deinen Geliebten und deine bessere Ueberzeugung stürzten! Dann erschienen ihm wieder die lieblichen Bilder, jener süßen vorwurfsfreien Freuden, die er diesen Nachmittag genossen hatte. Amalie stand vor ihm in der ganzen Frohheit ihres unverdorbenen Sinnes für die reinsten Vergnügungen, in der Herzlichkeit, mit welcher sie jede Freude genoß, weil keine derselben ihr zartes Gewissen verwarf — mit einem Worte: sie stand vor ihm wie ein Engel der Unschuld, den man nicht sehen konnte, ohne verlorne Tugend — zwar nicht zu hassen aber nicht mehr lieben, nicht mehr achten zu können. Diese Gefühle bestimmten Friedrichs Verhältniß gegen Louisen. — In seinem für jede Tugend empfänglichen und warmen Herzen, seiner mit hohen Begriffen von weiblicher Unschuld und Sittenreinheit erfüllten Seele, sank Louise zu einem Mädchen herab das er zwar einst geliebt, das er aber nun – nicht ohne Schmerz – nicht mehr lieben durfte, nicht mehr lieben konnte.

Die Verfügungen des Kammerraths, welcher nach wenig Tagen seine Tochter in eine

benachbarte Stadt schickte, kamen ihm dabei trefflich zu statten. Er besuchte jetzt seines Vetters Haus, nur bisweilen aus Wohlstand und Dankbarkeit. Man verzieh ihm diese seltenern Besuche gern, denn sein Anblick machte immer die von Louisen geschlagene Wunde aufs neue lebhafter fühlen. Die Zeit, welche er sonst in diesem Familienkreise zugebracht hatte, verlebte er theils auf seinem Zimmer theils theilte er sie unter Spatziergänge und den Umgang mit Amalien.

Der Geheimerath liebte nicht, daß Amalie die Redouten besuchte, und überhaupt viel tanzte. Um ihr aber den Tanz, als ein jugendliches Vergnügen, nicht ganz zu versagen, gab er mit seinen Freunden, welche Familie hatten, von Zeit zu Zeit Privatbälle, die durch die Auswahl der Gesellschaft durch ihre Einrichtung und die bestimmte mäßige Zeit ihrer Dauer, weder der Moralität der Tanzenden, noch ihrer Gesundheit nachtheilig werden konnten. Jetzt traf die Reihe des Ballgebens den Geheimerath. Die Gesellschaft bestand, ohne die Eltern, aus zwanzig jungen Personen. Friedrich wurde dazu eingeladen. Er hatte nie getanzt, nie tanzen gelernt. Er wollte deshalb nicht bei

dem Balle erscheinen, aber Amalie lud ihn selbst dazu ein, und er konnte ihr, schon aus Verbindlichkeit, diese Einladung nicht abschlagen, wäre er auch weniger gern in ihrer Gesellschaft gewesen; inzwischen erschien er mit pochendem Herzen dabei. Die Gesellschaft versammelte sich. Diesmal erschien auch der Bruder der Fräuleins A. Er hatte von diesem schon mehrmals gehört, daß es ein junger, eben so liebenswürdiger als hoffnungsvoller Mann sey. Friedrich mußte dies Urtheil bald selbst bei sich bestätigen, aber es erregte in ihm eine Beklommenheit, von der er sich nicht auf der Stelle Rechenschaft geben konnte. — Baron A. eröffnete mit Amalien den Ball. Er tanzte mit Anmuth und Leichtigkeit, indeß seine Blicke den reizenden Bewegungen seiner Tänzerin folgten. Friedrich glaubte auch in Amaliens Auge ein nicht gewöhnliches Interesse an ihrem Tänzer zu bemerken. Jetzt ward es ihm leichter. Baron A..'s. Liebenswürdigkeit, Stand, Aussichten, die Freundschaft, die zwischen dessen Eltern und dem Geheimerath herrschte, das Alles verglichen, combinirt, sah er nicht bloß die Möglichkeit, sondern sogar schon die Gewißheit einer Verbindung zwischen Amalien und

diesem jungen Manne je länger je mehr vor sich. — Diese Entdeckung wirkte mit einer Schnelligkeit nnd Stärke auf ihn, daß er sich ihres sichtbaren Eindrucks nicht erwehren konnte. Er fühlte sich jetzt zum erstenmale in des Geheimenraths Haus am unrechten Orte. Er verhehlte sich nicht mehr, daß er Amalien liebe, daß er, ohne sich dies zu gestehen, sich mit dunkeln Hoffnungen genährt, welche er sich nie hätte erlauben sollen. Er sah ein, daß er, entweder diese Neigung zu unterdrücken im Stande seyn, oder des Geheimeraths Haus verlassen und sein Glück weiter suchen müße. Diese Betrachtungen versetzten ihn in eine Traurigkeit und Wehmuth, welche die Fröhlichkeit des Festes und der Musik nur noch mehr vermehrte. Er wandte sich um und blickte durch das angelaufene Fenster, an welchem er stand, in die schwarze Nacht hinaus. Die Stille und Dunkelheit der Gegend, auf welche die Sterne desto leichter herabflimmerten, erinnerte ihn an die Stille und die Dunkelheit des Grabes. O — sagte er zu sich selbst, und die Thränen floßen ihm über die Wangen herab — o daß diese Sterne über deinem Grabe flimmerten.

Dein Schicksal ists ja doch, in dieser Welt nicht glücklich zu werden! —

In diesem Augenblicke klopfte ihn Amalie auf die Schulter. „Sie haben Langeweile, lieber Hattersdorf!" — Es war das erstemal, daß sie das Herr mit Lieber vertauschte. Ihm war, als ob ihn ein Engel ins Leben zurückriefe. Er wandte sich schnell um. Amalie konnte noch seine Thränen sehen. — Sie bemerkte sie, und ihr fröhlicher Blick verwandelte sich schnell in einen ernsten und erschrockenen: „Warum so traurig?"

Fräulein, Sie sind sehr gütig, versetzte Friedrich, daß Sie sich in einer so fröhlichen und liebenswürdigen Gesellschaft meiner noch erinnern — Baron A. —

Kaum nannte er diesen Namen, so kam Baron A. und holte Amalien zur Angloise. Friedrich war, als ob er mit heissem Wasser übergossen würde. Er bemerkte den Blick nicht, mit welchem ihn Amalie verließ. Wie viel hätte ihm dieser Blick gesagt. Inzwischen fühlte er wohl, daß sein Betragen, wenn er es nicht änderte, Aufmerksamkeit erregen würde. Er beschloß, alle Kraft der Verstellung aufzubieten, und so gelang es ihm, die An-

wesenden über seinen Gemüthszustand zu täuschen. Nach dem Balle wurde soupirt. Amalie ließ sich den untersten Platz nicht nehmen, um, wie sie sagte, die Bedienung besser besorgen und übersehen zu können. So erhielt sie Friedrich zur Nachbarin. Baron A. setzte sich an ihre andere Seite — aber nun mußte Friedrich bemerken, daß sie mit eben so viel Delikatesse als Gewandtheit seiner Unterhaltung vor derjenigen des Baron A. den Vorzug gab. Dies machte den Letztern in eben dem Grade düsterer, in welchem Friedrich heiterer wurde. Amaliens reizendes Betragen schien alle seine Geisteskräfte zu beleben. Er sprach viel und vortreflich. Phantasie und Empfindung und Kenntnisse, boten sich ihm wechselseitig zur Unterhaltung in reichem Zufluße dar. Amalie verlor sich so sehr im Gespräche mit ihm, daß es der Gesellschaft nicht unbemerkt blieb. Nur Amalie und Friedrich bemerkten sich nicht. So endigte sich dieser Tag auf das froheste für Hattersdorf.

Aber dies Ende benahm ihm auch alle Kraft, den Entschluß auszuführen, den er gefaßt. Er liebte Amalien zu sehr, um sich von ihr trennen, oder seine Neigung für sie unterdrücken

zu können. Alles, was er über sich vermochte, war der veste Vorsatz: ihr seine Liebe nie zugestehen, die ihrige nie in Anspruch zu nehmen. So verflossen einige Monate, während welchen er alle seine müßige Stunden in Amaliens Umgang verlebte.

Einmal saßen sie im Garten, auf der Terrasse eines Springbrunnens, in einem von hohen grünen Wänden umschloßenen Rondel, Amalie saß eine Stufe höher, Friedrich eine Stufe tiefer. Er hatte eben ein Gemälde häuslicher Glückseligkeit ausgelesen, und war davon so gerührt, daß er das Buch auf einen Augenblick weglegte. Die Milde des Abends, das sanfte Geräusch der Fontaine, das Zwitschern und Leben der Vögel im Gebüsch, die Heimlichkeit des Plätzchens, in welchem er sich hier von aller Welt gleichsam abgeschieden, an Amaliens Seite befand, erhöhte, seine Rührung. Amaliens Augen verkündigten ihm eine gleiche Stimmung. In ihrem Gesichte herrschte die süße Empfindung jener stillen Ruhe, die das Bewußtseyn, an der Seite eines gleichdenkenden und gleichfühlenden Wesen zu seyn, gewährt. Sie lächelte so liebe auf ihn herab!

Friedrich legte unwillkührlich seinen Kopf in ihren Schoos, und sah zu ihr hinauf. Eine leichte Röthe überfloß ihr Gesicht. Amalie — sagte er tief bewegt — vergeben Sie mir hier diesen Augenblick des Ausruhens — ich würde ihn nicht gegen eine Welt vertauschen. — Ach, fuhr er nach einigen Augenblicken des Stillschweigens fort — wenn einst der Glückliche, den Ihr Herz gewählt hat, an einem so schönen Abende, in diesem Garten, an dieser Stelle, in Ihrem Schooße von seinen Geschäften ausruht, und Sie auf ihn herabsehen, und sich sagen können — „Der Mann den ich vor Al„len liebe und verehre, er, der meine Welt „ist, für welchen ich ganz lebe, wie er für „mich — er, der auch diesen Tag sorgte und „arbeitete, um mit mir Wohlstand und Ehre „zu theilen — er ruht hier, und würde „diesen Platz um keinen andern vertauschen" — wie wird dann ihr Herz, das so gerne bei diesem Gedanken stärker pochen möchte, sich kaum zu bewegen getrauen, um seine süße Ruhe nicht zu stören, und was wird dann mein Loos seyn? wo wird der Unruhige herumwandeln, der mit diesem Herzen voll Liebe kein Herz fand, das ihn eben so wieder liebte —

und der nun, kalt und in sich gekehrt, die Menschen flieht, denen er so gern alles gewesen wäre, hätte ihn das Band ehelichen Glückes an sie geknüpft!

Friedrich konte nicht weiter sprechen. Thränen erstickten seine Stimme. Sein Herz war gepreßt. Eingedenk seines Vorsatzes wollte er hastig aufstehen und forteilen

Amalie hielt ihn. Hattersdorf! — sagte sie — warum so trostlos? warum zweifeln Sie, ein Herz zu finden, das Sie wieder liebt?

In dem Ton ihrer Frage, in ihrem Händedruck lag ein unnennbarer Reiz. Und ihr Blick! — Ach Amalie! — stammelte Friedrich — wenn dieser Blick wahr spräche! —

In diesem Momente sank sie in seine ausgestreckten Arme Ihre weichen warmen Lippen erwiederten schüchtern seinen Kuß.

Amalie! rief plötzlich eine Stimme. Es war die Stimme des Geheimeraths, dessen Ankunft die Glücklichen nicht bemerkt hatten. Erschrocken fuhr Friedrich zurück, und stand wie vom Donner gerührt da — Amalie flog an ihres Vaters Herz. Vergeben Sie mir, lieber Vater! — rief sie — ich war zu sehr

gerührt. — Sie haben mir oft gesagt: Sie würden mir freie Wahl laßen, wenn ich nur einen würdigen Mann wählte — Er liebt mich, ich ihn. —

„Und Sie Herr Hattersdorf! was sagen „Sie zu dieser Scene?" fragte der Vater.

Daß ich — erwiederte Friedrich mit zur Erde gekehrtem Blicke — strafbar scheine, ohne es zu seyn — daß mir nichts übrig bleibt, als Sie, Herr Geheimerath, mit dem innigsten Danke für alle Ihre Wohlthaten, um meine Entlaßung zu bitten. —

„Sie lieben also meine Tochter nicht?"

Ob ich sie liebe, — fiel Friedrich hastig ein — ob ich sie liebe? Wer kann Amalie mehr lieben, als ich? Aber — setzte er, an sich haltend, mit rührender Bescheidenheit hinzu — der arme anspruchlose Hattersdorf darf keinen so kühnen Hoffnungen Gehör geben.

„Also nur dies Hinderniß steht im Wege? „Hier Hartersdorf! — hier ist Hand und „Herz meiner Amalie — ich habe eure Liebe „entstehen, ich habe sie schossen und blühen ge„sehen — Möge sie stets die Früchte tragen, „welche sie mir verspricht! Selbst in dem „Stande gebohren, in welchem Sie es sind,

„ war es immer mein Wunsch, durch die „ Hand meiner Tochter einen jungen edeln Mann „ bürgerlichen Standes ohne Vermögen und „ Aussichten glücklich zu machen. Der Himmel „ erfüllt mir in Ihnen diesen Wunsch. Der „ Herzog kennt Ihre Arbeiten durch mich. Mor„ gen werd' ich Sie Ihm, als meinen Sohn „ empfehlen. — Kommt meine Kinder! laßt „ mich in eurer Vereinigung das unaussprechliche „ Glück in der Erinnerung genießen, das ich „ empfand, als ich meine Sophie zum ersten„ male, als meine Braut, umarmte."

Friedrich und Amalie umarmten den glücklichen Vater. Zärtliche Thränen floßen von den Wangen des Vaters und der Kinder. Kein Lüftchen regte sich. Die Fontaine schien leiser zu rauschen, und die Natur feierlich zu schweigen, um den süßen Einklang dieser Seelen nicht zu stören.

Wie ganz anders erschien nun Friedrich der Garten, jede Blume, der Himmel über ihm. Er fragte sich oft schüchtern: ob er nicht träume? ob er wirklich so glücklich sei? Eine frohe Abendmalzeit im Gartensaale, von welchem man auf den schönsten Abendhimmel mit dem untersinkenden Neumond und dem glänzenden

Abendstern Aussicht hatte, beschloß diesen unvergeßlichen Tag.

Der Geheimerath brachte Friedrich des andern Tags vom Herzoge die Ernennung zum geheimen Secretair. Der Tag seiner Verbindung mit Amalien ward angesetzt. Er eilte, Murtter und Oncle die glückliche Wendung seines Schicksals zu berichten. Sie antworteten ihm nicht. Ihr Stillschweigen bekümmerte ihn. Der Vorabend seines Hochzeittages brach an, und noch hatte er keine Zeile von seiner Mutter; aber plötzlich öffnete sich die Thür, als er eben seine Aengstlichkeit über der Mutter Schweigen Amalien klagte, und seine Mutter und sein Oncle traten mit dem Geheimerath ins Zimmer. Wer vermag diese Scene zu beschreiben, als der Sohn an der Mutter Herz flog, als diese ihn und ihre künftige Tochter segnete, als der Oncle in stiller tiefer Empfindung, mit erstickter Sprache beide umarmte, als das Gefühl von allen sich in unaussprechlichen Dank gegen den Geheimerath auflöste.

Kaum war dieser schöne Auftritt, in welchem die Menschheit in ihrer edelsten Würde erschien, vorüber, so erfolgte ein anderer. Man meldete eine Femde, welche Hattersdorf —

nicht allein — sondern in dem Kreise der Familie zu sprechen wünschte. Sie ward angenommen. Die Thüre öffnete sich und — Minchen erschien an der Seite eines unbekannten Mannes —

Gott! — rief Friedrich — Amalie! das ist Minchen, von der ich Ihnen —

Minchen fiel ihm in die Rede - Ein glücklicher Zufall, sagte sie, hat meinen Mann und mich auf unserer Reise durch diese Stadt die Entdeckung machen laßen, daß Sie hier sind, und morgen sich mit diesem liebenswürdigen Frauenzimmer verbinden. Lange habe ich vergebens Ihren Aufenthalt ausgeforscht. Jetzt hat der Himmel meinen Wunsch erfüllt. Daß ich eine glückliche Gattin, daß ich eine geachtete Frau bin, daß ich nicht erröthen darf, in einem solchen Kreise zu erscheinen — dies Hattersdorf! habe ich Ihnen zu verdanken. Ohne Sie wär' ich nun eine der verworfensten Kreaturen meines Geschlechts. Empfangen Sie den Dank einer Geretteten im Kreise dieser Edlen. —

Minchen wollte Friedrichs Hand küssen. Bewegt umarmte er sie und ihren Gatten. —

Mein Glück — sagte Minchen zu Amalien — ist ein Kapital, das Ihnen Ihr Geliebter mitbringt, welches auch für Sie und für Ihre Kinder reiche Zinsen tragen wird. —

Amalie umarmte Minchen. —

Jetzt erst — sagte der Oncle — vergebe ich dir diese Geschichte, die stack bei mir noch im Hinterhalte — Minchen mußte am Abendtische, zu welchem sie gebeten ward, erzehlen, wie sie, unschuldig befunden, von der Amtmännin liebreich behandelt, auf dem Amte ihren gegenwärtig Gatten — einen Kaufmann — kennen gelernt, wie dieser von ihrer Jugend, ihrer Schönheit und ihrem Unglücke gerührt, sie geheirathet — wie sie sich dann lange nach Hattersdorfs Aufenthalt erkundiget und bei Gelegenheit, da man von dessen bevorstehender Verbindung im Gasthofe gesprochen, zufällig erfahren, daß er sich hier befinde.

Minchen reiste des andern Morgens mit ihrem Gatten wieder ab. Klein, aber ausgesucht war Friedrichs Hochzeitfest. In einigen Tagen geht der Oncle zurück. Friedrichs Mutter bleibt, und vemehrt durch ihre Gegenwart das Glück, das ihrem Sohne zu Theil geworden ist.

Kayser.

Der
Schulmeister Arnold.

Ein mäßiger Bissen in Ruhe und ferne von den Besorgnißen, welche Stand, Etiquette, Ehre und Convenienz erregen, muß auch dem unglaublich angenehm seyn, der von Jugend auf in dem Wirbel der Tausendschönen unsers Lebens sich herumtrieb. Aber darinnen wird sich in einem kommenden Falle der Mann von Kopf und Herzen, von dem Gesindel höfscher Langweile unterscheiden, daß dieses den Bissen verschlingt, verdauet — und gähnet; jener, wenn er doch zurückkehren muß, mit Sehnsucht sich des Plätzchens erinnert, wo er, nach wahrer Ermüdung, seine kalte Milch mit Wollust verzehrt hatte.

Verzeiht, liebe Leser, wenn unsere Geschichte mit einer altmodischen Einleitung beginnt. Ihr habt das zum Gewinn, daß diese so wahr ist, als jene.

Das Dörfchen Lieben im * Kreise hat von alter Zeit her die Sitte, seine Schulmeister durch Concurrenz zu erhalten. Wenn der Platzhalter stirbt: so wird in allen Zeitungen, die

jene Gegend bestreichen, kund und zu wißen gethan, daß auf den oder jenen kommenden Monats männiglich, der Lust habe, die Liebensche Schuljugend gut und brav zu erziehen, in Loco sich melden, und die dreitägigen Prüfungen bestehen solle. Der Candidat darf aus Polynesien seyn; das thut nichts zur Sache; aber ein guter, ächtlutherischer Christ muß er seyn, sonst ist er ausgeschloßen.

Kommt die feierliche Zeit herbei, so versammelt sich Gericht und Rath des Dörfchens auf dem Gemeindhause, und nimmt Einsicht von den Helden, die um die Krone streiten. Alsdenn muß jeder derselbigen am ersten Tage eine, oder wenn die Zeit es gestattet, einige Erzählungen für diese Ehrenmänner vortragen; eine, so viel möglich, erträgliche Moral daraus ziehen; und die Zweifel, oder Fragen, welche darüber gemacht werden, beantworten.

A andern Tage versammelt sich das junge Volk; und erhält in Beiseyn des Ehren Herrn Pfarrers öffentlichen Unterricht von den dreien Candidaten, die das Glück hatten, Tags zuvor den Ortsvorstehern am besten zu behagen.

Der dritte Tag endlich ist dem Hanenkampf unter diesen dreien bestimmt, und ihre Zuhörer

sind die Richter des ersten Tages mit Zuziehung des Pfarrers. Am Schluß darf dieser seine Meinung sagen, und, was uns nicht übel gefällt, abtreten. Dann wird über die drei Wahlfähige gestimmt, und durch die Mehrheit der Glückliche gewählt. Der Orts-Schultheiß nennt ihn öffentlich als Schulmeister in Lieben, und weist ihm sein Gehalt, eine brave Wohnung, einen Morgen Baum- und Gemüsgarten, sechs Morgen im Flur, einen Weingarten, eine eigene Kuh, vierzig Thaler in Geld, und die gewöhnliche Jura stoale an. In der Concurrenzzeit aber werden alle Candidaten auf Kosten der Gemeinde geäzt, und jedem der entlaßenen wahlfähigen Candidaten drei Thaler vergütet.

Dem Herrn hatte es gefallen, den Schulmeister Breier alt und lebenssatt aus dieser Zeitlichkeit abzurufen. Er war vor vierzig Jahren zu dieser Stelle gekommen, und hatte vor zwanzig des Schultheißen liebe Tochter geheyrathet, die ihm abermals ein Töchterlein, Röschen, bescherte, und sodann ihren Abschied nahm. Vater Jacob Breier wartete dieses Pflänzchens als treuer Gärtner ab; und sein einziger Kummer war, daß des Orts Sitte nicht erlaubte, dem Töchterlein einen Adjunct zu wählen, wie

es in seinem lieben Vaterland bei jeder öffentlichen Stelle zu geschehen pflegte. Vater Schultheiß hatte zwar einmal bei Gericht auf den Busch geklopft; aber die Männer alle waren eines Sinns: das sei eine Stiftung, und man könne sie nicht abgehn laßen.

Die gewöhnlichen Ausschreiben hatten den fünfzehnten August 1762. zum Concurrenztag angesagt, und ganz Lieben war voll Freude, dem würdigen Breier einen guten Nachfolger zu geben. Ein verheerender Krieg, in welchem Freunde und Feinde ihre Bahn gleichverderblich bezeichnet hatten, war kaum zu Ende, und allgemeiner Jubel empfing den kommenden Frieden. Männiglich vergas den Verlust des braven Schulmeister Jacobus. Er war ein Freund jedes Mitglieds der Gemeinde, war geschickt, eifrig, treu, und redlich gewesen. Man hatte ihn beinahe mehr geachtet, als Hrn. Pfarrer M. Burger, der, wie man glaubte, ein recht braver gelehrter Herr, aber nicht so gemein war, wie man wohl gerne gesehen hätte. Dennoch verschwand Jacobus Andenken im Taumel der Freude über die glückliche Ruhe, welche Gegenwart und Zukunft verhieß, und junge Bursche waren ihren Eltern

doppelt werth, seitdem sie vor dem Kriegsdienste wieder in Sicherheit kamen.

Der fünfzehnte August hatte kaum seine erste Strahlen nach Lieben spedirt, als alles, was zum verehrlichen Gericht und Rathe des Dörfchens gehörte, schon munter war. Der Schultheiß, mit ernstlicher Amtsmine, zog eben seinen Feirrock an, um fürbas zu wandeln; aber Mutter Marthe erinnerte ihn, dem Gast vorher Waschwasser aufzutragen, und sich zu erkundigen, ob er zum Frühstück Milchsuppe oder Brey nehme.

Vater Schultheiß klopfte also sittlich an der Thüre des Gastes, der erst spät am vorigen Tage zu ihm eingezogen war und trat, auf ein freundliches: Herein, zum Bette des Fremden. Nach den gewöhnlichen Grüßen verwunderte sich dieser, seinen Wirt so früh im Sonntagsputze zu sehen, und erfuhr mählig die ganze Geschichte, welche wir unsern Lesern zum Besten gegeben haben.

Nach einigem Stillschweigen fuhr der Fremde, wie aus einem Traume, auf. Vielleicht ein ächtes Gück, rief er, als das die glänzende Bahn dem Menschen bereitet. Und damit sprang er, unangesehen des Schultheißen, aus dem

Bette, warf seinen Nachtrock um, und erklärte seinem Wirth, daß er um die Schulstelle mitfechten wolle.

Dieser sah seinen Gast etwas zweideutig an. Vorerst, sagte er, nehmen Sie nicht ungut; aber es gilt kein Ansehen der Person. Hab alle mögliche Achtung für Sie, aber zum Schulmeister sind, Sie wohl nicht gebohren. Hiemit zeigte er auf des Fremden Haar, das in einem umgeschlagenen Zopf seine weltliche Bestimmung anzuzeigen schien.

Der Fremde zog ganz ruhig seine Brieftasche aus dem Rock, der am Fenster hieng; nahm daraus eine Scheere, und schnitt den Zeugen der Weltlichkeit ab. Was das übrige betrift, sagte er seinem Wirth, so laß er mich sorgen. Gebohren war ich wohl nicht zum Schulmeister in Lieben; nur Prinzen werden zu dem gebohren, was sie in der Folge sind; und Gott gebe, daß ich mich nicht so zum Schulmeister schicke, wie Prinzen zu Regenten.

Nach wohlvollbrachtem Frühstück gieng der Fremde mit dem Schultheißen aufs Gemeindhaus. Hier traf er im Vorzimmer neun Collegen an, die mit ihm den edeln Wettstreit zu übernehmen Willens waren. Vier davon schienen

offenbar nur gekommen zu seyn, um einige Tage hindurch sich freier Zeche erfreuen zu können.

Eine halbe Stunde nachher wurden sie vor das sitzende Gericht und den Rath gerufen. Man machte ihnen alle Umstände der Concurrenz bekannt, und nun mußten sie Loose ziehen, wer zuerst mit der Erzählung beginnen sollte.

Den Fremden des Schultheißen traf das Loos zuletzt. Er hatte also Gelegenheit, sich an der Darstellungsgabe seiner Vorgänger sattsam zu erbauen. Die meisten hatten bieblische Geschichten gewählt, auswendig gelernt, und sagten sie nun eben so ängstlich her, wie ein Schüler, der seiner Lection nicht gewiß ist. Nur zween uuterschieden sich auf eine günstige Art; und nur diese beantworteten mit einiger Fertigkeit die Fragen nnd Einwürfe, welche ihnen, manchmal sonderbar genug, gemacht worden waren.

Es war Mittagszeit vorüber, als noch unser Fremder allein zurück war. Die Sitzung wurde also auf Nachmitag verschoben.

Mit beruhigten Mägen war die Versammlung nun auf den letzten Candidaten neugierig,

der mit unbefangenem Wesen aufstand, und folgendes erzehlte:

Der traurige Krieg, der einen großen Theil von Deutschland erschütterte, und den Wohlstand so vieler hundert fleißiger Hausväter zu nichte machte, vertrieb mich vor ungefähr drei Jahren aus meiner Vaterstadt. Meine Flucht war so eilig, daß mir nichts übrig war, als die Hoffnung, mich durch meiner Hände Arbeit, oder durch die wenige Kenntniße, die ich mir erworben hatte, zu nähren.

Ich bin weit entfernt, eine Beschreibung der vielen abwechselnden Schicksale zu machen, welche mich seither betroffen haben. Nur Einen Vorfall, der mich selbst nicht weiter angeht, als daß ich Zeuge dabei war, will ich erzehlen.

In dem Flecken Reichen, neun Meilen von hier, gab ich den Kindern eines wohlhabenden Pachters Unterricht, der werth war, ein ansehnliches Vermögen zu besitzen. Er war ein recht gescheider Mann, und seine Frau hatte so viel Achtung für ihn, daß sie manche Sachen geschehen ließ, die sie nicht recht begriff, weil der Mann ihr sagte, daß sie gut seien. In eben dem Flecken lebt ein Gerichtsvogt,

der ein großer Spieler war, und im herzlichsten Vertrauen mit dem Pfarrer stund, von dem ich weiter nichts sagen will. Aber wohl dem Ort, der einen braven Pfarrer besitzet. Er besitzt einen Schatz an ihm, der seine gute Zeiten ihm fröhlicher macht; in betrübten Stunden erquickt und aufrichtet, und allenthalben Vater und Rathgeber ist.

Ja wohl, fielen hier einige Stimmen dem Erzehler ein; ja wohl, wiederholten sogleich alle. Gott segne unsern Herrn Pfarrer. Gott segne ihn.

Ein ehrenwerthes Zeugniß, fuhr der Fremde fort. Gott segne ihn, und euch alle, die ihr das Gut erkennet, und dafür dankbar seyn könnet. In Reichen wars nicht so; und weil Pachter Freudinger klüger und redlicher war, als Vogt und Pfarrer, so suchten viele Leute Rath bei ihm, und giengen nicht irre. Ich war kaum einige Wochen bei ihm, als viele Geflüchtete, besonders auch Judenfamilien, durchzogen, welche über schlimme Behandlung nicht genug klagen konnten. Eines Abends kam ein Karrn, auf welchem ein Jude von 30. bis 40. Jahren lag, und den ein Bursche von 25. Jahren mit großer Mühselig-

keit fortzog. Seine Kräfte waren erschöpft, als er den Hügel bei Reichen hinaufgekommen war; er sah die Unmöglichkeit, über das Gebürg zu kommen, und suchte Herberge im Ort, die ihm aber durchaus verweigert wurde, weil der Pfarer in seinen Andachten über die Zerstörung Jerusalems, und in vielen Predigten, wo es ihm nicht so nahe lag, oft und viel gelehret hatte, daß das jüdische Volk von Gott verflucht seie; daß es also zur Absicht Gottes gehöre, es recht elend zu sehen; daß der allgemeine Haß gegen dasselbige gerecht, und der den Zwecken Gottes entgegen seie, der etwas zur Erleichterung seines Elendes beizutrageu sich unterstehe.

In das Herz des Pachters Freudinger hatte diese entsetzliche Lehre nie dringen können. Er wußte, daß Gott das vollkommenste Wesen ist, das keine menschliche Schwachheiten hat, und also auch uicht haßen kann. Er sah, daß Gott die Juden machte, wie uns; sie mit Fähigkeiten, gleich andern, ausrüste; und konnte leicht begreifen, daß er sie augenblicklich zu vernichten, im Stand war wenn ihr Daseyn ihm nicht gefiel. Und da endlich Gottes Sonne über Gute und Böse ohne Unterschied auf-

geht: so glaubte er, daß der Mensch kein Recht habe, Richter zu seyn, und dem die Pflichten der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit zu entziehen, den der Vater aller Menschen von seinen Gütigkeiten nicht ausgeschlossen hatte. Er war also, da der Jude in einem todesähnlichen Schlummer blieb, bereit, ihm beizuspringen; beredete den Wirth des Fleckens, gegen gute Bezahlung, den Kranken aufzunehmen, und rief selbst den Dorfbarbier, einen geschickten Mann, um seinen Zustand zu untersuchen. Kaum hatte das der Pfarrer erfahren, als er den Vogt aufforderte, den Juden aus dem Ort zu schaffen, und den Wirth wegen seiner Aufnahme zu strafen. Der Vogt besorgte den Auftrag in eigner Person; ließ den etwas gebeßerten Kranken sogleich wieder auf den Karrn werfen, den Knecht, der sich mit bittern Thränen verwendete, beinahe prügeln, und drohte dem Wirth mit Thurnstrafe, wenn er wieder solches Gezücht beherbergen würde.

Das alles gab großen Lärmen in dem Flecken, Freudinger hörte es, kam, und erklärte dem Vogt, daß er den Kranken in sein eignes Haus aufnehmen werde. Er sagte dabei so viel Schönes und Gutes, daß das umher-

stehende Volk gerührt schien; der Vogt aber konnte nichts entgegensagen, weil Freudingers Haus ein Freihaus war. Der Karrn fuhr nun zu uns; aber unter der Thüre stund Freudingers Eheweib bei dem Pfarrer, und protestirte feierlich gegen den Einzug des Juden. Der Pfarrer seines Orts predigte laut, daß Wetterschlag Freudingers Fluren vernichten, und Feuer sein Haus verzehren müße, wenn er einen vom Herrn Verfluchten aufnehmen würde. Nach diesem unpriesterlichen Geschäft verwandelte sich die mäßige Stimme der Frau in ein Gekreische, das unsern Freudinger beinahe aus der Fassung gebracht hätte. Er sammelte sich aber wieder, und sagte ganz gelaßen zu dem Pfarrer: Ehrwürdiger Herr, dieser Jude ist unglücklich, und ist ein Mensch. Sobald Sie mir beweisen, wo Gott Ihnen das Amt gegeben hat, einem unglücklichen Menschen den Fluch zu sprechen, werde auch ich ihn ausstoßen. Bis dahin bleibt er in meinem Hause, wenn er nicht weiter kommen kann. Und du, Lise, gehst sogleich auf die Stube. Hier habe ich zu befehlen, und du hast zu folgen. Den Augenblick schweige still; und erinnere dich an den Abend, an dem du

hülflos und sterbend auf dem Feld lagst, und durch gute, redliche Menschen vom Tode errettet wurdest. Schäme dich, daß du jemals einen Todtkranken verstoßen willst.

Aergerlich gieng der Pfarrer fort; beschämt und stille Lise ins Haus. Durch viele Sorge genas der Jude, der ein recht lieber, braver Mann war. Nach fünf Wochen war er im Stand, wegzugehen. Seine Absicht war, bei einem Bruder auf der Grenze zu bleiben, bis die Gegend wieder ruhiger seyn würde. Er kaufte sich ein Pferd an seinen Karrn, und wollte beim Abschied Freudinger eine ansehnliche Summe aufdringen, der aber nichts, als einen Goldgulden für seinen ältesten Sohn znm Andenken annahm.

Der Jude, indem er aus dem Haus trat, hob beede Hände zum Himmel; Thränen floßen über seine Wangen, und er rief laut aus: Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs, sei du Vergelter, und laß es wohlgehen meinem Retter, und den Seinigen! Dein Segen ruhe auf diesem Hause; auf dem ganzen Ort, und auf seinen Gütern! O gieb mir Gelegenheit, großer Schöpfer, recht vielen Christen wohlzuthun, damit ich einen Theil meiner Schuld abtrage!

Wir waren alle sehr gerührt, und schieden als Freunde von einander. Inzwischen ereigneten sich bald nachher Vorfälle, die für Freudingern sehr traurig waren Schon stund ein reicher Schatz von Erndte vollkommen reif auf der Flur, als ein schreckliches Hagelwetter die ganze Markung zu Grund richtete. Zum Uebermaas des Unglücks zündete ein Blitzstral in der Scheune unsers Nachbarn, und diese wurde, so wie auch die unsrige und die Stallgebäude des Freihauses, ein Raub der Flamme. Freudinger litt einen Verlust von zwei Drittheilen seines Vermögens, und das letzte Drittheil mußte zur Hälfte aufgewendet werden, um das rückständige Pachtgeld zu bezahlen. Der brave Mann war gebeugt, aber der Frieden seines Herzens kam bald wieder. Gott hats gegeben, sagte er zu seiner Frau, die kein trocknes Aug mehr kriegte, Gott hats genommen; der Name des Herrn sei gepriesen.

Allein etwas schlimmeres kam bald nach. In der Gemeinde murmelte es, daß das ganze Unglück von der Aufnahme des gottlosen Juden herrühre; Pfarrer und Vogt mochten auch das ihrige thun; kurz, nach einigen Wochen mied alles den guten Pachter; alle Gemeinschaft mit

ihm wurde aufgehoben; alle Hülfleistung, welche auf dem Land so unentbehrlich ist, ihm schlechterdings versagt. Halt dich an deine Juden, sagten mehrere, und insbesondere der Nachbar, dessen Scheune vom Blitz getroffen wurde, und der bloß seiner Nachbarschaft wegen in dieses Unglück gekommen zu seyn glaubte.

Jetzt fieng auch Freudingers Frau wieder an, ihre alte Rolle zu spielen. Der Krieg von außen und von innen vermehrte die unangenehmen Empfindungen, die ein so großer Verlust nothwendig unterhalten mußte, und der gute Mann wurde krank. Ich darf mir schmeicheln, vieles zu seiner Wiedergenesung beigetragen zu haben. Ich beruhigte das Weib durch allerlei Mittel, und damit war Ein Stein von seinem Herzen. Ich nahm mich, unter seiner Weisung, der Oeconomie an, und nach drei Monaten waren wir wieder alle so glücklich, als ehemals. Nur mußten wirs für uns allein seyn; denn die böse Stimmung der Mitbürger blieb beinahe die nehmliche, und gewiße Personen, die wir schon wißen, thaten redlich das ihrige, um sie so neu, als möglich, zu erhalten.

Der Winter war nun da, und mit ihm kam für den Flecken eine neue Plage. Das

ganze *** Regiment, das sich durch Wildheit sehr auszeichnete, kam zu uns in die Winterquartiere, so daß mancher Bauer dreizehn und mehr Mann ins Haus bekam. Ihre Verpflegung geschah durch Commissärs, Christen und Juden durcheinander die gwöhnlich das heilloseste Gesindel waren, und durch ihre Dieberei den Soldaten nöthigten, dem armen Bauersmann zur Last zu fallen. Besonders gepeiniget aber wurde der Pfarrer und der Vogt, welche mit dem Obristen und Major beglückt waren, die sich nicht mit dem Quartier allein begnügten, und ihren Wirthen alle mögliche Drangsale zufügten.

Nach drei oder vier Wochen kamen die drei Commissärs, gegen welche von allen Seiten Klagen eingeloffen waren, weg, und ein anderer nach Reichen. Bald darauf wurden erleichternde Anstalten getroffen; das Regiment marschirte, bis auf eine Compagnie, die nur 96. Mann stark war, aus, und wurde auf mehrere benachbarte Orte verlegt. Die ganze Gemeinde wurde vorberufen, und da sich bei der Untersuchnng zeigte, daß das im Sommer über die Gemarkung ergangene Unglück sie wegen ihres eigenen Fortkommens ängstlich machte:

so wurde dem Ort eine beträchtliche Unterstützung in Früchten bewilligt, und nach einem Monate die Einquartierung völlig abgenommen.

Nachdem das alles geschehen war, verlangte der Commissär, daß die gesammte Gemeinde aufs Rathhaus gefordert werden solle. Sie erschien zum letzten Mann; Pfarrer nnd Vogt, denen ihr Leben nun wieder lieb worden war, mit ihnen. Seid ihr mit dem zufrieden, was ich seither für euch gethan habe? fragte der Commissär. Ein lautes Freudengeschrei, verwirrte Danksagungen, Segenswünsche, Lobsprüche, kurz der unbedächtigste Jubel des Gefühls von Rettung, war seine Antwort. Ist unter euch ein Thomas Freudinger, der trette hervor. Freudinger trat hervor. Seht, sagte der Commissär, hier euern Retter, euern Wohlthäter. Er legte seine beede Hände auf Freudingers Haupt, die Thränen rollten häufig über seine Wangen, und mit einem Ton, der alle Herzen durchschnitt, sagte er: Du Mann, nach dem Herzen Gottes, du Menschenfreund, der Segen des Höchsten sei über dir, und über deinem Hause. Du hast meinen Bruder vom Tode errettet, oder vielmehr, du hast ihm seine letzten Wochen süß

und selig gemacht. Er erreichte noch mein Haus, um dort ruhig und zufrieden in Gottes schöne Wohnungen einzugehn. Und jetzt steht er vor dem Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs, und nennt dich seinen Retter, und fleht um Segen für dich. Der Gott der Christen, und der Juden, der Gott der Liebe, der unser aller Gott ist, segne dich, du Biedermann, und die deinigen, bis ins tausendste Glied.

Jetzt wendete er sich zu den übrigen. Ich mache euch keine Vorwürfe, sagte er, keinem unter euch allen. Aber seht, was Barmherzigkeit thun kan. Euch rettet sie alle vom äußersten Verderben des Krieges, weil ein Mann unter euch war, der dem Unglücklichen Gutes that, ohne zu fragen, ob er Christ oder Jude sei. Ihm seid ihr Dank schuldig. Ich bin Bär Israel von Breslau, und wenn ihr in der Folge meiner Hülfe nöthig habt, so will ich gerne thun, was mein Haus vermag. Jetzt lebt wohl; und du, theurer Retter meines Bruders, leb tausendfach wohl.

Der Commißär eilte, sein Wagen erwartete ihn, und rollte schnell mit ihm fort. Tiefe Stille herrschte einige Minuten lang in der

Stube; die härteste Bauern schluchzten; der Pfarrer und Vogt waren verstummt. Endlich fiel der Schulz dem guten Freudinger um den Hals; andre um den Leib, andre zu seinen Füßen; Segen, Gottes Segen über dich, unsern Retter. Vergieb uns, vergieb uns! So riefen alle Stimmen, bis Freudinger dankend sich losriß, und nach Hause eilte.

Eine neue Scene wartete hier des braven Mannes. Zween Bediente hatten einen Coffer abgeladen, und dem Weib einen versiegelten Zettel zurückgelaßen. Er enthielt die wenige Worte: Verschmähe die kleine Gabe nicht, guter Mann, und Retter meines Bruders. Es ist ein Theil meines Gewinns, auf dem kein Fluch ruhet.

Bär Israel.

Außer vielen nützlichen Dingen enthielt der Coffer zween Beutel, die zusammen fünftausend Thaler betrugen. In einem dritten waren tausend Thaler, mit dem Zettel: Um die Scheune des Nachbarn wieder aufzubauen, und durchreisenden Christen und Juden Gutes zu thun.

Ich sage nichts von den glücklichen Tagen, die Freudinger jetzt lebte. Er lebte sie nur eilf Monate; ein schneller Tod riß ihn aus unsern Armen. Er wurde von allen beweint, die so glücklich waren, weinen zu können. Wegen überhandnehmender Fäulniß mußte er schnell beerdiget werden; der Pfarrer war krank, also blieb er ohne Leichenpredigt. Als der Sarg hinabgelaßen wurde, trat der Schulmeister ans Grab, weinte laut, und sagte: Ach, da läßt man unsern Freudinger hinab! unsern lieben Vater, Freudinger! Schlaf sanft, du braver Mann, der gute Gott wird dir vergelten, wie du gehandelt hast. Und alles Volk weinte ihm nach, und rief: Amen.

Mir war jetzt alles öde im Haus; ich mußte fort, so sehr die Wittwe mich bat, zu bleiben. Auf meinen Wanderungen kam ich hierher, und wenn ihr glaubt, daß ich euch nützlich werden könne: so bitte ich euch, mir eure Stimme zu geben. Ich wünsche herzlich, recht viele Freudinger bei euch anzutreffen.

Der Candidat des ehrwürdigen Schulamts schloß hier seine Erzehlung. Vom Schultheißen an bis zu dem Richter, der die Verrichtung der Thürschnalle hatte, war keiner ungerührt geblieben. Die Erzehlungen seiner Mitwerber

verloren sich, wie sich der Amtmann ins Volk verliert, wenn der Glanz der gnädigen Ortsherrschaft dem erstaunten Bauern ins Antlitz leuchtet. Ein alter Richter, von seinen Gefühlen ergriffen, stund auf, drückte dem Candidaten die Hand, und sagte ihm: Herr, er hat geredet, wie ein Pfarrer. Vergelts ihm Gott, und meine Stimme hat er. Der Schultheiß aber, der wußte, was seines Amts war, und bemerkte, daß einige andre Membra im Begriff waren, gleiches zu thun, rief den Richter zur Ordnung, und belehrte ihn, daß noch andre Proben übrig seyen um die Wahl zu bestimmen, und daß sich nichts an den Vorschriften ändern laße, die den Wählenden von der Landesherrschaft selbst gemacht worden seyen.

Arnold wurde nach einigen Fragen über seine Erzählung abzutreten befehligt, und die Richter berathschlagten über die drei wahlfähige Candidaten. Die allgemeine Stimme nennte den letzten zuerst; dann die zween andre, deren wir oben schon gedacht haben. Die übrigen wurden im Frieden entlaßen.

Der andere Probetag war nun angebrochen; man versammelte sich bei guter Zeit in der Kirche, und Arnold mußte den Anfang

machen, die Jugend öffentlich zu unterrichten. Wir verschonen unsre Leser mit den Materien, worüber er fragte und belehrte; ohnehin ist nichts weniger unterhaltend, ohnehin nichts leichter, als Kinder zu unterrichten. Wir sagen nur, daß Arnold mit der sichtbarsten, allgemeinempfundenen Ueberlegenheit über seine Gegner, die Kirche verließ; und daß der Herr Pastor, welcher mit Erstaunen Zeuge seiner Geschicklichkeit gewesen war, den Richtern vorläufig versicherte, daß er sich nicht schämen werde, bei diesem Manne künftig Unterricht zu suchen.

Am schnellsten war der dritte Probetag überstanden. Weit artiger, als die gewöhnlichen akademischen Opponenten, die wenigstens einige Minuten lang ihre vorher verabredete Zweifel unterhalten müßen: erklärten die beede Concurrenten Arnolds, daß sie zwar bereit seien, unter sich über Materien zu sprechen; daß sie aber mit Herrn Arnold auf keine Weise sich zu messen getrauten. Sie erhielten allgemein das Zeugniß einer wohlangebrachten Bescheidenheit; die Prüfungen wurden für geendigt erklärt, und Arnold zum Schulmeister in Lieben auf die gehörigen Art ernennt.

Das ganze Ort nahm Theil an der Erhebung unsers Arnolds zu einem so glänzenden Posten. Allgemein war der Ruf seiner Geschicklichkeit; andere Eigenschaften, die man noch nicht hatte kennen lernen, wurden gelegenheitlich eben so gepriesen. Man beeiferte sich, bei seinem Einzug in sein Haus, ihm alles zu verschaffen, was er, nach seinem neuen Stande, an Bequemlichkeit der Einrichtung fordern konnte. Arnold, gerührt durch dieses Zutrauen, wartete seinem Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit ab. Er gab der Schule eine ganz neue Einrichtung, und verbreitete auf die faßlichste Art, außer den gewöhnlichen Schulkenntnissen eine Menge andrer nützlicher Dinge. Ehedem war in jeder Woche zweimal eine sogenannte Abendstunde, worin der Schulmeister einen Psalmen und einige Gebete verlas. Arnold, mit Genehmigung des Pfarrers, verwandelte diese Erbauungsstunde einiger alten, krüppelhaften Weiber in eine Lehrstunde, worinnnen er Anweisungen zum Gemüsbau, zur Baumzucht, selbst zum Feldbau, und insbesondre zu neuen Versuchen gab. Damit war es aber nicht genug; er bewies auch durch die Ausübung das Nützliche seiner Lehren. Jeden

Sommerabend nach dem Abendessen (das heißt, nach sechs Uhr) versammelte man sich unter der großen, schattenreichen Linde des Orts. Hier unterhielt er seine Zuhörer (und bald war es die ganze, eben nicht beschäftigte Gemeine) mit Erzählungen, worinnen er Vorurtheile aller Art bestritt. Kurz, um einen Sprung vorwärts zu machen, damit wir die Leser nicht durch allzusehr vereinzelte Bilder ermüden, nach neun Jahren waren die Einwohner von Lieben meistens gebildete, brave, wohlhabende und gesunde Leute; die Jugend wohlgezogen, lernbegierig, arbeitsam; die Felder und Gärten im besten Zustand; und aus der Stadt wurden jährlich wenigstens fünfzigfach größere Summen, als vorher, gezogen. Die Liebener Käse, das Liebner Obst, das Liebener Kraut, die Liebener Schotten wurden dort wenigstens im doppelten Preise bezahlt; und dieser Ort fand sich, vor allen andern des Landes, in einem Wohlstand, der keine Spur des verheerenden Krieges mehr bemerken ließ.

Wir kehren jetzt wieder zu Arnolds häuslichem Leben zurück. Zuerst bemühte er sich, die Achtung und das Zutrauen des Herrn Pfarrers M. Burger zu erwerben. Er

fand bald in ihm einen Mann von großen Kenntnißen und dem edelsten Herzen. Burger war eigentlich eine theologische Seltenheit. Er genoß mit Arnold die Achtung, die dieser sich erwarb, so, wie der neidfreie edle Mann den Ruhm und das Glück andrer edler Menschen mitgenießt. Aber bald, im nähern Umgang, entdeckte er an dem Schulmeister eine Summe von Wissenschaften aller Art, die ihm einst bei einem traulichen Pfeifchen den Ausruf abnöthigten: Sicher, lieber Arnold, sind sie nicht immer in diesem Stand gewesen. Ich müßte sehr irren, wenn sie nicht jezt eine Rolle spielten, die sie verbergen soll.

Arnold lächelte. Vor einem so scharfsinnigen Beobachter werde ich mich zu verbergen suchen. Sie haben recht, Herr Pfarrer, ich war für eine andere Rolle bestimmt, und hatte schon angefangen, sie zu spielen. Ich bin jezt fünf und dreißig Jahre alt, und handle schon fünfzehn auf der großen Bühne. Sie sollen alles erfahren, sobald ich mit meiner jezigen Lage so vertraut bin, daß auch die Idee der Rückkehr verschwinden muß. Denn entschlossen bin ich schon jezt, als Schulmeister zu leben und zu sterben.

Der Pfarrer drang nicht weiter in ihn. Aber mit jedem Tag wuchs die Freundschaft der beeden Männer. Ihre Arbeiten, ihre Studien, ihre Ideen, theilten sie sich täglich mit; und Arnold benützte mit großem Fleiß die schöne Büchersammlung des M. Burgers.

Zu gleicher Zeit knüpfte sich die Freundschaft mit dem braven Schültheiß Essig durch den Umgang enger, den Arnold mit seiner Enklin, Röse, pflegte. Entschlossen, was bei seinem Stand unumgänglich nöthig war, das liebenswürdige Mädchen zu heyrathen, machte er sie zu seiner Schülerin, ohne daß Röse selbst es merkte. Er bemühte sich, ihrem reinen gesunden Verstand die Richtung, und ihrem weichen Herzen die Bildung zu geben, die der Frau eines Mannes von Geschmack und Character nöthig ist, ohne sie auch nur ein Härchen über ihren Stand zu verfeinern. Hier hatte er leichtes Geschäft. Treflich vorgearbeitet hatte ihr Vater, der brave Schulmeister Breier; unverdorben war die ganze Grundlage. Wir sagen also nur, daß mit Jahrsfrist Röse das glückliche Weib des Schulmeister Arnolds wurde; daß jedes das andre mit jedem Monate lieber hatte; daß die Freu-

des ganzen Dorfs groß darüber war; und daß Schultheiß Essig und sein Weib sich verjüngten, da sie nach etlichen Jahren ihre Urenkel, einen dicken Buben und ein schmuckes Mädchen, auf ihren Schoos wiegten.

Ins zehnte Jahr hatte Arnold in Gemeinschaft mit seinem Freund, dem Pfarrer Burger, Glück über das Dorf Lieben verbreitet, als ein sonderbarer Auftritt ihn bekannter machte, als er wünschen konnte. Nur eine kleine Virtelstunde von Lieben lag Wallmuthen, ein großer schöner Marktflecken von dritthalbhundert Bürgern. Mit Erstaunen hatten verständige Leute in Wallmuthen beobachtet, wie sehr der nicht halb so bedeutende Ort Lieben sich emporgeschwungen habe; oft waren Schaaren von ihnen dahin gegangen, um zu lernen, oder um sich zu überzeugen, und was sie hörten, und sahen, und lernten, vermehrte ihr Erstauneu.

Der Schulhalter in Wallmuthen war eben gestorben, und die Gemeinde beschloß, den aus Lieben bei dem Landesfürsten, für sich zu verlangen. Sie hatte gar kein Arg, daß Arnold etwa Bedenken tragen würde; Wallmuthen war die beste Schulstelle im ganzen

Lande; die bestimmte Einnahme vierfach stärker, als die bisherige; und die zufällige — wir wißen ja, daß eigendlich sie es ist, die unsre Dienste fett macht — mußte an einem so beträchtlichen Orte sich gewaschen haben. Kaum also war es beschlossen, als drei Deputirte nach der Residenz sich verfügten, um ihr Gesuch dem Landesfürsten vorzutragen.

Der Landesfürst war ein guter, lieber Herr, dem es ganz gleich galt, ob Kunz oder Peter die Schule in Wallmuthen besorge. Er befahl also seinem Cabinetssecretär, sein gnädiges placet zu unterschreiben, und dieser, der den Stilus curiae kannte, raunte dem Fürsten ins Ohr, daß man das Consistorium nicht ganz vorbeigehn könne. Dem Herrn war auch das recht? er befahl also, beizusetzen: wenn das Consistorium nichts Gegründetes einzuwenden habe.

Die Bauern, höchlich vergnügt, wanderten sonder allen Zweifel zum Consistorialpresidenten, und brachten da ihr Gesuch aufs freudigste, und in der vollen Hoffnung vor, daß sich dieser Oberseelenhirte recht beeilen werde, ihr Ort durch die Begünstigung Arnolds zu beglücken. Seine Heiligkeit lehnte sich langsam an den

Rücken des seidnen Sophas; zweimal schüttelte er bedenklich das Haupt, und endlich entquoll aus der Tiefe folgende Frage:

Lieben Leute, wer hat denn euch das Recht gegeben, eine so wichtige Stelle eigenmächtig zu besetzen?

Die Bauern stutzten; endlich fieng der reiche Thomas an: Hochwürden, das Recht haben wir nie verlangt. Aber gebeten haben wir den gnädigsten Herrn, und der hats uns zugesagt, wenns Consistorum nichts einwenden könne, und das kann nichts einwenden, dann 'n solchen Schulmann giebts in der Welt nimmer, wie Herr Arnold ist. Und darum haben wir nur hergehen, und hören wollen; denn einen andern nehmen und wollen wir nicht, und halten uns ans Wort vom Fürsten.

— So, so! Aber Leute, habt ihr das Wort eures gnädigsten Landesherrn wohl gefaßt? Wenn das Consistorium nichts Gegründetes einzuwenden habe! —

Nun, so laßen Sie 'mal hören, Hochwürden! Möchten doch wißen, was sich gegen den Maun einwenden läßt. —

— Nicht unverschämt, sage ich euch. Versteht wohl, die Einwendungen werden nicht

euch, sondern dem Herrn gemacht. Und soviel ist einstweilen gewiß: dieser Arnold **wird nicht euer Schulmeister.**

Der hochwürdige Herr legte einen besondern Nachdruck auf diese Worte, und hatte dazu Ursache; denn der verunglückte Magister **Urlizius**, mit seiner Hochwürden etwas ausgewachsener Nichte verlobt, war schon vorgeschlagen, vom Consistorium einstimmig genehmigt worden, uud sollte des andern Tags die Bestätigung des Fürsten erhalten.

Kaum war diese eutscheidende Antwort aus dem Munde des heiligen Mannes hervorgegangen, als die Deputirte einhellig mit einem lauten: Was? er wirds nicht? Ei das wollen wir auch sehn! herausstürmten. Seine Hochwürden ärgerten sich, beliebten von Ungestüm, und endlich sogar von Flegeln zu sprechen; die Bauern, denen alle Kenntniß des großen Tons fehlte, wurden in der That etwas unartig; der Consistorialbediente und Stadtmößner drangen aus dem Vorzimmer herein, und erhielten im Tumult den unpriesterlichen Befehl: die Kerls die Treppe hinunter zu werfen; mit dem ihnen eigenen Trotz packten sie die Bauern an, um ihn zu vollziehen; aber leider

war nur ihr guter Wille zu loben. Der reiche Thomas, ein wahrer Sohn Enaks, faßte beede zugleich im Nacken, daß ihnen die Seele quickte, und schleuderte sie ins Vorzimmer zurück. Herr, sagte er zum Oberbraminen, er ist ein Baalspfaffe, und der Fürst soll ihn kennen lernen. Aber eh bettelt Thomas Waidlich mit seiner Famalie an den Hecken, als ein andrer Schulmeister wird.

Damit wanderte die Gesandtschaft die Treppe hinunter, und bat nochmals um Gehör beim Fürsten. Diesem erzehlte sie den Vorgang nach allen Umständen, und erhielt die Versicherung, daß sie nur ruhig zurückkehren sollten, der Fürst werde Sorge tragen. Fröhlich über ihren Sieg, giengen sie nun in ein benachbartes Weinhaus, tranken ein Gläschen über Durst, und sprachen vielleicht hier und da ein Wörtchen gegen den Herrn Präsidenten, das eben nicht auf seinen Grabstein getaugt hätte.

Unvermuthet trat, nach einigen Stunden dieses Siegesgelages, die Wache ein, und erklärte, daß sie Arrestanten seien. Thomas, der nüchternste, sagte dem einen seiner Collegen ein Wort ins Ohr; dieser löschte das Licht aus, und gieng, mit dem dritten, auf die

Wache los; während dieser Beschäftigung entwischte Thomas, und wurde in der Residenz nicht mehr gefunden. Die beeden andern giengen, nach einigen Rippenstößen mit der Wache fort.

Waidlich lief die ganze Nacht durch, und kam gegen Morgen in Wallmuthen an. Noch war es nicht völlig Tag, als schon der ganze Ort in Aufruhr war. Am andern Tage hatte es sich schon auf einige Meilen im Umkreis verbreitet, daß der Fürst mit glatten Worten einige Unterthanen, die um einen Schulmeister gebeten hätten, gelockt, und alsdenn ohne alle Ursache habe stecken und pflöcken laßen. Die Bauern rotteten sich zusammen, und verschworen sich, Gut und Blut daran zu setzen, daß der gestraft werde, der dem Fürsten diesen gottlosen Rath gegeben habe. Von Ort zu Ort flog das Gerücht davon, und zugleich eben dieser Geist der Unzufriedenheit; gegen achthundert Bauern hatten sich versammelt und bewaffnet, um nach der Residenz zu ziehen, und ihre Brüder zu retten; mit jeder Stunde vermehrte sich ihre Zahl; der Ruf, der ihnen vorangieng, und sie auf zehntausend anwachsen ließ, erschütterte den Fürsten und die Einwohner der Haupt-

stadt, und diese fanden sehr leicht Gehör, als sie durch einige obrigkeitliche Personen bitten ließen, die verhaftete Bauern auf freien Fuß zu stellen.

Damit war die Sache eher verschlimmert, als gebeßert. Die Losgegebene trafen ihre Befreier einige Stunden von der Residenz an; der Muth der Verbündeten wuchs, und sie beschloßen, ihren Zug fortzusetzen, bis Arnold zu ihrem Schulmeister ernennt, und ihnen Genugthuung gegeben seyn würde. Dann gesellten sie mit jeder Virtelstunde neue Beschwerden zu der vorigen. Der vorige Fürst hatte durch seine Jagdliebhaberei großen Schaden gethan; der jetzige zwar gar keinen, denn er haßte die Jagd; aber es konnte doch wieder einer kommen, der Neigung dafür hatte; und deshalb müße man sicher gestellt werden. Die noch fortdauernde Kriegsabgaben müßen aufhören, da der Krieg aufgehört habe. Bald hatte Peter, bald Steffen, einen neuen Einfall, und nach einigen Stunden waren die ersten Beschwerden vergessen, weil sich die letzten zu sehr gehäuft hatten.

Inzwischen näherten sich die Unruhigen der Residenz, in welcher ein Theil zitterte, ein

anderer zürnte, und ein beträchtlicher Theil froh war, daß irgend eine Neuerung bevorstehe. Der Fürst war ein guter, friedlicher Mann; gern würde er sich sogar ein Vergnügen entzogen haben, um seinen Unterthanen gefällig zu seyn. Zween Männer waren inzwischen seine sichtbare Regenten, der Geheimerathspräsident Graf **k, und der Präsident des Consistoriums, Dr. Omega; und damit er nichts ohne ihren Willen thun konnte, waren ihre beede Söhne ihm zu Cabinetssecretärs verordnet. Der Graf **k war ein Mann von Welt, Kenntnissen, und eine starke Dosis Herrschsucht abgerechnet, von edlem Character; Doctor Omega aber hatte von Jugend an zwoen Göttinnen gehuldigt, die ihre Verehrer emporheben, Intrigue und Heuchelei. Ein bischen Eigenutz, und wo es seyn konnte, unumschränkte Gewalt, schien auch zur Mischung zu gehören.

Diese Männer sprachen mit dem Fürsten im Cabinet über den unerwarteten Auftritt. **k rieth, die Bauern mit Nachsicht zu behandeln; Deputirte von ihnen zum Fürsten zu rufen; die andern, koste es, was es wolle, zurückzuschicken; und zu dem Ende ihnen ohne Anstand den begehrten Schulmeister zu bewilligen.

Omega sprach heftig gegen alle Nachsicht. Er führte dem Fürsten zu Gemüth, was die Loslaßung der beeden Gefangenen bewirkt habe; Güte werde alles verschlimmern; ein bischen Ernst die Bauern schnell zu paaren treiben. Der Rädelsführer sei ohne Zweifel der Schulmeister Arnold; der müße ergriffen und bestraft, der gedemüthigte Haufen aber alsdenn mit Schonung entlassen werden. Er wiederholte dem Fürsten die Erzehlung des Vorgangs in seinem Hause, der schrecklich entstellt wurde; die Gotteslästerungen, welche die drei Bösewichte sich im Wirthshaus erlaubt hätten, und schloß damit daß der Fürstenhut auf seinem Haupte für die Zukunft sehr wanken werde, wenn er jetzt versäume, sich gegen Rebellionen, die aus der Hefe des Volks ihren Ursprung nehmen, sicher zu stellen.

Omega hatte zuletzt, und am lautesten gesprochen; der Fürst gieng auf seine Seite. Sechshundert Mann wurden mit vier Canonen gegen die Empörer geschickt, doch mit dem Befehl, bis zu weitrer Ordre keine Gewalt zu gebrauchen.

Die Bauern hatten sich eine halbe Stunde von der Residenz gelagert, und waren eben im Begriff, eine Deputation von zwanzig

Mann an den Fürsten zu schicken, als sie das Kriegsheer anrücken sahen. Einige Minuten stutzten sie; aber Thomas Waidlich sprang hervor, und sagte: Brüder, wir haben geschworen, einander in Lieb nnd Leid nicht zu verlaßen. Wer sich fürchtet, kann immer nach Hause gehn. Aber wem sein Recht, Hab und Gut, Weib und Kind theuer ist, der bleibt, und bekümmert sich den Henker um die Handvoll Lohnsoldaten. Auf, schicket ein paar hundert ab, in allen Dörfern ringsumher Sturm zu läuten. Die Bursche da wollen wir schon im Respect erhalten.

Ein lautes Freudengeschrei war die Losung der Unruhigen auf seine Rede. Eben waren viele bereit, das Signal zum vollen Aufruhr zu geben, als ein Reuter querfeldein hersprengte. Er kam näher, und bald erkannte Thomas den Schulmeister Arnold von Lieben. Vivat, schrie er, Schulmeister Arnold, vivat! und ein Gebrüll des Hanfens gab sein Vivat wieder.

Odemlos langte Arnold bei ihnen an. Er hatte erst den Aufruhr und seine Ursachen erfahren, als die Unruhigen schon aufgebrochen waren. Nicht die Thränen seines Weibs, das Flehn

seiner Großschwiegereltern, das Wimmern seiner Kinder, konnte ihn abhalten, den Tollköpfen nachzueilen. Sein Herz war in großer Besorgniß; etwas beruhigt wnrde er dadurch, daß auf dem Weg auch nicht der mindeste Exces begangen worden war. Er zitterte, da er die Bauern in so geringer Entfernung von den fürstlichen Truppen sah. Jetzt stieg er ab, gieng auf Thomas zu, den er bei der Hand faßte; sammelte sich einen Augenblick, und sprach mit ernster, fester Stimme:

Thomas, Thomas, sonst der brave Mann und gute Bürger, wie tief seid ihr gesunken! Thomas, die Waffen in der Hand, rechtet ihr mit euerm Fürsten, und mit der Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft? Hört mich, Thomas, hört mich, Brüder und Freunde, die ihr jetzt so schrecklich verirrt seid, um Gottes willen um eurer Eltern, Weiber und Kinder willen, hört mich, um eurer verlaßenen Heerde, um eures Wohls willen hört mich; ihr seid Verbrecher, Landesverräther, wenn ihr noch einen unseligen Schritt vorwärts thut.

Thomas, braver Thomas, werft enre Waffen weg. Gebt euerm Fürsten einen treuen, guten Unterthanen wieder. Kommt mit mir

vor den Fürsten; ich schwöre euch, weder euch, noch keinem eurer Brüder soll ein Haar gekrümmt werden. Folgt mir Thomas; Friede sey zwischen unserm Fürsten und uns. Er ist gut, er liebt uns, Friede, Friede sei mit dem Fürsten und uns!

Eine tiefe Stille herrschte. Thomas stund unschlüßig stumm. Arnold sah, daß jtzt der Augenblick der Rettung oder des Verderbens sey. Ihr zandert, rief er, so eile ich zum Fürsten, nenne mich ihm als Urheber des Aufstandes; flehe Vergebung für euch, bitte um Strafe für mich. Ich will, ich muß euch retten. Eure Weiber sollen nicht Witwen, eure Kinder sollen nicht Waisen, euer Name soll von der Zukunft nicht mit Fluch und Schande belegt werden. Thomas, helft mir zu dem guten Werk; kommt mit mir!

Jetzt warf Thomas seine Waffen weg, und fiel Arnold um den Hals. Thut was ihr gut findet; ich gehe mit euch.

Gott segne euch, rief Arnold vor Freude taumelnd; Gott segne uns alle. Heil und Frieden unserm Fürsten!

Jetzt riefs der ganze Haufe legte die mancherlei Waffen nieder. Arnold, mit Thomas

und den beeden andern Gefangenen, die entlassen worden waren, gieng nun nach der Residenz. Unterwegs wurde er von der Begebenheit, und allen ihren Umständen, unterrichtet. Einen Kanonenschuß von der Stadt wurden sie angerufen, und verlangten, zum Gehör beim Fürsten zugelassen zu werden. Dieses wurde bewilligt; der Fürst ließ Niemand, als seine Gemahlin, die ihres Stands würdig war, und den Erbprinzen, einen Liebenswürdigen Jungen von zehn Jahren, im Zimmer bleiben. Seine Miene war Wehmuth und Besorgniß.

Arnold und die Deputirten verbeugten sich tief; jener fieng mit großer Freimüthigkeit zu reden an. Hier, sagte er, gnädigster Fürst, ist Thomas Waidlich, der fleißigste, dienstfertigste, vermöglichste und brävste Bürger in Wallmuthen. In der ganzen Gegend liebt und schätzt man ihn. Die beeden sind zween brave wohlhabende Mitbürger und Gerichtsmänner. Thomas Waidlich hat sich schrecklich geirrt; er hat geglaubt, etwas Gutes zu wollen; er hat, nachdem ihm Euer Durchlaucht einige Versicherung gegeben hatte, die auf eine unschickliche Art durch andere wieder aufgehoben werden wollte, geglaubt, die Sache durchsetzen zu

müßen; schlimme Behandlung des Präsidenten Omega hat ihn außer sich gebracht; und beinahe wäre der sonst brave Mann Aufwiegler und Ruhestörer worden. Aber er hat zuerst sich wieder gefaßt; er hat seine Mitbürger alle zur Ruhe und Ordnung gebracht. Er bittet für sich, und den ganzen Haufen um allgemeine Verzeihung. Er hofft, sie bei einem Fürsten zu erhalten, der Vater seines Volks sein will, und jetzt seyn kann.

Ich bin der Schulmeister von Lieben, gnädigster Fürst. Ich bezeuge vor Gott, dem Allwissenden, daß ich von dem Gesuch der Wallmuther Gemeinde, so wie von ihrem Aufstand, nicht das mindeste gewußt habe. Sobald ich es erfahren hatte, habe ich augenblicklich mich aufgemacht, um zu erklären, daß ich nie Schulmeister in Wallmuthen werden will, noch kann.

Wenn übrigens Euer Durchlaucht genau untersuchen laßen wollten, wie sich der Präsident Omega gegen die Deputierten betragen hat, so würde kein geringer Theil der Schuld auf ihn zurückfallen.

Arnold schwieg; der Fürst stund auf, und rief Thomas Waidlich. Ihr habt euch sehr

vergangen, Thomas; ich vergebe euch, und vergesse alles. Kehret zurück im Frieden; bei meinem Fürstenwort, alles ist vergeben, und vergessen. Eurer Gemeinde gebe ich die Freiheit, ihren Schulmeister selbst zu wählen. Thomas umfaßte seine Füße; die beeden andern auch. Der Fürst mußte sich losreißen geht Kinder, sagte er, ich werde euer Vater seyn und bleiben. Nächstens werde ich mein Land bereisen, und anch zu euch kommen. Schulmeister Arnold, ich werde seiner gedenken. Hier meine Hand; ich danke ihm für das große Gute, das er heute gethan hat.

Die Fürstin sprach rührend mit den Bauern. Sie dankte ihnen, für ihren Gehorsam; und setzte bei, daß sie selbst mit ihrem Gemahl die versammelten Unterthanen (so gütig behandelte sie den Aufstand) vor ihrem Aufbruch sehen werde.

Arnold gieng mit seinen Gefährten zurück. Wie der ganze Haufen der Bauern starrte, murmelte, endlich in lautes Freudengeschrei ausbrach, den Fürsten, die Fürstin durch alle Luft hoch leben ließ, läßt sich denken. Als aber bald darauf dieser mit seiner Gemahlin und dem Prinzen ohne alle Begleitung daher fuhr

alle freundlich grüßte, alle seine liebe Kinder nennte: da giengen die rohe Gefühle in Wehmuth über, tausende vergoßen Thränen, hoben die Hände empor, klagten sich an, segneten den Fürsten und sein Haus, und dankten dann wieder mit Jubelgeschrei. Der Fürst befahl, Speise und Getränk zu bringen; aber keiner von allen nahm es an. Es ist Zeit, sagten sie, wieder dahin zu kehren, woher wir gekommen sind, damit unser Ungehorsam vergessen wird. Und so giengeu sie, jeder an seinen Ort.

Der Fürst war zurückgekehrt; Ernst und Entschlossenheit in seiner Miene. Er ließ den Grafen **k rufen. Ich will jetzt regieren, sagte er. Ihnen, Graf, danke ich für den Rath von Nachsicht, den Sie gegeben hatten. Ich fühle, die Unterthanen sind gut, wenn der Fürst nicht schlimm ist. Der Präsident Omega ist entlassen. Alle Stellenbesetzungen geschehen künftig durch mich, und ich werde dabei um Rath fragen, wen ich will. Der Pfarrer Heimig ist Präsident des Consistoriums. Das weitere werden wir in den nächsten Tagen verabreden.

Schulmeister Arnold war nun wieder zu Hause; glücklich, weil er Gutes gewirkt hatte; aber sinnig, weil ein so unangenehmer Auftritt ihn aus seinem angenehmen Dunkel zog. Die Gemeinde Wallmuthen hatte ihn gewählt; er hatte es ausgeschlagen. In Lieben war große Freude darüber. Aber bald hatten die Vorsteher beeder Orte ein neues Projekt entworfen. Wallmuthen und Lieben entschlossen sich, eine gemeinschaftliche Schule zu haben. Das Schulhaus in Lieben sollte neu gebaut, ums doppelte vergrößert, und der sehr nahe Fußsteig von Wallmuthen nach Lieben wohl gepflastert werden. Arnold sollte und mußte, mit Unterstützung einiger von ihm zu wählenden, und unter seiner Leitung stehenden Männer, gemeinschaftlicher Schulmeister seyn.

Inzwischen führte der Fürst seinen Entschluß aus, seine Länder kennen zu lernen. Ein Wagen für sich, die Fürstin, und den Prinzen; ein anderer für den Graf **k und den Präsident Heimig; und dann ein Küchenwagen, war der ganze Zug. Nirgends durften die mindesten Unkosten gemacht werden; nirgends Feierlichkeiten, oder andrer Aufwand. Die Reihe traf jetzt die Gemeinde Lieben. Der

Fürst stieg bei dem Schulmeister Arnold, sein Gefolge bei dem Schultheißen, ab. Er sprach beinahe jeden einzelnen Bauern. Eine Stimme war über den Wohlstand der Gemeinde; über den Urheber davon, den Schulmeister Arnold.

Der Fürst ließ den Tisch besorgen, und Röse half recht geschäftig mit. Arnolds Kleine thaten recht traulich und zufrieden mit dem Erbprinzen. Zur Tafel wurden die Begleiter des Fürsten, und auch der Pfarrer Burger gerufen.

Arnold empfieng den Grafen **k und den Präsident Heimig an der Thüre. Es war ein Augenblick des Staunes, der Freude, der Verwirrung, und der Graf lag in Arnolds Armen. Arnold stotterte; verbat sich, bat um Verschwiegenheit, umarmte den Grafen, und sprach zugleich von Irrthum in der Person. Nein, rief dieser, ich irre mich nicht; sie sind mein würdiger Heidloff; sie sinds! Nehmen sie die Maske eines Schulmeisters, oder welche sie wollen, vor; ihr Herz, ihr Verstand, ihre Kunst, glücklich zu machen, wird sie entdecken. Und damit schloß er ihn wieder in seine Arme. Der Fürst sah und hörte aus dem

Fenster, was vorgieng. Erstaunt rief er den Grafen, dessen hohen Geist er kannte Es war nun nichts mehr zu verheimlichen; der Graf gestund, daß Arnold ehedem sein Vorbild, sein Wohlthäter, und Präsident der Regierung bei dem Landgrafen von **** gewesen seie.

Man denke sich die Verwunderung, in welche der Fürst über das sonderbare Schicksal dieses Tages gerieth. Kaum war die Mahlzeit geendiget, so verlangte er ein abgesondertes Zimmer, auf welches Arnold ihm folgen mußte. Hier faßte der Fürst freundschaftlich die Hand des widerstrebenden Schulmeisters, und ersuchte ihn, ihm die Ursachen und Art einer so sonderbaren Veränderung mitzutheilen. Arnold konnte es nicht verweigern, und erzehlte dem Fürsten folgendes:

Mein Vater war der **** Oberst von Heidloff. Er hinterließ den Namen eines einsichtsvollen tapfern Officiers, und ein ehrenvolles Andenken, das er mit zwanzig Wunden erkauft hatte.

Mir hinterließ er ein mit Schulden beladenes Gut. Die besondere Lage des Landgrafen von **** erlaubte einige Zeit hindurch nicht, den Sold der Truppen zu bezahlen,

und mein Vater setzte den größten Theil eines nicht beträchtlichen Vermögens im Dienste zu.

Außer seinen militärischen Kenntnissen war mein Vater ein gelehrter Mann. Ich wurde ihm in einem Zeitpunkt gebohren, wo er sich nach Ruhe sehnte. Meine Mutter starb bald darauf; mein Vater zog sich zurück, und widmete meiner Erziehung den grösten Theil seiner Zeit. Ihm habe ich die Grundlage meines Wissens, und ganz die Bildung meines Charakters zu danken. Er starb, da ich fünfzehn Jahre alt war. Ich beschäftige mich noch ein Jahr auf unserm Gut, und gieng alsdann nach Göttingen; wo ich vier Jahre studirte. Als ich nach ** zurückkam, fand ich mich genöthiget, das Gut zu verkaufen, um die Schuldenlast, die mich sehr drückte, abzuthun, und am Schluß der Rechnung blieben mir kaum fünftansend Thaler übrig. Da es unmöglich war, davon zu leben, war ich gegen meine Neigung genöthiget, dem Fürsten meine Dienste anzubieten. Er erinnerte sich sehr gütig meines Vates, und stellte mich bei der Regierung ** als Rath mit Besoldung an. Ich bemühte mich auf diesem Posten meine Pflicht zu thun, und der Landgraf gab mir mehrer Beweise seiner

Zufriedenheit. Bei einem Geschäfte, mit dessen Ausführung er sehr zufrieden war, drang er mir eine Belohnung von zehntausend Thalern auf, die ich, aller Weigerungen ungeachtet, annehmen mußte. Der Zufall wollte, daß ich durch den Tod meiner vorsitzenden Collegen in fünf Jahren Vicepräsident, und endlich im zehnten Jahr meiner Dienstzeit Präsident der Regierung und fürstlicher Geheimerath wurde.

Ich war es kaum einige Monate, als der Fürst unvermuthet starb, und sein einziger Prinz ihm in der Regierung folgte. So verschieden die Grundsätze und der Charakter des Vaters und Sohnes waren, so wenig schien dieses Einfluß auf mich zu haben. Der neue Fürst gab mir gleich Anfangs viele Beweise seiner Achtung und Zuneigung. Einige Zeit nachher hatte er das bekannte, und nachher wirklich ausgeführte Project, eine beträchtliche Zahl seiner Unterthanen in *** Sold nach **** zu schicken. Ich hielt es für den Fürsten und die Unterthanen gleich nachtheilig; ich sprach nachdrücklich dagegen, da ich gefragt wurde; ich verwendete mich insbesondere beim Fürsten,

und war vielleicht die vorzügliche Ursache, daß jenes Projekt scheiterte.

Selbst nach diesem Vorfall, bei welchem der Fürst sich meiner bediente, um eine sehr unangenehme auswärtige Negotiation zu pflegen, behandelte er mich mit eben der Güte, wie vorhien; und die Fürstin war außerordentlich mit meinem Benehmen zufrieden.

Bald darauf traten zwischen dem fürstlichen Ehepaar Mißhelligkeiten ein; der Fürst behandelte seine Gemahlin mit sehr geringer Schonung, und eine Fräulein von *z, die das Herz des Herrn gewonnen hatte, erlaubte sich gegen die Prinzeßin ein Betragen, das für jeden Mann von Ehre empörend war. Der *** Hof nahm sich ihrer an, und sein Gesandter verschlimmerte durch übereilte Hitze die Sache noch mehr. Die Fräulein von *z, deren Herschsucht ohne Grenzen war, fieng an, den Collegien Befehle zu ertheilen; die Landesverfassung, und meine Ueberzeugung, überhoben mich der Mühe, ihnen zu gehorchen.

Ich bemerkte, daß von mehreren Seiten gegen mich gearbeitet wurde; ich war aber ruhig, weil ich mir meiner Handlungsweise bewußt war. Endlich wurde der auswärtige

Hof, bei welchem ich die obenberührte unangenehme Negotiation gepflogen hatte, in das Interesse meiner Gegner gezogen. Er lieferte Papiere aus, die sehr stark gegen mich zu zeugen schienen. Ich erfuhr dieses durch einen Courier, den ein würdiger Freund an mich schickte, am Morgen, und brachte eine Kiste mit wichtigen Papieren in Sicherheit, weil ich vermuthete, daß man nun bald auf mich losgehen werde. Am Nachmittag desselbigen Tages sprang die Mine; meine Papiere wurden versiegelt, ich wurde suspendirt, und der Hausarrest mir angesagt.

Aus der Zahl meiner Gegner wurde eine Untersuchungs-Commißion angesetzt, die mit aller List und Bosheit gegen mich zu Werk gieng. Es betraf nichts weniger, als Ehre und Leben. Die ausgelieferte Scripturen waren, wie sie glaubten, ein unüberwindlicher Beweis gegen mich, daß ich als Landesverräther gehandelt habe. Es bedarf nur seiner Recognition, sagte der vorsitzende Commißarius dem Fürsten, und sein Kopf muß fallen. Ich erkennte sie; da sie mir vorgelegt wurden, alle für ächt, gab aber zugleich Originale, die ich gerettet, und wovon ich beglaubte Abschriften hatte neh-

men laßen, zu den Acten, welche allen Verdacht gegen mich vernichteten, und bewiesen, daß jeder Schritt auf Befehl und mit Wißen und Genehmigung des Fürsten geschehen war.

Je weniger durch die Untersuchung gegen mich aufkam: desto schlimmer wurde ich behandelt. Durch eine Reihe von Ungerechtigkeiten und Nichtigkeiten suchte man mich zu unterdrücken, und vermochte es nicht. Da ich endlich die Freiheit, welche mir der Fürst aus Gnaden angeboten hatte, nicht annahm, und Gerechtigkeit verlangte: so verfuhr man mit offenbarer Gewalt gegen mich, und ich würde einem sehr schlimmen Schicksal entgegen gesehen haben, wenn nicht das Kriegstheater sich unvermuthet in das **** Land gezogen hätte. Der Fürst war genöthiget, mit seinem Hof ** zu verlaßen; alles war in Unordnung, und so wurde ich befreit. Mein Vermögen war zu Grund gerichtet; mein Eigenthum geplündert; von dem würdigen Grafen **k, der damals Freiher von *d war, erhielt ich 150 Pistolen, die ich ihm kurz vor meiner Gefangennehmung geliehen hatte. Mit diesen, meiner ganzen Habe, verließ ich **; reißte zu Fuße nach ***, wo ich meine Rechtfertigung mit der Geschichte

meines Prozeßes drucken ließ; und kam endlich nach mancherlei Wanderungen ganz zufällig nach Lieben.

Mein kleiner Reichthum, der sich durch den Ertrag jener Druckschrift und durch andre Arbeiten einige zeitlang erhalten hatte, war inzwischen bis auf achtzig Pistolen vermindert wordeu. Ich war zwar fest entschlossen, mein Leben in Dunkelheit hinzubringen; aber unschlüßig, welchen Weg ich betreten sollte. Wäre Hoffnung für mich gewesen, nur einige tausend Thaler von meinem Vermögen zu retten: so würde ich eine Pachtung allen andern Entwürfen vorgezogen haben. Landwirthschaft war während meines Aufenthalts in ** die einzige Erholung, die ich mir vergönnt, und, so weit meine Geschäfte es zuließen, mit großer Neigung getrieben hatte. Aber zu diesem Plan, insofern ich hauptsächlich Unabhängigkeit dabei zum Grund legen wollte, reichte meine Baarschaft nicht hin. Ich entschloß mich endlich, in die Residenz Eurer Durchlaucht zu gehen; dort als Schriftsteller, und zugleich durch juristische Praxis mir ein kleines Capital zu sammeln, und nach acht oder zwölf Jahren meine Lieblingsidee durchzusetzen.

Mit diesen Betrachtungen war ich in einer schlaflosen Nacht beschäftigt, welche ich bei dem Schultheißen in Lieben zubrachte. Als dieser ganz früh in mein Zimmer kam, und gelegenheitlich von der bevorstehenden Concurrenz zur Schulstelle sprach, bemächtigte sich der Gedanke, hier einen großen Theil meiner Wünsche vereinigt zu sehen, meiner Seele. Ich war sogleich entschlossen, als Mitbuhler aufzutretten, und wurde gewählt. Mit einer Aengstlichkeit, die mir sonst nicht eigen ist, erwartete ich das Ende der Prüfungen; und da zulezt meine Mitwerber selbst mir zu weichen schienen, und alles sich für mich erklärte, empfand ich eine warhaftig reine Freude. Ich habe es nicht schwer gefunden, meine Empfindungen und den Gang meiner Ideen zu meiner gegenwärtigen Lage herabzustimmen; ich habe bis jezt sehr glücklich gelebt, und würde nimmermehr mit der Stelle, die ich verlaßen habe, tauschen; auch alsdenn nicht, wenn mir deren ruhiger Besiz gewährt würde.

Nur ein Wunsch ist mir noch zurück: daß mir vergönnt werde, in der Unbekantheit, der ich hier genieße, fortzuleben. Noch weiß niemand von mir, als Sie, gnädigster Füest und

der Graf **k. Ich bin von Ihrer Großmuth, und des Grafen Gütigkeit, überzeugt, daß diese Bitte mir nicht versagt werden wird.

Arnold schloß hier seine Erzehlung; und wir wollen nur noch beisetzen, was der Fürst nachher von dem Grafen erfuhr: daß während der glänzenden Rolle, die er in ** spielte, sein Ansehen ganz ohne alle Grenzen war.

Mit einem außerordentlichen Genie hatte er den anhaltensten Fleiß verbunden, und seine Kenntniße in mehreren Fächern waren vorzüglich. Zugleich erlaubte er sich keinen Schritt, der nicht der Rechtschaffenheit vollkommen angemessen war. Als Geschäftmann betrug er sich bei den verwickelsten Fällen so vortreflich, daß einst der churfürstliche Minister ***z in ** sagte: Auf Ehre, meine Herrn, Heidloff thut durch Geradheit und Wißenschaft zehnmal mehr, als wir durch Negotiationen und Intrigue.

In allen Geschäften von Wichtigkeit war er die rechte Hand des Fürsten. Die Fianzen gingen ihn eigentlich nichts an; die vorzüglichen Verbesserungen in diesem Zweig aber waren sein Werk.

Die Fräulein von *z wendete nicht nur des Fürsten, ihr eignes, und ihrer Verwandten

Ansehen, sie wendete sogar die Macht ihrer Reize an, um Heidloff in ihr Interesse zu ziehen. Er wies alles mit einer Art ab, worüber ihm nicht einmal ein Vorwurf gemacht werden konnte. Er sah seinen Fall voraus; ein Seitenschritt hätte ihn retten können; aber er war zu groß, um ihn nicht zu verachten.

Nach diesen Ergänzungen der Geschichte kehren wir zurück.

Der Fürst ließ es sich äußerst angelegen seyn, Arnolden zu bewegen, daß er irgend eine Stelle, die seiner eigenen Wahl überlaßen seyn solle, bei ihm annehmen möchte. Alle Erbietungen schlug dieser bestimmt ab, und erbat sich von dem Fürsten nichts, als Stillschweigen über die Entdeckung, welche er ihm ebeu gemacht habe.

Da der Fürst sah, daß er unbeweglich blieb, so sagte er ihm, daß er hierüber nicht weiter in ihn dringen wolle. Allein irgend einen andern Vorschlag, der mit seiner Absicht, unabhängig und unbekannt zu leben, vollkommen übereinstimme, wolle er ihm machen, und verlange, daß er ihn ernsthaft prüfen, und, wenn er anders eini-

ge Aufmerksamkeit für ihn habe, annehmen solle.

Arnold wollte reden, der Fürst aber sagte: Nicht ein Wort darüber. Sie sollen anhören, und, wenn Sie mich schätzen, einwilligen.

Nach einigen Wochen klärte sich die Sache auf. Ein Handschreiben des Fürsten schenkte dem Schulmeister Arnold den Wilhelmsfelderhof, zwo Stunden von der Residenz, ein sehr beträchtliches Landgut, das zu den fürstlichen Domänen gehört hatte. Der Fürst schrieb ihm noch folgendes:

„Ich verlange durchaus, daß Sie dieses Gütchen ohne alle Einwendung annehmen. Sie haben mein Wort, daß ich Sie nie an Hof rufen, nie ihr Schicksal einem Menschen mittheilen, nie Sie in andrer Gesellschaft, als die Sie selbst verlangen, besuchen werde.

Dagegen ist mein Geschenk nicht ohne eigennützige Absichten. Ich bitte Sie mein Freund zu seyn, und mir zu erlauben, daß ich bei Ihnen Rath suchen darf, wenn ich solchen nöthig habe.

Sie sollen nie in ein Geschäft gemischt werden, und ohne Ihren Willen soll Niemand

wißen, daß ich Wilhelmsfeld in einer andern Absicht besuche, als mich dort zu belustigen."

Nach einem nicht geringen Kampf nahm Arnold das Geschenk und die Bedingungen des Fürsten an. Er verließ Lieben so ungern, als seine Gattin; der alte Schultheiß und seine Frau jammerten bei ihrer Abreise. Aber das rührendste war das allgemeine Wehklagen der Gemeinde, und vorzüglich der Jugend, die seinen Wagen umringten, und mit Thränen und lautem Klaggeschrei Abschied von ihm nahmen.

Seine neue Besitzung gab ihm bald Schadloshaltung für die Annehmlichkeiten, denen er entsagt hatte. Keiner seiner Wünsche blieb unerfüllt. Der Fürst war sein Freund, und nützte seine Kenntniße.

Zwölf Jahre lebte er sehr glücklich; im dreizehnten verlor er, innerhalb weniger Wochen, seine Gattin und ihre Großeltern. Was aus ihm und seinen Kindern weiter worden ist, kann hier nicht erzehlt werden. Wir hatten nur die Absicht, die Periode seines Lebens zu zeichnen, in welcher er als Schulmeister Arnold auftritt.

Der
Pfarrerin Mühlen.

Die Städter in Haineburg, wenn sie ihres Prunks satt waren, oder sonst Langweile hatten, wallfahrteten zu dem Pfarrer nach Mühlen, um, wie sie zum Theil sagten, sich einen Spaß zu machen. Ich hörte der Schilderungen von diesem Manne so viele und so mancherlei, daß ich nicht wußte, was ich daraus machen sollte. Endlich schlenderte ich, an einem müßigen Nachmittage, selbst nach Mühlen, um den sonderbaren Mann kennen zu lernen; aber ich traf den Pfarrer nicht an, der, wie mir eine alte Magd sagte, zu einer Edelfrau in der Nachbarschaft, die tödlich niederlag, gerufen worden war. Geh er aber nur, setzte das Weibsbild ganz treuherzig bei, zu einem der Kinder meines Herrn; es ist eins, er wird eben so aufgenommen werden.

Ich merkte wohl, daß der Pfarrer manche Einkehr haben mochte, die bloß auf einen Trunk abzweckte, fragte aber doch, weil ich vor der alten Magd mich eben nicht zu legitimiren gedachte, nach der Wohnung eines dieser

Kinder. Er muß noch nicht hier gewesen seyn, fuhr die Alte fort, wenn er das fragen kann. All' die schönen Häuser rings umher, die in Gärten eingezäunt sind, und die zwo Mühlen, gehören den Kindern zu.

Ich sah um mich her, und zählte, außer den zwo Mühlen, der bezeichneten Häuser nicht weniger als eilf. Ohne Umstände gieng ich auf das nächste zu. Die Gartenthüre war geöffnet; am Haus aber mußte ich erst anpochen. Ohne Verzug wurde mir aufgethan; ein junger Mann kam mir entgegen, erwiederte auf meinen Gruß, und auf die damit verbundene Frage, daß er nicht Herr, sondern Sohn des Hauses, und daß sein Vater mit dem Großvater ausgegangen sei, aus Besorgniß, daß dem guten Greise unterwegs etwas zustoßen könnte. Er bat mich, zu sitzen, und gieng, ohne meine Antwort abzuwarten, zur Thüre hinaus.

Ich sah mich inzwischen in der Stube um, und hatte Gelegenheit, an ihrer guten Einrichtung mich zu vergnügen. Alles war reinlich; die Tische und Schränke von Nußbaum oder Birnbaumholz; eine Schlaguhr in einem recht niedlichen Kasten; und unfern dem Ofen

ein groſser, wohl ausgepolſterter Armſeſſel. Auf dem kleinen Tiſche lagen Gellerts moraliſche Vorleſungen aufgeſchlagen. Der junge Mann war wie ein wohlhabender Landmann gekleidet; ſaubere gelblederne Beinkleider, und eine Art Ueberrocks von graulichtem Tuche mit gelben Knöpfen, rundgeſchnittene Haare und Stiefeln; in der Stadt hätte er für einen rechtlichen Bürger gegolten. Indem ich meine Bemerkungen machte, trat er mit einem Glaskruge herein, und bot mir Landwein, und friſch gebacknes Brod mit einer Art an, die es mir ſauer machte, abſchläglich zu antworten. Er war etwas erſtaunt über meine Verſicherung daß ich nie zwiſchen der zeit etwas eſſe; und fragte mich mit Theilnahme, ob ich denn krank ſei? Als ich ihm hierüber das Nöthige geſagt hatte, bat er mich, ihm zu ſagen, warum ich in ſein Haus komme? denn, fuhr er fort, wir haben zwar beinah täglich das Vergnügen, Beſuche zu erhalten; allein entweder iſt die Abſicht davon dieſes, und hier zeigte er auf die Bouteille, oder es ſind Perſonen von Stande, die wohl Neugierde aus der Stadt treibt; oder, denn auch das haben wir oft bemerkt, Perſonen, die ſich ein bißchen luſtig über uns

machen wollen. Ich glaube, Ihnen anzusehn, daß Sie zu der letzten Gattung nicht gehören; und doch schlagen Sie unsre kleine Gastfreiheit aus

Ich sagte ihm jetzt, daß ich in der That aus Neugierde gekommen sei, um seinen Großvater kennen zu lernen. Ich wohne, fuhr ich fort, jetzt acht Jahre in der Stadt, und habe von diesem Manne so mancherlei gehört, daß ich begierig wurde, ihn selbst zu sehen. Da ich ihn verfehlt habe: so benützte ich den Wink seiner Magd, in das Haus eines seiner Kinder zn gehn.

Acht Jahre! wiederholte der junge Mann erstaunt. Hätte ich doch nicht gedacht, daß seit dieser Zeit noch jemand in der Stadt wäre, der den Großvater nicht besucht hätte. Darf ich nicht bitten, wer Sie sind?

Ich bin der Hofrath Leinhard.

Herr Hofrath Leinhard, wiederholte er mit einer ehrerbietigen Verbeugung; es wird den Großvater schmerzen, ihren Besuch verfehlt zu haben.

Schmerzen! sagte ich lachend; ich denke, er wird meinen Namen zum erstenmal hören.

Ihren Namen? da irren Sie sehr. Schon hundertmal hat er mit großer Rührung erzählt, daß auf ihren Antrag der Fürst in den acht Walddörfern die Leibeigenschaft aufgehoben hat. Gehn Sie alle unsre Häuser durch; und jeder Eigenthümer wird, sobald Sie ihren Namen nennen, Sie mit Ehrfurcht betrachten. Wir wißen noch mehr von Ihnen. Daß die Jagdbeschwerden im Fürstenthum gehoben sind; daß man die Lotterien weggeschaft hat. Das ist (indem er, eine Thräne in dem Aug, auf mich zeigte) ihr Werk. In der Zeitung las freilich der Großvater des Fürsten Namen, der dafür sehr gepriesen wurde; aber, setzte er bei, wir wißen schon, was das heißt, wenn man den Fürsten nennt; der Hofrath Leinhard ist es, der das alles gethan hat.

Ich war in einiger Verlegenheit, und der junge Mann sprach so schnell fort, daß ich ihn erst jetzt unterbrechen konnte. Er mußte meinem guten Fürsten die Gerechtigkeit wiederfahren laßen, die er mir allzureichlich zugedacht hatte. Ich fragte ihn nun einiges über seinen Großvater, allein er erklärte mir geradezu, daß er mir gar nichts sagen werde, damit ich desto gewißer selbst wiederkäme, um den

ehrwürdigen Greis kennen zu lernen. Er wird Ihnen, fuhr er mit fröhlicher Miene fort, seinen ganzen Lebenslauf erzählen; und Sie finden gewiß einen sehr merkwürdigen Mann an ihm. Kommen Sie nur recht bald wieder, und ich werde heute Nachts — hier rieb er sich die flachen Hände mit vieler Freude — dem Großvater erzählen, daß ich den Herrn Hofrath Leinhard gesprochen habe. Sie werden ihn nicht leicht verfehlen; es kommt alles zu ihm, und er nirgendswohin; die Frau von Halseenek, eine alte Freundin, ließ ihn heute zu ihren letzten Stunden bitten, und der konnt' ers nicht abschlagen.

Auf mehrere Fragen erhielt ich von meinem sonst sehr geschwätzigen Bekannten keine andere Antwort, und mußte mir also gefallen laßen, wieder nach Haus zu kehren. Doch war ich jetzt neugierig genug, um dem Entschluß zu fassen, in den nächsten Tagen wieder zu kommen; auch war es mir nicht ganz unangenehm, daß der gute Alte einige mir gelungene Versuche kannte, weil ich mir denken konnte, daß dadurch unsre nähere Bekanntschaft bald gemacht seyn würde.

Kurz nachher, an einem sehr angenehmen Morgen, gieng ich, ohne weitere Absicht, in der schönen Allee, die von Haineburg nach Mühlen führet, — und schnell überraschte mich der Gedanken, den guten Pfarrer zu besuchen, und mit ihm ein frohes Mittagsessen zu verzehren. Ich setzte den Weg dahin fort, und fand den ehrwürdigen Greis auf dem freien, erhöhten Platz vor dem Pfarrhaus, den eine doppelte Allee von Linden umgiebt, an einem kleinen Tische sitzen. Er las in einem Buche, nnd rauchte sein Pfeifchen zum Caffee. Ich kam ihm sehr nahe, eh' er mich bemerkte; freundlich hob er die Kappe etwas in die Höhe, und zeigte die ehrwürdigen Silberhaare; da ich ihn grüßte, stund er auf, und fragte mich: ob ich ihn sprechen wolle?

Ja, ehrwürdiger Greis; und um recht lange mit Ihnen sprechen zu können, bin ich so frei, mich bei Ihnen zum Mittagessen einzuladen, wenn Sie mich annehmen.

Gar gerne, erwiederte er und rief seiner Hanne. Der Herr da bleibt bei Tisch, Hanne. Schon recht, sagte diese mit einer ganz gleichgültigen Miene, die mich überzeugte, daß ich der erste Gast nicht gewesen sei.

Der Alte ließ mir einen Stuhl setzen, und trug Hannen auf, noch eine Tasse zu bringen. Ich wußte nicht recht, wie ich mich schnell genug einführen sollte, als die alte Magd, indem sie die Tasse brachte, und mir eine meerschaumene Pfeife anbot, sagte: Ei, Sie sind ja der Herr, der am letzten Freitag, ist morgen acht Tage, zu uns wollte; sind Sie's nicht?

Hofrath Leinhard? fragte mich der Greis; eh ich antworten konnte, und auf mein Ja! stund er wieder auf, zog seine Kappe ab, und sagte: herzlich willkommen. Ich bat ihn, niederzusitzen, und beschuldigte ihn einer mehr als städtischen Höflichkeit Nein, Herr Hofrath, sagte er jetzt, Sie kennen meine Complimente noch nicht. Es können Staatswägen mit goldenen Herren und Damen kommen; aber dieses Compliment erhält nur diejenige Person, die ich hochachte, und verehre. Und, leider! ich habe nur selten Gelegenheit, ein's anzubringen. Seyn Sie, fuhr er fort, indem wir uns setzten, herzlich willkommen. Ruprecht, mein Enkel, hat neulich von Ihnen gesprochen, und ich habe mich seither täglich gefreut, Sie zu sehen.

Nach einigen andern Gesprächen flocht ich den Wunsch ein, seine Geschichte zu wissen.

Er versprach, sie mir zu erzählen, wenn ich ihm dagegen versprechen werde, diese Nacht und den folgenden Tag bei ihm zuzubringen. Morgen, sagte er, habe ich ein Wichtiges Fest, das bis sechs Uhr des Abends dauert. Können Sie nicht länger bleiben: so ists noch Zeit genug, in die Stadt zu kommen. Morgen, fuhr er fort, und lüpfte seine Kappe, trete ich mit Gottes Hülfe mein fünfundneunzigstes Jahr an; und da ist meine ganze Familie um mich versammelt. Die müßen Sie kennen lernen.

Recht gerne versprach ich ihm, zu bleiben. Nun setzten wir uns vertraut zusammen, uud er begang seine Erzählung:

Das alles, was Sie hier übersehen, war vor fünfundsechzig Jahren öde uud unbebaut. — Ich sah über die Gegend hin; es war eine Strecke von wohl sechshundert Morgen Landes. In diesem Bezirke zählte ich eilf wohlgebaute, von eingezäunten Gärten umgebene Häuser: und zwo Mühlen, die kaum dreihundert Schritte von einander liegend, durch einen im Thal sich fortschlängelnden, laut rauschenden Bach getrieben wurden. Kein Fleckchen, so weit mein Auge reichen konnte, war unbenützt ge-

blieben, und alles verrieth beim ersten Anblicke, Wohlstand. — Aber nicht bloß, was Sie hier sehn, wohl die halbe Gemarkung dieses Dorfs, besonders was weiter entfernt liegt, war in eben dem Zustand. Der Morgen wurde, als ich hierher kam, mit zween, höchstens drei Gulden bezahlt. Doch, erst muß ich Ihnen sagen, wie ich hierher gekommen bin.

Meine Eltern lebten in Schwaben; mein Vater war Pfarrer auf einem edelmännischen Dorfe; ich, als der einzige Sohn, mußte nach der Gewohnheit des Landes auch Pfarrer werden. Da wir keine Stadt in der Nähe hatten, so übernahm mein Vater selbst meinen Unterricht, und dieser schien, bei seiner großen Gelehrsamkeit, und den Anlagen, die ich entwickelte, nicht zu mißlingen. Als Besoldung hatte unter anderm mein Vater ein beträchtliches Pfarrguth; zwar war er selbst kein großer Landwirth; aber mein Taufpathe, der herrschaftliche Verwalter, verstund die Sache von Grund aus; und mit wahrem Vergnügen benützte ich seinen Unterricht; so daß ich, in meinem achtzehnten Jahr ein bedeutendes Pachtguth zu übernehmen mir ganz wohl getrauet hätte. Jetzt wurde ich nach Tübingen geschickt, um Theologie

zu studiren, wo ich denn alles das verschlingen mußte, was in jenen Zeiten üblich war, und was, um es wieder zu vergessen, mir nachher nicht wenig Mühe gekostet hat.

Mein Vater war ein gar guter Mann, und hatte daher sehr wenig Vermögen. Frühzeitig war meine Mutter gestorben, was auch beitrug, die Haushaltung kostspieliger zu machen. Ich mußte daher in Tübingen äußerst genau leben, und bei dieser Genauigkeit blieb doch nicht selten der Geldzuschuß aus, weil gerade in den zwei ersten Jahren meines Studirens die Felder meines Orts durch Wetterschlag litten, und die Einnahme meines Vaters äußerst unbeträchtlich war. Da ich nun wußte, wie sauer sichs der gute Vater werden ließ, um Vierteljährig die zwanzig oder fünfundzwanzig Gulden aufzubringen, die er mir zu schicken hatte: so suchte ich mir auf alle Art einen kleinen Verdienst zu machen, um ihn versichern zu können, daß ich Ueberfluß habe, und seiner Unterstützung nicht bedürfe.

Hauptsächlich half mir in diesem Zeitpunkt ein Herzensfreund, Römer, aus Reutlingen gebürtig, der zuletzt sein Zimmer, seine Studien, sein kleines Vermögen und seine ganze

Seele mit mir theilte. Inniger, als wir, sind wohl nie zween Studirende verbunden gewesen. Auch mein guter Römer hatte nur geringe Wechsel; aber wir arbeiteten und darbten zwei Jahre lang redlich mit einander und kamen aus, Im dritten Jahr meiner gelehrten Wanderschaft gieng es beßer; theils konnte mein Vater mehr thun; theils schickte mir mein Taufpathe, der Verwalter Knapp, der auf einer Reise mich zufällig in Tübingen besucht und meine Lebensart mitangesehen hatte, ein, wie er schrieb, Mittagessen von baaren hundert Gulden, was eine ungeheure Summe für jene Zeit und für uns zween arme Jünger war. zu dem Mittagessen kamen wir auf folgende Weise: Als mein Taufpathe mich besuchte, war gerade der Zeitpunkt unserer größten Hungersnoth. Unsern Mittagtisch, denn Abends aßen wir nicht, hatten wir sonst von Woche zu Woche bezahlt; jetzt, da wir einige Wochen im Rückstand waren, weigerte sich der Speisewirth, uns länger auf Credit zu geben. Auf einmal nun einen Gast, vor dem wir unsre Blöße bedecken wollten! Was war zu thun, als daß Römer seine silberne Schuhschnallen, und ich eine ebräische Bibel verpfändeten, um Geld

aufzutreiben. Mein Taufpathe wurde also zween Tage gut bewirthet, und ließ sichs recht wohl seyn, ohne die geringste Bemerkung zu machen. Bald nach seiner Abreise kam aber jenes Schreiben mit hundert Gulden, in welchem er meldete, daß er die ganze Unterredung meines Freundes mit dem Pfandhändler angehört habe, und uns hier ein Mittagessen schicke, das uns in Stand setzen werde, einen guten Freund zu bewithen, ohne gerade Bibeln und Schuhschnallen an Juden zu verpfänden.

Jetzt brachten wir noch anderthalb Jahre im größten Vergnügen mit einander zu. Als wir endlich zu gleicher Zeit nach Hause gerufen wurden, war unser Schmerz unbeschreiblich. Wir gelobten uns ewige Freundschaft, und versprachen uns ununterbrochne Correspondenz. So schieden wir.

Da ich bei meiner Nachhausekunft meinen Vater noch ganz munter und thätig fand, nahm ich den Ruf an, mit einem jungen Adelichen zu reisen. In dieser Gesellschaft sah ich einen Theil des nördlichen Deutschlands, dann Hollands, Englands, Frankreichs und der Schweiz. Hier hatte ich auch Gelegenheit, meine ökonomischen Kenntniße zu bereichern.

Endlich rief mich mein Vater zurück. Er fieng an, kränklich zu seyn, und hatte von dem Freiherrn von Löschau, dem unser Dorf zugehörte, die Versicherung erhalten, daß er mich, nach seinem Tode, auf die Pfarre versorgen wolle. Ich wurde diesemnach als förmlicher Adjunct geachtet, und heyrathete in meinem achtundzwanzigsten Jahr die Tochter meines Taufpathen, Lotte, ein Mädchen vom herlichsten Character, die vierzig Jahre lang mein Leben glücklich gemacht hat. Dort — auf einen Todenacker neben der Kirche zeigend, mit Thränen — ruht sie im Frieden.

Wir hatten schon einen Buben, und mein Weib war wieder schwanger, als der Herr von Löschau an einem bösartigen Fieber starb. Mein Vater war die letzten Tage nicht von seinem Bette gekommen, Löschau empfahl in einem Aufsatz, den er fertigen ließ, seinem Erben, einem Bruderssohne, ausdrücklich meine Versorgung. Schon am andern Tag nach Löschaus Tode wurde mein Vater bettlägerig, und starb in der nächsten Woche an eben dieser Krankheit.

Ich versah die Pfarre einige Wochen nach meines Vaters Tode, und erwartete täglich

auf meine Bittschrift Resolution, als der junge Herr von Löschau in zahlreicher Begleitung ankam, und — einen ihm sehr ähnlichen jungen Herrn als Pfarrer vorstellen ließ. Der neue Herr nemlich war einer von den seltenen Menschen, die mit Heißhunger nach Prozeßen haschen. Allenthalben umgaben ihn Consulenten und Advokaten; und zwei Rittergüter die er schon besaß, waren so glücklich, mit Prozeßen über und über beladen zu seyn. Zur größten Schande würde er sichs geachtet haben, das nun ihm zugefallene eigentliche Stammhaus davon frei zu wißen.

Die Unterthanen, denen mein Vater und ich selbst, werth waren, erklärten, daß sie den Pfarrer nicht anerkennen würden, und liefen aus der Kirche. Mein Schwiegervater machte dringende Vorstellungen zu meinem Besten. Der Erfolg war, daß jene durch Execution gezwungen wurden. Für meinen Schwiegervater war es noch trauriger. Unt r dem Vorwand eines großen Paßivrests fiel man bei ihm ein, versiegelte seine Papiere und legte Beschlag auf sein ganzes Vermögen. Er war für diesen Augenblick ein Bettler. Inzwischen blieb ihm nichts übrig, als einen Prozeß

in Wetzlar anhängig zu machen, der lange genug dauerte, und zu dessen Betreibung er selbst die Reise dahin unternahm.

Ich und meine Frau waren in trauriger Lage. Das Vermögen, was mein Vater hinterließ, mochte kaum neunhundert Gulden betragen, und von meinem Schwiegervater hatte ich bis jetzt noch nichts erhalten. Da die Gemeinde große Anhänglichkeit an uns bewieß: so wurde, durch Vermittlung des neuen Pfarrers, uns befohlen, Lüschau in dreien Tagen zu verlaßen. Wir hatten kein anderes Vaterland, als dieses Dörfchen, und zogen beinahe drei Monat lang von Ort zu Ort im eigentlichen Elend herum, bis wir in diese Gegend kamen.

Mühlen gehörte, ehe es von dem gegenwärtigen Fürsten erkauft wurde, einem benachbarten Edelmann, Herrn von Halsenek. Er hatte ehedem hier gewohnt; aber rohe Gemüthsart der Bauern und ihre Trägheit, machten ihm den Aufenthalt verhaßt. Bei meiner Ankunft in Halsenek erfuhr ich, daß eben die Pfarrstelle in Mühlen erledigt, und, da der Pfarrer kinderlos gestorben sei wahrscheinlich ein fremder berufen werden würde. Ich entschloß

mich, bei dem Herrn von Halsenek um die Stelle zu bitten. Sein finsterer Blick hatte meine Hoffnung sehr vermindert: er blieb derselbige, nachdem ich ihm meine Schicksale erzählt, meine Zeugniße vorgelegt hatte. Wir werden sehen, sagte er; sie können übermorgen hier bei mir predigen weil mein Pfarrer verreißt, und einige Tage sich im Dorfe aufhalten.

Am andern Tage wollte ich meinen Amtsbruder aufsuchen, er war aber sehr frühe abgereißt. Ich predigte am nächsten Sontage und erwartete wenigstens, einmal wieder ein erträgliches Mittageßen im Schloß zu erhalten; allein ich wurde nicht geladen. So vergiengen fünf Tage; meine Hoffnung war gänzlich verschwunden.

Endlich ließ mich der Pfarrer zu sich bitten, und entdeckte mir im Vertrauen, daß es mir schwerlich fehlen würde, die Pfarre zu erhalten, wenn ich im Stande wäre, dem Herrn fünfhundert Gulden Schatullgelder zu bezahlen. So hoch konnte sich vielleicht mein Vermögen noch belaufen, und die Versuchung war unter meinen Umständen, sehr groß. Allein ich hatte über den Punkt von jeher meine eigne Meynunng, und erklärte meinem Collegen, daß

ich unter diesen Bedingungen die Pfarre nimmermehr suchen würde. Dieser machte einige Einwürfe, die ich beantwortete; zuckte die Achseln, und schwieg.

Ich war im Begriff, mit meiner armen Frau, die in einigen Monaten Mutter werden sollte, und, wechselsweise mit mir ein dreivierteljähriges Kind schleppen mußte, weiter zu ziehen, als ich ins Schloß berufen wurde. Ich gieng, mit dem Entschluß, nie einer entehrenden Bedingung Gehör zu geben. Die Miene des Herrn von Halsenek war die vorige. Hier, sagte er, indem er ein Papier vom Tische nahm, ist das Decret zur Pfarrstelle in Mühlen. Hätten Sie sich verstanden, auch nur einen Kreuzer zu zahlen, so wären Sie, so lang ich lebe, nicht Schweinhirt in Mühlen worden. Ziehn Sie morgen hinüber; betragen Sie sich so, wie in Löschau; und wir werden Freunde blei en. Adieu.

Mit dies n Worten drehte mir der sonderbare Mann den Rücken zu, ohne eine Danksagung anzunehmen. Ich traf meine Frau nicht mehr im Wirthshause; mein College hatte sie in sein Haus aufgenommen, und empfieng jetzt auch mich mit offnen Armen. Gottlob, sagte er,

daß Sie die Prüfung überstanden haben. Ich war inzwischen auf Befehl des Herrn in Löschau, um alles, was Sie angaben, zu erkundigen; dann erhielt ich den Auftrag, Ihnen jenen Antrag zu machen, und mußte mich mit Handschlag an Eidesstatt verbinden, auf keine Art die wahren Absichten des Herrn zu verrathen. Wie zitterte ich für Sie, daß Ihre traurige Lage Sie irre führen könnte! Gottlob, daß Sie überstanden haben.

Ich war in wenigen Stunden der Freund dieses würdigen Mannes, und blieb es, bis an sein Ende.

Mit dem Anbruch des nächsten Tages giengen wir, unter seiner Begleitung nach Mühlen. Mein Amtsbruder ließ den Schultheißen rufen, der uns das Pfarrhaus öffnete, und mir ganz treuherzig Glück wünschte. Ich solle nur recht streng seyn in meinem Amte, meynte er; die Bauern würdens wohl brauchen können.

Einige Tage nachher wurde ich vorgestellt, und zugleich verkündigte mein College, daß ich am nächsten Sontag meine Antrittsrede halten würde. Inzwischen hatte meine Frau mit ihrem gewöhnlichen Fleiß unser Hauswesen eingerichtet und wenige Tage nachher kam die abgeschickte

Fuhre mit einigen Effecten und meinen Büchern an. Noch ehe ich meine erste Rede hielt, war unsre Haushaltung völlig in Ordnung; wir selbst aber, unfähig den schnellen Wechsel zu fassen, glichen Träumenden, die immer Erwachen und Täuschung fürchten.

Jetzt war der für mich so feierliche Tag da, der vor der Hand entscheiden sollte, ob ich hoffen könne, meine Gemeinde zu gewinnen. Ich hatte mich vorbereitet, faßlich, liebreich und eindringend, zu reden. Als ich die Kanzel betrat, und während des noch fortdauernden Gesangs die Menschengesichter betrachtete, faßte ich Hoffnung. Sichtbar roh und ungebildet waren sie; aber, wie mir schien, nicht böse, nicht verschlossen.

Während meiner Rede bemerkte ich mehrere, die nach und nach sehr aufmerksam wurden, und selbst andre aufmerksam zu machen suchten. Bei manchen sah ich Rührung, nur bei wenigen Mangel an Theilnahme. Nach geendigtem Gottesdienst kam der Schultheiß mit einigen Vorstehern zu mir. Sie machten mir die angenehme Versicherung, daß die ganze Gemeinde recht viele Achtung für mich habe, und daß sie mir mit allerseitigem Vergnügen das ge-

wöhnliche Antritts-Geschenk, (welches aus fünf Dukaten bestund) zu überreichen abgeschickt seyen.

Das Geschenk schlug ich aus, und bestimmte es zur Unterstützung der fünf unglücklichsten Wittwen im Dorfe. Dieser kleine Umstand machte außerordentlichen Eindruck. In dreien Monaten war ich der allgemeine Rathgeber der Männer; und alle Weiber vertrauten sich meiner Frau an.

Zuerst suchte ich zu bewirken, daß die Bauern ihr Feld zweckmäßiger anbauen, und auch die großen Einöden benützen sollten. Bei der ausnehmend bedeutenden Gemarkung war ihnen freilich nicht zuzumuthen, das entlegnere Feld so fleißig zu bauen, als an andern Orten gewöhnlich ist. Der Boden, ganz in der Nähe des Dorfes war undankbar; aber er konnte verbeßert, uud dadurch großer Nutzen geschaft werden. Ich machte den ersten Versuch selbst, und kaufte fünfzig Morgen, die Sie hier ganz in der Nähe um mein Haus liegen sehen. Sehr gerne wurden sie mir um hundert Gulden überlaßen. Hier fieng ich nun meine Bemühungen an, deren guter Erfolg meine Bauern aufmerksam machte. Mir wurde mein Geschäft da-

durch ausnehmend erleichtert, daß die Bauersöhne wetteiferten, in meine Dienste zu treten; wobei ich die Bequemlichkeit hatte, daß sie, gegen einen gewißen Lohn, bei ihren Eltern Kost und Wohnung beibehielten.

Im zweiten Jahr meines Aufenthalts in Mühlen besuchte mich der Herr von Halsenek ganz unvermuthet mit seiner Gemahlin, einer sehr jungen, würdigen Dame, der ich am letzten Freitag, da Sie mich verfehlten, die Augen zugedrückt habe. Er war sehr zufrieden, mich in so gutem Vernehmen mit meiner Gemeinde zu sehen, und freute sich der Veränderung, die er bei seinen Unterthanen gewahr wurde. Ueber meinen Plan, die mir angrenzenden öden Plätze durch mich oder durch andre urbar zu machen, war sein Vergnügen so sichtbar, daß seine beinahe unveränderlichen Züge sich zu mildern schienen. Nächst an die von mir erkauften fünfzig Morgen grenzte ein ungeheures Stück öden Feldes, das ihm zugehörte. Einige Tage nach seinem Besuch schenkte er mir in einer schriftlichen Urkunde den ganzen Strich, unter der Bedingung, daß nie eine andre Aufgabe darauf gelegt werden solle, als daß, dreißig Jahre von der Urbarmachung an zu rech-

nen, der Herrschaft eine Abgabe von einem hal-
ben Gulden für den Morgen abgericht werden
müßte.

Ich lächelte bei mir selbst über diese Schen-
kung und ihre Bedingungen, weil ich nicht
glaubte, daß zwei Menschenalter zum Anbau
dieser Strecke hinreichen würden. Inzwischen
beschloß ich, meine ganze Sorge, außer mei-
nem Amte, diesem Geschäfte zu widmen. So
lebte ich dreizehn Jahre glücklich und äußerst
beschäftigt; und sah in diesen dreizehn Jahren
Wunder der Güte des Allmächtigen. Ich
war Vater von dreizehn Kindern, die lustig
herbeiwuchsen; und weder ich, noch meine
Frau noch meine Kleinen waren; die gewöhn-
lichen Krankheiten der letztern ausgenommen,
je eine Stunde krank.

Im vierzehnten Jahr meines Aufenthalts
in Mühlen fieng der Herr von Halsenek an zu
kränkeln, und zog zulezt in die Stadt, um
die Hülfe der Ärzte näher zu haben. Dahin
berief er mich einmal wegen besondern Ange-
legenheiten. Ich mußte in seinem Hause
wohnen. Für seine schon erwachsenen Söhne
suchte er jezt einen Hofmeister, der sie auf
die hohe Schule begleiten, und dann mit ih-

nen reisen sollte. So wie dieses verlautete, meldeten sich mehrere junge Männer, und einer davon wurde wirklich angenommen. Zween oder drei Tage nachher hörte ich eine mir nicht ganz unbekannte Stimme in dem Zimmer des Herrn von Halsenek, neben dem meinigen, und zugleich seine Antwort: er bedauere, die Stelle sei schon vergeben. Da jetzt die Thüre gieng: so trieb mich Neugierde, den Candidaten zu sehn; aber welche Empfindungen bemächtigten sich meiner, als ich den innigsten Freund meiner Jugend, meinen Römer, erkannte! Ich erkannte ihn, troz der kümmerlichen Außenseite, die mir auffiel, im ersten Augenblick; faßte seine Hand, zog ihn auf mein Zimmer, und weidete mich an dem köstlichen Anblick, den Ueberraschung mir gewährte.

Dieser wahrhaftig gelehrte, würdige, tugendhafte Mann war nun beinahe vierzig Jahre alt, und mußte noch jetzt sich mit Kinderinformationen von Haus zu Haus schleppen. In seiner Vaterstadt hatte er zuerst seine Ansprüche geltend zu machen gesucht; auch war in den ersten Wochen sein Glück gegründet, wenn er niedrig genug hätte seyn wollen, die Nichte des Hauptpredigers, und durch sie, den Dienst

zu nehmen. Seine abschlägliche Antwort entschied für jene Gegend sein Loos. Römers Gegner war Haupt einer Secte, die unter der Maske ganz besondrer Frömmigkeit Tyrannei übt, und ihre Hand tief selbst in das Gebiet der Politik ausstrecket. Nicht nur in Reutlingen, in großer Ausdehnung rings um diese Stadt, wurde er, durch die Anschwärzungen dieser Secte als Irrglaubiger und Geächter betrachtet; seine Mutter, ganz von dem Rauchwerk falscher Frömmigkeit betäubt, gab ihm, mit der unmütterlichsten Strenge, da sie ihm ohnehin keine Glücksgüter geben konnte, den Fluch; verzweifelnd gieng er von Ort zu Ort, ohne selbst nur eine dürftige Vikarstelle erhalten zu können; denn überall war man bedacht, die häßlichste Characteristik von ihm zu verbreiden. Selbst in Hainburg, wo man nicht an die Gewalt jener Secte hätte denken sollen, schlug seine Beförderung fehl, ohne daß er ergründen konnte, wer dazu den Anlaß gegeben habe. Von da gieng er mit mehreren Jünglingen auf Reisen, ohne seinen Zweck, eine anständige Versorgung zu erhalten, erreichen zu können. Die letzten sechs Jahre hatte er in Naustadt Privatunterricht ertheilt, und

dadurch soviel erworben, daß, bei seiner ohnehin genauen Lebensart, dem Hungertode entgieng. In dieser Lage erfuhr er durch einen Bekannten in Hainburg, daß der Herr von Halsenek einen Lehrer für seine Söhne suche, und eilte an einem schwülen Sommertage, drei Meilen zurückzulegen, um endlich ein kleines Stückchen Brod für sein Alter zu erwerben. Du kannst mir nachempfinden, beschloß der gute Römer seine Erzählung, wie tief mein Muth sank, als ich auch hier das schreckliche Wort hörte: Ich bedaure; es ist nichts für sie zu thun!

Wir plauderten einige Stunden, ohne satt zu werden, und kein Mensch fühlt, wie glücklich ich war, meinen Römer wieder bei mir zu wißen. Auch er lebte ganz auf; freute sich unsres Zusammenlebens, bis einer des andern Augen zudrücken, und dann sich zu todt grämen würde. Noch denselbigen Tag machte er sein kleines Vermögen zusammen; besorgte sich anständige Kleidung, und folgte mir zu Ende der Woche in meine Wohnung.

Ich glaubte mich unendlich glücklich, und wurde es einige Tage nachher noch mehr. Mein Schwiegervater hatte nns, nachdem wir ihm

unsre Versorgung angezeigt hatten, von Jahr zu Jahr einigemal aus Wetzlar geschrieben; jetzt aber waren die Briefe schon über ein Jahr ausgeblieben. Wir wußten aus seinen letzten Nachrichten, daß er jetzt Hoffnung habe, seinen Prozeß völlig, und nach seiner ganzen Erwartung geendigt zu sehen.

An einem herrlichen Augustmorgen saß ich mit meiner ganzen Familie auf diesem Platz, und freute mich unsers Wohlseyns und meines gefundenen Freundes, als auf einmal der Vater meines lieben Weibes herraufstieg. Keines von uns erkannte ihn, bis er bei uns war, und in unsere Arme sank. Er kam als reicher Mann zurück; gegen achttausend Gulden hatte ihm der Herr von Löschau bezahlen müßen, und dieses Geld wurde nun bei mir niedergelegt.

Mein Schwiegervater war ganz entzückt, als er die große Strecke Lands übersah, an der sein Fleiß und seine Kenntniße sich noch üben wollten. Zuerst bemerkte er, daß mein zwar sehr geräumiges Haus für seine vielen Einwohner zu klein werde. In der That war jedes Eckchen belegt, und Römer mußte, um meinen Schwiegervater anfzunehmen, in mei-

nem Studierstübchen schlafen. Wir fiengen also an, das nächste Haus unten im Wisengrunde zu erbauen. Die ganz nahen Steinbrüche und der Holzvorrath erleichterten unsre Absicht. Um aber Diesen zu gewinnen, wurde zugleich die Säg- und Schneidmühle, die Sie dort sehen, mit Genehmigung der Herrschaft, angelegt. Im nächsten Jahr war der Bau von beeden vollendet, und mein Schwiegervater zog, mit meinen zween ältesten Söhnen, in das neue Haus. Bald nachher richtete er mehrere Werker in der Mühle ein, durch welche ansehnlicher Gewinn gemacht wurde. Sobald mein ältester Sohn das zweiundzwanzigste Jahr erreicht hatte, übergab er ihm das Haus, nebst dem dazu gehörigen Feldgut, und zog auf die Mühle. Allein auch hier war er nicht ruhig. In Mühlen fehlte es an einer Mehl-Mühle; außer der Stadt, wo man nur selten Auswärtige versorgen konnte, war in ziemlicher Entfernung keine anzutreffen. Mein Schwiegervater ließ Bauverständige rufen, und errichtete die artige Mehl-Mühle, die nicht ferne von der ersten Mühle stehet. Wir mußten uns fremder Leute dazu bedienen, weil meine Söhne bloß im Feldbau unterrichtet wurden:

allein bald nachher zeigte sich ein recht braver gelernter Müller, dem wir sie pachtweise überließen, und der im ersten Jahr seines Aufenthalts mein Tochtermann wurde. Zwar hätte ich eben dieses Kind in die Stadt versorgen sollen, und es wurde mir sehr verdacht, einige gute Parthien abgewiesen zu haben; allein meine Neigung war hier ganz mit der Neigung meiner Kinder übereinstimmend; und wir würden es nicht ertragen haben, uns von einander zu trennen.

— Der gute Greis wollte fortfahren, aber die alte Hanne rief uns zum Mittageßen. Außer mir war noch der älteste Sohn, selbst schon ein Mann von sechsundsechzig Jahren (denn Greis darf ich, bei seinem beinahe noch jugendlichen Aussehen nicht sagen) zugegen. Ich erstaunte, bei diesem Manne, der von seiner Jugend an den Feldbau mit aller Anstrengung getrieben hatte, so viele Bildung zu fienden, und äußerte meine Verwunderung. Der Greis sagte mir, daß er und sein Freund Römer die Feierstunden durchaus auf diese Bildung verwendet hätten; und daß keiner seiner Söhne, ohne eine kleine angemeßene Büchersammlung aus seinem Hause gekommen seien. Sie werden, fuhr er fort,

selbst meine Tochtermänner nicht unterscheiden. Auch sie, von denen ich bei der Verheyrathung mit meinen Töchtern nur gesunden Kopf, gesundes Herz, und Fleiß forderte, ohne irgend auf Vermögen zu sehen, nahmen an dem Unterricht Theil, der meinen Kindern gegeben wurde.

Der Tisch des würdigen Greises bot gute, kräftige Kost, ohne Leckerbißen, dar, und ein recht angenehmer Wein ermuntertete unser Herz noch mehr. Wir blieben eine gute Stunde sitzen; dann nahmen wir unser Plätzchen vor dem Hause wieder ein; und stopften uns Pfeifen zum Caffee. Ich bat den guten alten Pfarrer, seine Erzählung fortzusetzen.

Diese, erwiederte er, wird nur kurz und einförmig seyn. Wir hatten Anfangs nicht eigentlich den Plan, uns so weit auszudehnen; und mehrmals bot ich meinen Bauern von dem Land an, das mir Herr von Halseneck geschenkt hatte. Da sie es aber nicht annahmen, und mir erklärten, daß sie mit ihren eigenen Güthern genug zu thun hätten: so machte mein Schwiegervater den Entwurf, eine förmliche Abtheilung vorzunehmen, und, ohne Rücksicht auf das schon urbar gemachte, oder noch urbar zu machende Feld, dieses in Hofgüther abzutheilen,

und von Jahr zu Jahr fortzuarbeiten, bis für jedes meiner Kinder ein eigenes Häuschen nebst Oeconomie-Gebäuden auf dem ihm zukommenden Theil stehen würde. Wir lachten oft selbst über ein Project, das von uns allen keines erleben würde; inzwischen wurde es in der Folge ausgeführt wie Sie hier sehen, und ich Gottlob, habe es erlebt.

Meine Frau und ich, wir hätten gerne gesehen, daß einer unsrer sieben Söhne studirt, und die vom Freiherrn von Halsenek auf diesen Fall uns zugesicherte Pfarre mir abgenommen hätte, allein dazu war keiner geneigt. Meine Töchter, wovon ich drei ausdrücklich in die Stadt geschickt hatte, um weibliche Arbeiten zu lernen, kriegten förmlich das Heimweh, und verheyratheten sich, eine ausgenommen, von der ich schon oben erzählt habe, an Söhne hiesiger Bauern, die meistens mehrere Jahre hindurch Probezeit bei mir bestanden hatten. Damit ich meine Erzählung über diese Gegenstände nicht zu sehr ausdehne, so sage ich Ihnen, das nach zweiundfünfzig jähriger Arbeit so vieler Hände die völlige Urbarmachung des Feldes, welches Sie hier übersehen, und die Herstellnng dieser dreizehn Gebäude, vollendet

war. Sehn Sie hier die ganze Reihe der Freuden, die mir der gute Gott gegeben hat.

Jetzt trift die Reihe meine Leiden, die an sich groß, aber gering gegen die Freuden sind.

Die erste Person meiner Familie, die schlafen gieng, war mein Freund Römer, — Kommen Sie (fuhr der Greis mit einigen Thränen fort) auf jenen Hügel mit mir. — Wir giengen auf den Todtenacker. — Ich sah sieben ganz einfache platt gehauene Steine. Auf dem ersten: dem guten Römer, starb 1768. sein Alter 67. Jahre. Der andre: der guten Gattin, Lotten Stein, gebohrnen Knapp, starb 1769. im 62. Jahr ihres Alters. Die Aufschrift des dritten: dem guten Vater, Friedrich Knapp, starb 1770. sein Alter 87 Jahre. Die vier übrigen wareu Grabsteine von zween Tochtermännern und dreien Enkeln.

Mit Wehmuth folgte ich dem würdigen Greis, der mir nun erzählte, wie er in drei Jahren auf einander Freund, Gattin, Vater, verlor. Kaum vermochte er, für jeden dieser theuern Namen eine Thräne hervorzubringen, aber seine kummervolle Miene, sein empor gerichtetet naßes Auge, seine gefalteten Hände, auf welchen die weiße Kappe lag, indeß sein

Greisenhaar in der Luft flatterte, sprach mehr, als Thränengüße. Desto reichlicher weinte ich; denn feierlicher und rührender war nie mir eine Scene vorgekommen. Endlich nahm er seine Kappe in die linke, streckte, mit halbabgewandtem Leib die rechte flache Hand gegen die Grabhügel, und sagte mit zitternder Stimme: Schlummert sanft! o, schlummert sanft, ihr Lieben! bald! bald!

Wir kehrten zurück. Kein Wort wurde auf dem Weg gesprochen. Als wir auf unserm lieben Plätzchen wieder angekommen waren, fand ich bei meinem Greise eben die Heiterkeit wieder, in der ich ihn zuerst sah. Er zeigte mir jetzt sein ganzes Haus mit den Anlagen umher. Diese Verbesserungen, sagte er, sind mein Werk, das nach und nach und wie Sie sehen, so ziemlich gelungen ist. Ich habe es, Gott sei Dank, schon so lange genossen; und diese Bäume, die ich als zarte Pflanzen sorgfältig pflegte, haben seit vielen Jahren mir herrlichen Schatten gegeben. Bald werde ich auch dahin gehen; aber beim letzten Blick auf diese Lieblingsgegenstände mich freuen, daß ein braver Nachfolger zuweilen an mich denken,

segnen und wenigstens nicht mit Neid oder Verdruß hinab auf die Wohnungen meiner Kinder sehen wird. Diesen Garten und das daran grenzende Bauernguth habe ich der Pfarre geschenkt, und die Meinigen haben mit Freuden die Urkunde unterzeichnet.

Jetzt lebe ich, wie Sie sehen, ruhig und höchst zufrieden. Täglich ist eines, meine treue Hanne, die nun schon vierzig Jahre bei uns haushält, ist das Erbtheil meiner ganzen Familie; denn ich würde alle übrigen betrüben, wenn ich sie Einem vermachen wollte. Wöchentlich zweimal besucht mich von meiner Familie, was kommen kann; uud jeden Abend besuche ich Eines ihrer Häuser.

Familienfeste giebt es genug bei uns; denn von einundneunzig Personen, die wir ausmachen, kommen gar viele Geburtstage, und ähnliche Feierlichkeiten vor. Alle diese Tage werden richtig gefeiert; es sind Tage der innigsten Fröhlichkeit, ohne daß der nächste Morgen uns dafür bestrafen könnte. Das vorzüglichste Fest können Sie morgen mit uns halten; denn schon lange haben meine Kinder und Enkel,

und mit ihnen meine ganze Gemeinde, mit der ich durch Heyrathen befreundet bin, meinen Geburtstag ganz besonders ausgezeichnet.

Was übrigens das Beispiel meiner Familie auf alle Einwohner unsers Dorfs gewirkt hat, können Sie schließen, wenn Sie jetzt die Gemarkung durchgehn, und voraussetzen, daß sie vor fünfundsechzig Jahren halb Wüste war; wenn Sie jetzt erfahren, daß der entfernteste Morgen Ackers hundert Thaler kostet; und wenn Ihnen versichert werden kann, daß dieses Dorf inzwischen um achtundzwanzig Häuser vergrößert, und mit hundert und vierzig Menschen vermehrt worden ist.

Noch muß ich meiner Lebensgeschichte einige Worte von unsrer Nachbarschaft beisetzen. Anfangs war ich in der ganzen Gegend niemand, als der Familie von Halsenek bekannt. Der Freiherr, ein vortreflicher Mann, und seine Gemahlin, besuchten uns mit jedem Jahre öfter, und hatten herzliches Vergnügen an unsern Fortschritten. Nach seinem Todte führte die Dame die Vormundschaft über ihre zween Söhne, denen sie bei ihrer Volljährigkeit die Güter

übergab. Auch diese sind würdige Männer, die uns recht wohl wollen. Vor einigen Tagen starb auch die Frau von Halsenek, meine einzige gleichzeitige Freundin, außer meiner alten Hanne.

Nachdem wir uns mehr ausgedehnt hatten, machte unsre Fabrik von Industrie, wie man unsre Unternehmungen nannte, Aufsehen in der Stadt, zumal da inzwischen unser Dorf vom Fürsten erkauft worden war. In meinem und meiner Kinder Hause herrschte von jeher Gastfreundschaft in hohem Grade, und vermehrte sich, je mehr uns Gott, daß ich so sage, mit Reichthümern überschüttete. Jeder rechtliche Mann war uns willkommen, und fand freie Herberge. In der Folge kamen dann auch Personen von Stand, die unsre Milch aßen, unsern Wein tranken, und unsre kleinen Familienfeste ungefehr so mit ansahen, wie eine Komödie. Hintennach mußten denn freilich die Acteurs sich gefallen laßen, daß sie nach Gebühr recensirt wurden.

Ich selbst galt lange Zeit für einen albernen Sonderling, da ich die guten Parthien aus-

schlagen mußte, die allzu große Güte für meine Söhne oder Töchter bestimmt hatte, um dagegen Bauernbursche oder Bauernmädchen in meine Familie aufzunehmen. Das ließ ich mir denn so lange gefallen, bis die Leute nach und nach einsahen, daß sich doch auch auf diese Art gut leben laße. Seitdem nun der Fürst manchmal herausgefahren war, und uns die Ehre angethan hat, in der Stadt uns für glückliche Menschen zu erklären, sind die Urtheile milder, und ich gelte höchstens für einen glücklichen Sonderling. Daß ich glücklich bin, empfinde ich; daß die Meinigen es sind, sehe ich täglich; und gute Menschen, die mich von Zeit zu Zeit besuchen, erhöhen durch ihre Theilnahme den Werth, welchen ich aus Erfahrung auf meine lebensart setze. Mein Alter ist kummerlos, und frei von Beschwerden; das danke ich täglich von Herzen dem guten Gott; und wenn er mich abruft, mich alten Stamm, der nun schon ein Vierteljahrhundert allein, unter seinem Anflug, emporsieht, so werde ich mit Freudenthränen meine Lieben alle noch einmal überschauen, und dankend einschlummern.

Der würdige Greis beschloß hier seine Erzählung, und ich saß stumm, um die zweite Flur zu übersehen, die er und seine fleißige Nachkommenschaft, aus abschreckenden Wüsten und Wildnißen in fruchtbare Aecker und lachende Wiesen umgeschaffen, und durch dreizehn Gebäude belebt hatte. Jedes dieser Häuser stund mitten in einem Baumgarten von mehr als einem Morgen Umfang, der wohl eingezäumt war. Zunächst um das Haus war ein ebener, mit Sand bestreuter Vorplatz, den starke Linden- oder Castanienbäume beschatteten. Ihre Bauart war beinahe dieselbige; bequem, ohne Prunk, geräumig, eine Hälfte zur Wohnung die andre zu Stallungen, Scheune und ökonomischem Gebrauche eingerichtet. Nach vier Uhr des Abends, da kühlende Lüfte des Tages strenge Hitze milderten, besuchten wir den Tochtermann des Pfarrers, Krak, der die Mahlmühle besaß; wir trafen ihn mit den Seinigen beschäftiget an; so wie er aber den Vater erblickte, machte er sich los, und führte uns mit einer ganz ungezwungenen Ehrfurcht in seine Stube. Seine Frau war schon lange gestorben; aber eine erwachsene Tochter empfieng uns, als ob sie Hausmutter wäre. Der

Greis hatte die Güte, mich als seinen Freund, unter sehr schmeichelnden Beisätzen bekannt zu machen; und ich erstaunte, daß ich auch hier so wenig fremd war, als in des ältern Sohnes Hause bei meinem ersten Besuche. Bald kam auch die ältere Tochter des Müllers, die ins Dorf verheyrathet war, mit einem zweijährigen Kind, das sich so traulich an seinen Urgroßvater anklammerte, als ob es täglich um ihn wäre. Der Müller fragte nun, ob wir Wein oder Milch verlangten; und da der Pfarrer ihm sagte: Keines von beeden, Ludwig; aber wir werden mit dir Abend eßen: so entdeckte ich eine so lebhafte, ungekünstelte Freude in dem Blick dieses doch schon bejahrten Mannes, daß ich in der That den Greis zu beneiden anfieng, der durch eine solche Erklärung seinen Kindern ein großes Geschenk zu machen, gewiß war.

Um halb sieben Uhr giengen wir, unter den Linden vor dem Haus zu Tische; der Greis, ich, der Müller, drei Kinder von diesem, und seine verheyrathete Tochter mit ihrem Kleinen. Die gute, aber einfache Kost bezeichnete ihren Ursprung; auch gestund der Müller, daß

seine ganze häusliche Einrichtung dem Vater nachgeahmt sei. Nach sieben Uhr sammelten sich mehr, und immer mehr Leute um uns, so daß beim Weggehn ihrer wenigstens vierzig da waren. Ich lernte mehrere Kinder und Enkel meines grauen Freundes kennen, unser Gespräch war sehr allgemein, ohne daß es, bei so vielen Personen, lermend worden wäre. Wenn mein Freund sprach, war tiefe Stille; und überhaupt warteten die Jungen allezeit ruhig ab, ob die Aeltern nichts zu sagen hatten, ehe sie sprachen. Der Hauptinhalt unsrer Unterredung war das Fest des folgenden Tages. Alle freuten sich, und wie gerne stimmte ich in diese Freude ein, daß der Vater so gesund sein fünfundneunzigstes Jahr antrete. Das wird, sagte der älteste Sohn, wenn Gott will, noch manchen so frohen Geburtstag geben, Vater! Wann Gott will, mein Sohn, antwortete dieser; ich bin noch gesund, kräftig, und recht gerne bei euch, lieben Kinder. Und will Gott anders, so geh ich heim, und ihr begrabt mich dort oben zwischen meine Lotte und meinen Römer; und du, mein lieber erstgebohrner Sohn wirst Vater der ganzen Familie. Nicht wahr, Kinder?

Noch lange nicht! sagte dieser; und, o, noch lange nicht! riefen jetzt zum erstenmal viele Stimmen durch einander. Allgemeine Rührung bewirkte Stille; wir stunden auf und giengen ins Pfarrhaus zurück.

Die vielen Erscheinungen dieses Tages hatten mich ermüdet; ungeachtet es kaum halb neun Uhr war, wünschte ich Ruhe. Der gute Greis bemerkte es, und führte mich in ein sehr artiges Zimmer, das eine angenehme Aussicht gewährte. Hier, sagte er, wohnte viele Jahre hindurch mein theurer Römer; und hier that er so viel Gutes, daß der Segen davon auf dem Hause ruhen muß fort und fort. Wir pflegten gewöhnlich in meinen Amtsgeschäften abzuwechseln, weil mein Freund es als Wohlthat wünschte, seinen Beruf zu treiben; und eben deswegen mußte ich gestatten, daß er sich meinen Vikar nannte, und von Dorfe als solcher gehalten wurde. Da er sich weniger, als wir andre, mit eigentlicher Landwirthschaft beschäftigte: so war er aufmerksam auf alles, was im ganzen Dorfe vorgieng. Bemerkte er ein Ehepaar, das im Unfrieden lebte: so berief er es ganz in der Stille, an einen Abend,

den wir außer Hause zubrachten, zu sich. Seinen sanften Ermahnungen konnte auch die Wildheit selbst nicht widerstehen; und nie kehrten Gatte und Gattin unversöhnt von meinem Freunde zurück. Entdeckte er einen nachläßigen Landwirth: so gab er ihm hier die ersten stillen Ermahnungen; kam dann öfters zu ihm ins Haus und aufs Feld, und wußte ihn durch Erinnerungen, durch vorgehaltene Beispiele, so zu leiten, daß der Mann ein fleißiger Bürger wurde. Sah er Kinder, deren Erziehung vernachläßigt war, so begnügte er sich nicht damit, die Eltern zu ermahnen; er ließ die Kinder selbst zu sich kommen, und suchte durch seinen faßlichen Unterricht ihre Herzen zu gewinnen, und ihrem Verstand so viel Licht zu geben, daß sie wieder mit andern eintreten konnten. In der Schule brachte er etliche Tage der Woche zu, und alles, was darinnen jetzt geleistet wird, danke ich eigentlich bloß meinem Römer. Sehn Sie, hier wohnte er; hier ist sein Schattenriß, den ein Freund von uns gemacht hat; leider, nur der Schattenriß, denn das Wesentliche ist dort oben!

Indem wir hier aufwärts sahen, erblickten wir Blitze, die in der Ferne sich durch schwar-

ze Wolken schlängelten. Ach! sagte mein Greis, ein Gewitter! dacht ichs doch nach der Hitze dieses Tages! — Nun, schlafen Sie wohl, ich werde auch für Sie wachen. Als ich ihm sagte, daß ich während eines Gewitters nie im Bett zu bleiben pflege, und also dieses abwarten wolle, war er ganz zufrieden, und rief Hannen, daß sie uns Pfeifen und Tabak bringen solle. Dieses geschah, und nun befahl er seiner treuen Alten, sich nur niederzulegen, weil wir während des Gewitters wachen würden.

Jetzt fieng mein Greis wieder an, sich über die vorigen Zeiten zu ergießen. Ich habe Ihnen so viel von meinem Römer, und so wenig von meiner Frau gesagt; vierzig Jahr lebte ich mit diesem herrlichen Weib in Frieden und Freuden. Alle Pflichten einer Gattin, Mutter und Hausfrau hat sie mit größter Treue erfüllt. Das ist doch wohl Lobs genug? — Aber bei dem allem muß ich gestehen, selbst die Bande der ehelichen Zärtlichkeit sind nicht so eng, als die Bande wahrer, uneigennütziger Freundschaft. Römer war mir wenigstens eben

so theuer, als meine Gattin, oder eines meiner Kinder!

Ich bejahte diesen Satz durch meine Miene, und machte bei mir selbst die Bemerkung, mit welcher Innigkeit dieser Mann Freund, Gattin, und Kinder müße geliebt haben, der noch im fünfundneunzigsten Jahre mit solcher Wärme von seiner Freundschaft sprechen konnte; in einem Alter wo sonst alle Theilnahme erlischt, und man bloß in die vergangene Zeit zurückzublicken pflegt, um sie mit der gegenwärtigen, zum Nachtheil der letztern, zu vergleichen.

Unter diesen Gesprächen kam das Gewitter näher, gewährte uns ein Schauspiel, das übertriebene Furcht so vielen Menschen entzieht. Bald gesellte sich ein erwünschter, fruchtbarer Regen dazu, und gab uns erquickende Kühle. So saßen wir am offnen Fenster, bis es nach einer guten Stunde vorübergegangen war, und wir beede bemerkten, daß wir uns etwas zu stark abgekühlt hatten.

Endlich reichte mir mein Freund die Hand, und wir wünschten uns wohl zu schlafen. Das

war auch wirklich mein Fall, da ich sonst sehr unruhige Nächte habe. Um drei Uhr, da ich herrlich schlief, pochte es an meiner Thüre. Ich erwache, werfe Nachtkleider um mich, und mache auf. Es war die alte Hanne, die zitternd mir sagte: daß ihr Herr ohne Besinnung in seinem Bette liege. Vor einer halben Stunde habe sie in ihrem, neben-anstossenden Zimmer etwas wie ächzen hören, und sei mit dem Licht hineingegangen; ihr Herr, darüber erwacht, habe auf ihre Frage gesagt: ihm sei ganz wohl. Bald darauf habe sie ihn etwas hart schnaufen gehört, und sei wieder an sein Bett getreten; keine Antwort, und auf ihre Ansprache, kein Zeichen.

Ich gieng sogleich mit ihr in das Zimmer; mein Greis war nicht mehr. Ohne Schmerzen hinübergeschlummert, lag er so ruhig, und mit derselben heitern Miene, wie ich ihn gestern und heute gesehn hatte. Blaue Streifen, die sich später am Körper zeigten, bewiesen, daß ein Steck- und Schlagfluß ihn schnell weggenommen hatte.

Der Jammer seiner Kinder, seiner Gemeinde, wurde mit Tagesanbruch laut. Alles drängte

sich um sein Bette, dankte, segnete. Ich eilte, aus diesem Gewühle von Empfindungen in die Stadt zu kommen, wo uns der Spieltisch für alles schadlos hält.

Leinhard.

Torstendahl.

Aus Friedrich Hattersdorfs Tagebuch.

Es war Winter und Abends um 6. Uhr. Wir brannten noch kein Licht. Die helle Flamme des Ofenfeuers spielte an der Wand und erleuchtete den Hintergrund meines Zimmers. Amalie saß an ihrem Fortepiano am Fenster. Sie hatte Malchen auf dem Schose. Das lebhafte Kind schlug auf den Kasten des Fortepiano hin nnd her, und schwirrte mit dem Munde als wollte es die Mutter nachahmen. Es hatte ihr schon oft, auf meinen Armen, mit anscheinendem Nachdenken spielen und singen zugesehen.

Unserm Hause gegenüber stand der Mond. Ich konnte an Mutter und Kind den Kampf bemerken, den die vorübereilenden Wolken mit seinen lieblichen Stralen kämpften. Bald saßen meine Lieben im schönsten Mondglanze, bald schwebten leichte Schatten an ihnen vorüber. Voll vom Genuß dieser heimlichen, sanften Stunde ruhte ich still und glücklich auf meinem Sopha. Auf einmal öffnete sich unsere Thüre. Vergebung! — sagte eine männ-

liche Stimme, daß ich so unangemeldet herein trete aber ich fand niemand im Vorzimmer, und mein Herz war zum Warten zu ungeduldig.

Malchen verbarg sich an der Mutter Busen. Ich stand auf und gieng der Stimme entgegen. Kennst du mich nicht mehr? fragte der Unbekannte und bot mir die Hand. Torstendahl! ists möglich? rief ich, und wir lagen einander in den Armen.

Es war ein süßer, unaussprechlicher Augenblick für uns beide. Wir tranken den Becher der Wonne des Wiedersehens mit dem ganzen Entzücken der Freundschaft und, ich darf sagen — der seltensten Liebe. Beinahe vergaß ich darüber Amalien. Diese hatte indessen ihr Kind beruhigt, und kam zu uns. Die Wolken schienen sich zu scheuen, diese Scene zu verdüstern. Der Mond goß sein volles Licht über ihre ganze, herrliche Gestalt aus. Sieh! sagte ich, Torstendahl! sieh hieher — kann ich dir zum Willkomm einen schönern Anblick zeigen, als ein liebes Kind auf den Armen einer solchen Mutter? Aber, wo ist Julie? fuhr ich fort, sie ist doch mit dir? O! Hattersdorf! — erwiederte er — warum trübst du mir mit diesem Namen den

ersten glücklichen Augenblick, den ich seit langer Zeit wieder einmal genieße.

Also ietzt nichts mehr davon, fiel ich ihm in die Rede. — Ich schellte. Man brachte Lichter — Torstendahl nahm meine Einladung, bei mir zu wohnen, sogleich an. Amalie gab das Kind der Magd, und eilte, das Fremden-Zimmer zurecht zu machen.

Nichts ist leerer, und man kann sagen unbehaglicher, als die erste Stunde nach den ersten Augenblicken des Wiedersehens. Man hat das Herz so voll. Gerne möchte man tausend Dinge fragen, über tausend Dinge Auskunft haben, aber man spart immer eine Frage wegen der andern auf; kömmt man zu keiner, und am Ende ist Alles, was man sich fragt und sagt — Nichts.

Indessen sah ich nun bei Licht meinen Torstendahl sehr verändert. Seine Züge ware nicht bloß stärker und männlicher geworden; sein Gesicht war abgehärtet, braun, viel älter als es den Jahren nach seyn sollte; seine Miene verrieth Erfahrungen mancherlei Art, von Gram, Leiden und Strapatzen erzeugt. Je mehr ich ihn betrachtete, desto mehr vergrößerte sich mein Verlangen, seine Schicksale zu erfahren

Nach dem Abendessen sagte er endlich: — Du wirst begierig seyn zu hören, wie es mir seit unserer Trennung ergieng — ich will um deinetwillen die Wunden alle noch einmal aufreißen, welche die Zeit noch nicht ganz geheilt hat, und auch nie ganz heilen wird.

Du weißt, daß ich in L. seit langer Zeit keine Briefe mehr von Julien erhalten hatte, auch meine Mutter erwähnte ihrer nicht. Mir ahnete nichts Gutes. Ich erdachte mir tausend Ursachen, wovon mir keine gnügte. „Wäre „sie krank oder todt — sagte ich zu mir selbst — „deine Mutter würde dich darauf vorbereiten. „Untreu? — das ist unmoglich! — nein! das „kann sie nicht geworden seyn." Ich fand zu Hamburg glücklicher Weise ein Schiff, welches eben nach Stockholm abgieng. Wir hatten guten Wind. Gott! wie pochte mir das Herz, als wir in der herabdämmernden Nacht in unsern Haven einliefen. Ich eilte in die Arme meiner Mutter. Sie schloß mich fest an ihr Herz. Thränen der Freude strömten über ihre Wangen herab, aber ich fühlte, diese Thränen verbitterte ein Etwas. Ein Zug um ihren Mund drohte mir eine schreckliche Nachricht. Mutter! ich bin wieder bei Ihnen; ich finde Sie gesund

und heiter. Gott sei Dank dafür! aber was macht Julie? wo ist sie? warum schrieb sie mir so lange nicht mehr?

Ach, sagte sie, und schloß mich aufs neue an ihr Herz — ich erwartete diese Fragen und doch weiß ich jetzt nicht, wie ich sie beantworten soll.

Sollte Julie —

Sprich nicht über sie ab, — aber mache dich gefaßt — sie ist — — Die Stimme meiner Mutter stockte — sie ist für dich — verloren.

Verloren? o dann lebt sie nicht mehr.

Sie lebt noch — aber sie ist Braut —

Unmöglich Mutter! unmöglich.

Und doch ists so — Ihr Vater brach auf einmal alles Verhältniß mit mir ab. Julie kam nicht mehr zu mir. Gleich darauf hörte ich, sie sei mit dem geheimen Secretair Baron Biörna, verlobt. Ich wollte dirs schreiben, allein ich dachte mir — „er kömmt ohnehin bald zurück — schreib ihm's nicht. Wer weiß, „wie die Nachricht auf ihn wirkt, er hat „doch in der Fremde keinen so treuen Freund als „mich — niemand, der so auf ihn aufsieht,

„wenn diese Nachricht seiner Gesundheit schaden sollte."

Gott lohn' es ihnen Muter! erwiederte ich, in dumpfes Hinsinnen versinkend, aber auf einmal packte mich der Gedanke, wie ein Meuchelmörder: „Sie ist die Braut eines an„dern" — Er durchdrang mich mit einer Gewalt, der ich nicht widerstehen konnte; es war mir, als wenn jede Nerve in mir riefe: „zu ihr — zu ihr" — Ich war fort und auf Juliens Zimmer, ich weiß selbst nicht wie? Unterdessen war die Nacht hereingebrochen — Julie saß an ihrem Fortepiano. Ich glaube, sie sang und spielte so eben eine meiner Lieblings-Arien. Ihre abgebleichten Wangen, die sonst gleich Rosen blühten, wurden zu beiden Seiten von zwei Lichtern beleuchtet. Mich feßelte ihr Anblick im halbdunkeln Hintergrunde des Zimmers, daß ich gleich einer Bildsäule da stand. Die Hästigkeit, womit ich in ihr Zimmer geflogen war, hatte sie aufgeschreckt. Mein Anblick erschüttert sie noch mehr. Um Gotteswillen! rief sie vom Stuhl aufspringend, und streckte ihre beiden Arme aus als wollte sie jemand um Hülfe anflehen.

Gilt diese Stellung Ihrem Bräutigam Julie? sagte ich mit einem Tone, der mir selbst durch die Seele drang. Mein Herz hatte in diesem Momente eine Bitterkeit, dergleichen es vorher nie empfand. —

Diese Frage brachte sie im Augenblicke wieder zu sich selbst. O ich kann dir sie nicht beschreiben, Hattersdorf! wie sie mir nun entgegen gieng. Aus ihrer ganzen Gestalt sprach eine Würde, die mich zermalmte. Ihr Blick, ihre Haltung, jeder ihrer Schritte schien mir zu sagen: „Undankbarer! mußt „du mir all' die Leiden, die es mich kostete, „auf dich Verzicht zu thun, so unedel ver„gelten? — Doch du sollst sehen — daß „dir Julie nicht Gleiches mit Gleichem vergilt, du sollst fühlen, wie du sie verkanntest." In dieser Stimmung bot sie mir die Hand — in einem solchen Tone — ach! er wird nur mit meinem Tode in meinem Gedächtniße verhallen — sagte sie: Carl — du hättest mich nicht so überraschen sollen!

Julie! wie kann ich dieß Betragen, diesen Ton mit deiner Verlobung vereinbaren? Du bist mein, und bist es doch nicht mehr!

Ich sah sie an. Kopf und Arme sanken mir herab. Jede Kraft schien von mir gewichen zu seyn.

Torstendahl! erwiederte sie, und legte eine ihrer Hände auf meine Schulter. Torstendahl! — Mein Vater wird dir das übrige sagen.

O Julie! also nicht du — also dein Vater? O das giebt mir neues Leben wieder. Noch bist du mein, und kein Sterblicher soll dich mir nehmen.

Ich schloß sie in meine Arme; ich drückte sie an mein Herz. Ihre heißen Thränen floßen an meinen Wangen herab. Ihre bebenden Lippen erwiederten meine ungestümen Küße — aber plötzlich schien der Gedanke: „Braut eines „andern!" in ihr wieder zu erwachen. Sie wand sich sanft aus meinen Armen. Eine unbeschreibliche Aengstlichkeit befiel sie. Diese Aengstlichkeit stieg von Sekunde zu Sekunde. Ihr Blick wurde scheu und bittlich zugleich. Ihr Mund schien etwas sagen zu wollen, das auf der Zunge erstarb.

Julie! — Du wünschest etwas — verhehle mirs nicht.

Wirst du es aber thun? wirst du mich nicht wieder verkennen. — Ich bitte dich Carl —

wenn du mich liebst, sei nicht so heftig — schone meinen Vater — schone dich und mich — du kannst du wirst noch glücklich werden. —

Julie! noch ists nicht alles, was du mir sagen wolltest ich verlaße dich — nicht wahr, du erwartest?

Sie ließ mich nicht ausreden: Dank dir Carl! Dank dir — sagte sie mit unbeschreiblicher Rührung, küßte mich, und ihre Aengstlichkeit schien, mich von sich drängen zu wollen, indeß das liebende Herz diese unwillkührliche Bewegung in ihrer Ausführung aufhielt. —

Es sei, Julie! Du sollst sehen, daß ich deiner Liebe werth gewesen wäre. Leb wohl! Und nun eilt ich die Thüre hinaus und zu meiner Mutter zurück.

Ich war nicht lange in einer Bestürzung ohne Gleichen, wieder zu Hause, so erhielt ich folgendes Billet:

Ich habe so eben von meiner Tochter erfahren, lieber Herr Torstendahl, daß Sie diesen Abend hier angekommen sind. Ich wünschte, Sie sobald als möglich zu sprechen, aber ich habe vor 11. Uhr Nachts keinen freien Augenblick. Um diese Stunde würde ich zu Ihnen kommen, wenn Sie es erlaubten, oder

Sie bei mir erwarten, wofern Sie sich die Mühe geben wollten, mich zu besuchen. Verzeihen Sie mir diese sonderbare Zumuthung und eine zweite, Sie vielleicht eben so befremdende Bitte; diese nemlich, ehe wir noch mit einander gesprochen, Ihre Ankunft niemand wißen zu laßen. Sie sollen mündlich hierüber die möglichsten Aufschlüße erhalten.

Ihr ergebenster

Wallär.

Ich ließ Juliens Vater wißen: ich würde mich gleich nach 11. Uhr bei ihm einfinden. Urtheile selbst, lieber Freund! wie langsam mir jede Minute bis zu dieser Stunde verstrich. Der Bediente erwartete mich schon mit dem Lichte am Hausthor. Er führte mich in Wallärs Arbeitszimmer, und bat mich, in seines Herrn Namen, nur einige Augenblicke mich noch zu gedulden, indem die Gesellschaft, welche noch da sei, in wenig Minuten aufbrechen würde. Ich war jetzt in Wallärs Haus — in dem Hause eines Mannes, den ich, von Kindheit an, für meinen zweiten Vater gehalten; ich war mit Julien — dem Ziele aller meiner Wünsche, seit ich zu empfinden angefangen,

unter Einem Dache; — wo ich hinsah, wachten neue Bilder der Erinnerung seliger Freuden, seliger Hoffnungen in mir auf — und mit all diesen Erinnerungen sah ich mich, voll Erwartung der Dinge, die ich hören sollte, um die Mitternachtsstunde, bei dem düstern Schein einer einzigen Wachskerze, in dieß Zimmer verbannt, während ich, am gegenüberstehenden Hause die Hellung der Lichter von der unter mir versammelten Gesellschaft erblickte, ich unter den an der Wand sich hin und her bewegenden Personen Juliens und Biörna's Schatten deutlich wahrzunehmen glaubte! Ich athmete nach Luft. Mein Herz war beklommen und konnte nicht in die Wehmuth ausbrechen, die mein Innerstes erfüllte. Unerforschliches Wesen! sagte ich und rang die Hände, du alleine weißt, warum mir dieser bittre Kelch zu Theil ward. Hilf mir ihn ausleeren als Mann! gieb mir Fassung und Kraft zu der Unterredung, die mich erwartet, ach! von ihr hängt ja Juliens und mein Schicksal ab. Ein Paar hervorbrechende Thränen erleichterten endlich mein Herz. — Ich hörte die Gesellschaft auseinandergehen. In diesem Augenblicke trat auch Juliens Vater

mit einem Lichte in der Haud zu mir ins Zimmmer Ich erschrack, als ich ihn erblickte. Der düsterste Gram entstellte sein sonst so heiteres Gesicht. Er setzte das Licht auf den Tisch und eilte mir mit offenen Armen entgegen: Verzeihung, lieber Carl! daß ich dich warten ließ, und meinen herzlichen Dank dafür, daß du gekommen bist.

Dieser alte, väterliche Ton erschütterte mich. O mein Vater! rief ich und drückte ihn heiß an meine Brust o mein Vater und — doch nicht mehr mein Vater!

Carl! erwiederte er, sich aus meinen Armen sanft mit einer Miene zurückziehend, die mir verrieth, er wolle sich für den entscheidenden Augenblick unserer Unterredung nicht zu sehr erweichen — Carl! — du bist zuverläßig der edle junge Mann geworden, der du zu werden, von Kindheit an, so schöne Hoffnungen gabst In dieser Zuversicht darf ich mir versprechen, daß auch das, was ich dir vor der Hand sagen kann, über deine Lippen nicht kommen wird so lang ich lebe. —

Ich schwöre es Ihnen —

Deine Zusage ist mir schon genug —

Du liebst Julien, aber du liebst sie, wie sie der edle Mann lieben muß. Nicht der Besitz seiner Geliebten ist allein das Ziel seiner Wünsche — sein höchster Wunsch ist, sie so glücklich zu wißen, als sie es werden kann. —

Ich verstehe Sie — fiel ich ihm bitter ins Wort — ich bin nicht reich, kein Baron, kein geheimer Secretair. —

Ich vergebe deiner Leidenschaft, diesen Einwurf. — Glaubst du Julie könnte glücklich seyn, wenn sie ihren Vater, durch eine Verbindung mit dir, höchst unglücklich machen würde? —

Diese Frage bestürzte mich — Aber mein Vater! warum sollte Juliens Verbindung mit mir Sie höchst unglücklich machen können? —

Nicht mit dir allein — auch mit jedem andern Manne in der Welt, Biörna ausgenommen Nur diese, Carl! ich lege Glück und Leben mit dieser Rede in deine Hände nur diese allein kann mich retten. —

Urtheile selbst Hattersdorf! wie mir jetzt war! Ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte. Wallär schwieg. Ich stand in Ge-

danken verloren da — endlich sagte ich: wird aber Julie mit Biörna glücklich werden?

Nicht so — war seine Antwort — wie sie es unter andern Umständen mit dir geworden wäre, aber immer wird es viel von ihr abhängen, glücklicher, als tausend Frauen ihres Standes, zu seyn. —

Kennt Julie die Gründe, aus welchen ich auf sie Verzicht thun soll? —

Sie kennt sie so weit, als ich sie dir eben sagte. Das übrige wird Euch ein versiegeltes Paket nach meinem Tode enträthseln.

Und was sagte Julie?

Sie zitterte — erbleichte. Ich litt bei ihrem Anblick unaussprechlich, allein mir blieb keine andre Wahl übrig. Sie bat um Bedenkzeit. Nach Verfluß derselben kam sie ganz mit der leidenden Hoheit, eines aus den edelsten Beweggründen sich selbst aufopfernden Wesens zu mir. Vergeben Sie mir — sagte sie — daß ich mir Bedenkzeit ausbat. Ich weiß, daß eine Tochter keinen Augenblick lang wählen soll und darf, wenn es auf das Leben und Glück ihres Vaters ankömmt, aber Carl — hier brach ihre Stimme — wird er nicht unglücklich werden? wird er mich nicht verkennen?

Dafur — erwiederte ich — will ich sorgen, so gut ich kann — Alsdann — fuhr sie fort, mir zitternd die Hand küßend — Alsdann Ihren Segen mein Vater! Er wird mich zu Biörna's Empfang stärken.

O die himmlische Seele! — rief ich begeistert und fühlte mich selbst zu einer Größe und Hoheit erhoben, die mir den seligsten Augenblick meines Lebens gewährte — Nein! sie soll mich nicht hinter sich zurücklaßen. Auch ich bitte um deinen Segen mein Vater! daß er mich zum ewigen Verzicht auf diesen Engel stärke!

Ich sank auf meine Knie. Wallär schloß mich in seine Arme. Die Welt vergieng mir vor den Augen. Ich hörte sein Schluchzen nur wie von ferne — aber dieser Auftritt hatte den armen, alten Mann zu sehr angegriffen. Er ließ mich los und rief: Carl, Carl! wie wird mir!

Seine sterbende Stimme brachte mich wieder zu mir selbst, aber stelle dir nun meine Lage vor, Hattersdorf! — Der ohnmächtige, alte Mann auf den Stuhl hinsinkend — ich mit ihm allein. Zog ich die Glocke und rief um Hülfe, so war Julie auf dem Zimmer.

Der Himmel half mir. Wallär erholte sich von selbst wieder, und ich beschloß, die Unterredung so schnell zu endigen, als möglich.

Ich habe dich bitten laßen — sagte Juliens Vater deine Ankunft niemand zu wißen zu machen, ehe ich dich gesprochen. Biörna will die Verbindung mit Inlien beschleunigt wißen und meine eigene Lage macht mich leider! das nemliche wünschen. Ich fühle, Carl! wie schmerzlich dir diese Tage seyn müßten. Mach noch eine Reise. Man wird nicht so recht erfahren, daß du hier warst, wenn man dich nicht im Publiko sieht. Ich rathe dir, geh durch Deutschland und die Schweiz nach Frankreich Ich will für Päße sorgen, und bin im Stande, dir nach Basel Empfehlungsschreiben mitzugeben — die Ereigniße in Frankreich werden deinen jugendlichen, lebhaften Geist beschäftigen, und dich die Leiden deines Herzens vergeßen machen

In diesem Augenblicke leuchtete, wie ein Blitz, ein Gedanke durch meine Seele.

Ja — sagte ich — das erste, absegelnde Schiff soll mich wieder an Bord nehmen.

Also Morgen früh send ich dir die Empfehlungsbriefe — aber noch eins Carl, wirst du mir diese Bitte abschlagen?

Wallär gieng an seinen Schreibkasten, holte eine Rolle mit Geld, und sagte: darf ich nicht dein Vorhaben mit diesem kleinen Beitrage erleichtern?

Es that mir weh, Nein zu sagen, und doch sträubte sich ein Etwas mächtig in mir gegen das Ja. Ich fand, nach einigen Minuten den Ausweg, daß ich mir vorbehielt, mich an Wallär wenden zu dürfen, wenn ich in Verlegenheit geriethe. Er fühlte, wie ich ihn schonen wollte, aber ich sah, daß es ihn mit all dieser Schonung schmerzte, die Rolle wieder zurücklegen zu müßen.

Ich endigte diesen Augenblick der wechselseitigen Verstimmung, indem ich seine Hand ergriff. Leben Sie wohl lieber, mir ewig theurer Vater! Sie werden mir erlauben, vor meiner Abreise noch einmal an Julien schreiben zu dürfen, Sie sollen mit meinem Schreiben nicht unzufrieden seyn. —

Er gab mir seine Einwilligung mit einem beifälligen Kopfneigen, legte dann beide Hände

auf meine Schultern, und sagte: Leb wohl Carl! der Segen deiner That begleite dich!

Wir umarmten uns noch einmal, und ich flog aus Juliens Haus. Es kostete Mühe, meine mich erwartende Mutter zur Einwilligung zu einer so weiten und plötzlichen Reise zu bewegen, aber die trefliche Frau fühlte die Nothwendigkeit derselben. Ich bat so dringend! Sie gab nach. Erschöpft legt ich mich zu Bette, und sank in tiefen Schlaf.

Ich erwachte spät und gestärkt. Mir war, als ob alles, was mir seit meiner Ankunft in Stockholm begegnete, ein Traum sei. Man klopfte. Wallärs Bedienter überbrachte mir die Empfehlungsbriefe. Ihr Anblick überzeugte mich nur zu sehr, nicht geträumt zu haben. Ich gestehe dir, daß ich selbst nicht begreife, wo ich die Faßung und Geistesstärke hernam, welche ich in mir fühlte. Es müß so seyn — und weil es so seyn muß, so ertrage es, und handle als edler Mann. Diese Gedankenfolge electrisirte mich gleichsam. Ich fühlte mich größer, stärker, muthiger als je. Dieß Gefühl benahm meinem Schmerz alle Bitterkeit, und stimmte mein Herz zu jener süßen Weh-

muth, die eben so weit von Weinerlichkeit als Ohnmacht zu handlen entfernt ist.

Ich hatte einem meiner Jugendfreunde meine Ankunft, von Hamburg aus, gemeldet. Er überraschte mich jetzt! Ich sagte ihm mit zwei Worten, daß ich wieder abreisen müßte Ich bat ihn, niemand von meiner Ankunft zu sagen, und sich auf der Stelle zu erkundigen ob nicht ein Schiff am folgenden Morgen wieder nach Hamburg abgienge? In Zeit einer Stunde brachte er mir die Nachricht, ich sollte mich für den folgenden Morgen zur Abreise gefaßt machen.

Meine gute Mutter that sich Gewalt an, gelaßen zu scheinen. Inzwischen las ich in ihrem Auge die rührendsten Besorgniße für mein Leben, und den zärtlichsten Kummer, einen Sohn, den sie mit solcher Sehnsucht zurückerwartete, so schnell und unter solchen Umständen wieder abreisen zu sehen. Ihr inneres Leiden nicht noch mehr zu vergrößern, bot ich allen Kräften auf, selbst eine gefaßte, ruhige Stimmung zu behalten. So vergieng der Tag! Meine Mutter verließ mich zeitig, weil ich mit grauendem Morgen mich zur Abreise bereiten mußte. Ich versuchte, zu schlafen, aber der

Schlaf floh meine Augen. Ich stand auf und schrieb folgenden Brief an Julien:

Torstendahl, an Julien Wallár.

Dein Vater, liebe, theure Julie! wird dir von unserer Unterredung und ihrem Resulate bereits Nachricht gegeben haben. Das unerbittliche Schicksal befiehlt unsere Trennung. So wahr mir dein vorgestriges Betragen die Fortdauer deiner Liebe zu mir bezeigte, so wahr wird dir das meinige bewiesen haben, wie unaussprechlich ich dich noch liebe. Gott sei Dank, daß wir uns *so* trennen;

Schrecklich und schmerzlich ist für das liebende Herz *jede* Trennungsart, aber keine schrecklicher und schmerzlicher als die, wo *Leichtsinn* oder *Untreue aus frivoler Leidenschaft* für einen *unwürdigen Gegenstand* den Geliebten zurückweiset. Keines von uns beiden quält der Gedanke, daß es das andere *täuschte*; in uns kann weder früh noch spät der Vorwurf erwachen: „Wehe dir daß „du dieß Herz verschmähtest! *wie dieses*, „*so liebte dich keines mehr.*" Nein Julie! wir trennen uns nur weil es ein Vater

gebietet, dessen Liebe für uns wir kennen und ohne dessen Glück wir nicht glücklich seyn könnten.

Laß uns an diesen Gedanken uns festhalten! Durch ihn wird aus unserer Thränensaat Beruhigung und manches hohe große Gefühl aufsprossen. Unglück aus Liebe für einen Geliebten hat auch seine Freuden. Du wirst ihren Vorschmack schon gekostet haben wie ich. Aber dazu gehört — ich fühle es und schreibe es dir nicht in der ersten Stunde der Aufwallung — Nein, in dieser stillen Nacht, die ich dem reifern Nachdenken geweiht habe — dazu gehört, daß wir das, was wir zu thun beschloßen haben, nicht etwa nur halb ausführen. So verzeih mir denn, daß ich dich nicht mehr sehe. Dieß Wiedersehen hätte in uns vielleicht unauslöschbare Eindrücke zurückgelaßen — Eindrücke, die uns wenigstens unsere Trennung unendlich erschwert, wo nicht unmöglich gemacht haben würde. Ich bitte dich vielmehr liebe Julie! übergieb alle Briefe, alles, was du von mir besitzest, nach dem Empfang dieses Billets, deinem Vater. Räume entschlossen alles, was dich an mich erinnern

könnte, dir aus dem Wege. Unterdrücke jeden Gedanken an mich in seiner Entstehung. Denke dir: „Carl bat mich darum," aber sinne dieser Bitte keinen Augenblick nach. Veste Uebung wird dir dieß Vergeßen gewiß möglich machen. Weihe dich deinem Bräutigam. Sieh' ihn als ein Vermächtniß an, das dein scheidender Geliebter dir hinterließ, und o! wenn je eine Bitte mir wichtig war und am Herzen lag, so ists diese: Fliehe jede Vergleichung zwischen ihm und mir, wie das schädlichste Gift. Es ist dem Menschen so eigen, um des Guten willen, das er verlor, an dem Guten, das auf seinem Wege läge, vorüber zu gehen — geh du nicht daran vorüber, dadurch wirst du manche Freude des Lebens mehr genießen.

Sieh, Julie! so will ich meine Trennung von dir mir erleichtern, ohne zu fürchten, von dir einer minder zärtlichen Liebe beschuldigt zu werden. So erleichtre dir deine Trennung von mir, ohne Furcht eines ähnlichen Vorwurfes. Nur in solchen Seelen kann ein Vorwurf dieser Art tief schmerzende Wurzeln schlagen, welche nicht die volle Ueberzeugung besitzen, daß sie wahr und in-

nig geliebt wurden, wir wißen, wir fühlen es, mit einer, jedem aufsteigenden Gedanken trotzbietenden Stärke, daß wir uns unaussprechlich liebten, und daß nur allein die edelste Verleugnung unseres Selbst unseren Gefühlen den Entschluß vorschrieb: Bis hieher und nicht weiter! Zwei wohlthätige Gehülfen warten unserer am Scheidewege: Zeit und Entfernung. Mit ihrer Hülfe werden wir uns einmal als Freunde wiedersehen — und dann, ohne Gefahr, die hohen Gefühle der uneigennützigsten und reinsten Freundschaft unseren ehemalsliebenden Herzen gewähren können. Selige Augenblicke! ich ahne euch mit Gewißheit, Wohlan denn, euch zu erreichen, sei unser Bund getrennt, und der Kampf begonnen. Gott stärke dich und mich dazu! Leb wohl, Julie! Ein goldner Wolkenstreif des Morgenhimmels glänzt schon durch meine Fenster an die Wand meines Zimmers, und ruft mich an Bord des Schiffes. Leb wohl! wir sehen uns wieder mit dem unaussprechlich süßen Gefühl, den Sieg der Pflicht errungen zu haben.

Carl.

Kaum hatte ich den Brief geschloßen, so kam meine Mutter mit dem Frühstücke zu mir aufs Zimmer. Die gute Frau war auch schon vor Tages Anbruch aufgestanden, um noch das Erforderliche für mich zu besorgen, aber sie hatte alles so still und leise als möglich gethan, in der Meynung, mich nicht zu frühe aufzuwecken.

Ich übergab ihr den Brief an Julien. Laß mich von dem Abschiede von meiner Mutter, von meinen Gefühlen schweigen, als die Anker des Schiffes gelichtet wurden, wir aus dem Haven liefen, und Stockholm meinem Blicke entschwand — du kannst dir all' das selbst vorstellen. Ich gieng wieder nach Hamburg. Der Zufall wollte, daß mir das nemliche Zimmer zur Wohnung angewiesen wurde, in welchem ich in meiner Hinreise gewohnt hatte. Wie dieser, an sich geringfügige Umstand, auf mich wirkte, kann ich dir nicht beschreiben. Beim Eintritte in dieß Zimmer überfiel mich all das, was mir, seit ich es vor kurzem verlaßen hatte, begegnet war, mit einer solchen Stärke, mit einer solchen Lebhaftigkeit, daß ich unterlag, und die Hoffnung aufgab, jene Standhaftigkeit wieder zu erlangen, womit ich mich bis jetzt betragen hatte.

Ich mußte einige Tage Bett und Zimmer hüten. Strenge Diät und das eifrigste Bestreben, meinem Schmerze nicht volle Gewalt über mich einzuräumen, stellten mich doch sobald wieder her, daß ich an einer Reisegesellschaft Theil nehmen konnte, welche in einen eigenen Wagen nach Frankfurt gieng. Von hier aus wollte ich dich aufsuchen, allein es zeigte sich mir eine andere vortheilhafte Gelegenheit nach München zu kommen, und so beschloß ich, diese zu benützen, und von da durch Schwaben nach der Schweiz zu eilen.

Von Hamburg bis München begegnete mir nichts Interessantes. Wo ich mich aufhalten konnte, besah ich die Merkwürdigkeiten des Orts. Statt Bekanntschaften zu machen, durchlief ich die umliegenden Gegenden.

Von Kindheit an gewöhnt, an Einem Wesen ausschlüßlich zu hangen, sträubte sich mein Herz gegen den ihm ganz fremden Zustand des Alleinseyns, und doch hatte mir die Trennung von Julien, und ihre mir nur dunkle Veranlaßung einen lebhaften Wiederwillen gegen den Umgang mit Menschen, und insonderheit gegen jede neue nähere Verbindung mit irgend einem weiblichen Geschöpfe eingeflößt. So zog mich an, was

ich floh, und so floh ich, was mich anzog. In diesem Streite mit mir selbst hielt ich mich desto mehr an meine alte, treue Frenndinn Natur. „Sei du meine Geliebte — sagte ich oft — wie du immer meine Vertraute warst!"

In einer solchen Stimmung kam ich nach München. Ich logirte bei Albert. Kaum war ich auf meinem Zimmer, und sah hinsinnend durchs Fenster, so hörte ich eine Post blasen. Ich öffnete das Fenster und sah einen Mann bei noch guten Jahren aussteigen. Ihm folgte ein Frauenzimmer, das ich, nach ihrer jugendlichen Gestalt, für seine Tochter hielt. Ihre ganze Figur hatte viel Aehnlichkeit mit Julien. Sie dankte mit einer sehr gefälligen Verbeugung ihrem Vater, der ihr aus der Chaise geholfen hatte. Ich hörte die beiden Ankömmlinge die Treppe heraufsteigen und ihnen zwei Zimmer neben mir anweisen. Schon wollt ich die Thüre öffnen, um die Unbekannte im Gesicht zu sehen, als ich mich meiner Neugierde schämte und es unterließ.

Bald hierauf kündigte man mir an, der gedeckte Tisch erwarte die Fremden. Ich gieng aus meinem Zimmer. Die beiden Ankömmlinge

schloßen so eben die ihrigen zu. Ich machte dem Vater mein Compliment, sagte ihm mit zwei Worten, wer ich wäre, und daß ich auch so eben angekommen sei, und bat ihn um die Erlaubniß, ihn und seine Tochter, welche mir beide so angenehme Nachbarn wären zu Tisch begleiten zu dürfen. Der Unbekannte ein jovialischer Mann, erwiederte: er sei Amtmann zu T. in der rheinischen Pfalz, habe hier Geschäfte und seine Tochter mitgenommen, weil sie schon lange gerne München gesehen hätte, und überhaupt das Reisen liebte. Uebrigens, setzte er hinzu, ist es mir angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen, ich habe immer die Schweden allen andern Nationen vorgezogen. Die, welche ich kennen lernte, waren lauter gute Leute und angenehme Gesellschafter. —

Wenn ich auch gleich auf das Letztere keinen Anspruch machen kann, erwiederte ich, so hoffe ich in Absicht des Erstern meinen Landsleuten keine Schande zu machen.

Zweifle nicht daran — sagte er — ich verstehe mich auf die Physiognomie, und die Ihrige gefällt mir. —

Ich dankte mit einer Verbeugung und bot der Tochter meinen Arm.

Wir giengen ins Speisezimmer — die Gesellschaft war schon versamelt und zahlreich. Alle Angen richteten sich auf uns, als wir eintraten. Ich sah die jungen Herren die Köpfe zusammenstoßen.

Caroline hatte nicht bloß Juliens Figur sie hatte auch ihre Anmuth und Stimme; ich mußte mir sogar gestehen, sie sei schöner als Julie, deren Physiognomie sich zu Carolinens Gesicht, wie das Veilchen zur Rose verhielt. Julie besitzt jeden sanften Reiz einer Blondine. Ihr großes blaues Auge ist voll süßer Schwärmerei. Carolinens Auge sprühte Feuer und Leben. Ihre regelmäßigen Züge erhob der schönste Teint. Ihr Mund lächelte reizend und zeigte lächelnd zwei Reihen der schönsten Zähne. Um ihren weißen Nacken rollte in natürlichen Locken das kastanienbraune Haar. Caroline saß zwischen mir und ihrem Vater. Da wir drei schon mit einander einigermaßen bekannt waren, so unterhielten wir uns vorzugsweise mit einander. Dieß knüpfte unvermerkt ein näheres Verhältniß zwischen uns an, und eine sich entwickelnde Uebereinstimmung in unserer Denkungs- und Empfindungsart, verbunden mit der Auskunft, die ich dem Amt-

mann über das Schicksal einiger seiner ehemaligen Bekannten in Schweden geben konnte, unter denen sogar einer mein Verwandter war, zog dasselbe immer enger zusammen, daher stunden wir am Ende, wie Personen von langer Bekanntschaft, vom Tisch auf. Wir beschloßen, alle Merkwürdigkeiten gemeinschaftlich zu besehen, und der Amtmann gewann so viel Zutrauen zu mir, daß er mir die Unterhaltung seiner Tochter übertrug, wenn ihn Geschäfte aus dem Hause riefen, und ich unbeschäftigt wäre. Caroline hatte am Tisch wenig gesprochen, doch das Wenige verrieth Verstand und Gefühl Wir verließen uns, mit der Abrede, des Abends mit einander ins Theater zu gehen. Ich nahm Hut und Stock, gieng durch die Stadt, und that mir Gewalt an, jeden Gaßenbuben wie eine Merkwürdigkeit zu beschauen, um mir nur wieder andere Bilder in den Kopf zu bringen. Endlich war es Zeit, nach dem Gasthof zurückzukehren, und die beiden Fremden abzuholen. War Caroline in ihrem Reiseanzug schön gewesen, so war sie es in ihrem Putze jetzt noch mehr. Mit ihrem geschmackvollen Haarschmucke harmonirte ihr übriger Anzug treflich. Ihr leichtes seidenes Gewand umgürtete eine Bandschärpe, welche die Zartheit ihres Wuch-

ses reizend erhob. Sie bewillkommte mich mit einer einnehmenden Anmuth.

Sie waren unterdessen spatzieren, sahen Sie viel Schönes?

Vielerlei Menschen, aber von allen keine einzige Gestalt, die ich bei meiner Reizenden Nachbarin nicht vergeßen könnte.

Caroline dankte mir mit einer artigen Verbeugung für dieß Compliment, und wir giengen ins Theater. Ich entsinne mich des Titels des Stückes nicht mehr, das gegeben wurde, nur das weiß ich noch, daß in den ersten Auftritten eine Scene vorkam, worin zwei Liebende über ihre bevorstehende ewige Trennung mit aller Schwärmerei der Liebe sprachen. Die Scene wurde von der jüngern Madame Lang, mit der rührendsten Wahrheit und Empfindung gespielt. Sie zog mich dergestalt an, daß ich auch Carolinen vergaß. Auf einmal glitt mein Blick an ihrem Gesichte ab. Die brillante Caroline schien sich in das tief empfindenste Mädchen verwandelt zu haben. Um ihren Mund, aus ihrem feuchten Auge, sprach eine Rührung, die den Glanz ihrer Schönheit in die reizendste Sanftheit umschmolz. So war sie meinem Herzen näher, vorher konnte

sie nur meine Sinne bezaubern. So erschien sie mir in einem ganz neuen, mir unendlich werthern Lichte. Ich konnte mirs nicht versagen, ihre Hand zu ergreifen, und sie zu drücken. In der That, sagte ich, der Mann darf sich glücklich schätzen, der einst so auf Sie zu wirken vermag, oder der ferne Geliebte, dem diese Rührung, als Erinnerung gielt. — Während der Vorhang zugezogen war, kam unser Gespräch noch einmal auf den schönen Ausdruck ihres Gesichts; ich sagte ihr halb scherzend: ich hätte in diesem Ausdrucke die zärtlichste Liebe entdeckt. Caroline wollte nichts von dem, was ich bemerkt zu haben vorgab wißen. Sie betheuerte mir, daß ihr Herz frei sei. Diese Betheurung erregte in mir, ich wußte selbst nicht warum, eine kleine geheime Freude. — Wir soupirten nach der Comödie gemeinschaftlich. Caroline zeigte viel Verstand und feines Gefühl in der Beurtheilung der Darstellung des Stückes.

Es war diesen Abend, der Kirchweihe wegen, in dem Saale unseres Gasthofes Musik und Tanz. Der Weg nach unseren Zimmern führte uns an dem Saale vorbei. Der Amtmann wollte mich engagiren, dem Tanze ein wenig

zuzusehen. Ich entschuldigte mich, an seiner Einladung nicht Theil nehmen zu können, weil ich erst kürzlich einen Verlust erlitten, der mich für rauschende Vergnügungen unfähig mache. Ich wünschte ihm und seiner Tochter gute Unterhaltung, und eilte auf mein Zimmer. Ich hatte den Lärm der Musik und des Tanzes nun unter mir. Auf meinem Zimmer war alles still und einsam. Die schöne Mondnacht lud mich ein, das Fenster zu öffnen. Der Thurm der Kirche, von welchem sich ein junges, liebenswürdiges Mädchen, um der Untreue ihres Geliebten willen, dessen Haus gegenüber steht, und von welchem sie bei ihrer That gesehen zu werden hoffte, vor einiger Zeit herabgestürzt hatte, stand vom Monde halb dunkel vor mir. Seine melancholische Beleuchtung und das schaurige Lüftchen, das mir, vom Kirchhofe her, entgegenwehte, vergegenwärtigten mir die junge Unglückliche. Wie viel Liebe — sagte ich zu mir selbst — gehörte nicht zu einer solchen That — mögen auch immerhin andere Leidenschaften, mag beleidigte Eitelkeit, Eigenliebe, Rachbegierde mit ins Spiel getreten seyn, ohne jene mächtige Triebfeder hätten sie die Verzweiflung sicher nicht

zu dieser Höhe getrieben. — Das liebevolle Mädchen verlangte ausschlüßliche Liebe, wie die ihrige war, uud ihr Herz ward verschmäht— Torstendahl! bis jetzt warst du glücklich. Du liebtest und wurdest geliebt — Keine Untreue trennte dich von Julien. Wirst du nimmer lieben, oder wenn du es vermagst — wirst du wieder ein so treues, liebendes Mädchen finden, als Julie war? Könntest du dich verlaßen, verschmäht sehen?

Dieser Gedanke trieb mich vom Fenster. Ich lief im Zimmer auf und ab; ich verlor mich in tausend Vorstellungen, bis ich ermattet mich nach der Erquickung des Schlafs sehnte.

Des andern Morgens erkundigte ich mich bei Carolinen, wie sie auf ihre Tanzparthie geschlafen hätte. Sie antwortete mir, ihr Vater hätte sich mit einigen alten Bekannten in ein Gespräch eingelaßen, während sie dem Tanze zugesehen.

Nur Zugesehen? Es fehlte doch nicht an Tänzern, wie ich im Vorbeigehn bemerkte.

O daran fehlte es gar nicht; aber so sehr ich den Tanz liebe, so habe ich mirs doch zum Gesetze gemacht, in der Wahl meiner Tänzer sehr delikat zu seyn, und mit keinem zu tanzen,

dessen moralischen Charakter ich nicht einigermaßen kenne.

Diese Antwort überraschte mich. Sie brachte mir von Carolinens Grundsätzen eine sehr vortheilhafte Meynung bei. Ich konnte mir es nicht versagen, ihr meine Freude darüber zu erkennen zu geben. Die Art, wie sie diese aufnahm, zeigte mir, daß sie, jenes Vorsatzes wegen, nicht die mindeste Prätension machte, und dieß erhöhte den moralischen Werth desselben in meinen Augen noch mehr.

Wir besahen an diesem Tage und in den folgenden gemeinschaftlich alle Merkwürdigkeiten. Der Amtmann hatte verschiedene Bekanntschaften erneuert. Er war so gütig, mich überall aufzuführen. Hiedurch war ich bei allen Parthien und Einladungen. Endlich ward der Tag der Abreise festgesetzt; vorher aber noch eine Parthie nach dem Starenberger-See mit ein Paar Münchner-Familien verabredet.

Von der Zeit an, als die Abreise bestimmt war, fühlte ich mich beklommener. So eifrig ich über mein Herz gewacht hatte, und dieses selbst die Grenzen der Freundschaft nicht überschreiten zu wollen schien, so mußte ich mich doch durch den täglichen Umgang mit dem Amt-

mann und seiner Tochter um so mehr an diese guten Menschen feßeln, als sie mir so viele Freundschaft bewiesen hatten, Indessen hielt ich meine Beklommenheit für nichts anders, als ein sehr gerechtes Gefühl von Ahnung, wie viel es meiner Dankbarkeit und meiner unbefangenen Anhänglichkeit an sie kosten würde, mich von ihnen zu trennen. — Auch Caroline — sie, die mir manche kleine Aufmerksamkeit geschenkt, und mir oft bewiesen hatte, daß ich ihr nicht gleichgültig sei — auch Caroline schien ungern von mir zu scheiden. Aber ihr ganzes Betragen verrieth nicht Eine Spur von Liebe, vielmehr dünkte michs, oft, als ob sie mich auf die schonendste Weise warnen wollte, mich keinem Gefühle für sie zu überlaßen.

Ein fürchterliches Gewitter, das mich in der Nacht, vor dem Tage, da die Fahrt nach dem Starenberger-See vor sich gehen sollte, aus dem Schlafe weckte, schien mit jedem Donnerschlage die Freude zu zerstören, die ich mir von dieser Parthie versprach. Es trieb mich voll Unwillen ans Fenster. Nach und nach rollte der Donner ferner und ferner. Das Gewitter löste sich in einen sanften, warmen

Regen auf. Die Sterne blinkten aus den wegziehenden Wolken hervor, und endlich schimmerte der schönste Morgenhimmel auf mich herab. Der Tag begann zu grauen. Caroline und ihr Vater waren zur bestimmten Stunde fertig. Erstere sagte mir, mit der einnehmendsten Miene: daß sie während des Gewitters so ängstlich gewesen wäre, weil sie befürchtet hätte, es möchte die Parthie scheitern machen.

Unsere Gesellschaft versammelte sich. Ich saß neben Carolinen im Wagen. Die Luft war erfrischt, tausend Wohlgerüche durchdüfteten, von den erquickten Blummen und Pflanzen die Atmosphäre. Nie sah ich die Sonne schöner und reiner emporsteigen. Sie beglänzte aufs lieblichste Wiesen und Wälder, und spiegelte sich in den Tropfen der Halme und Blätter, mit denen ein leichtes Morgenlüftchen koßte. Oft streifte unser Wagen an einem solchen bethauten Gesträuche hart vorbei, und schleuderte einen Regen von Tropfen über uns her. Das erstenmal lachten wir, durchnäßt, uns wechselsweise aus, die andernmale hielten wir uns, so viel wir konnten abwärts auf die andere Seite. Das gab zu manchem Gelächter Anlaß. So froh, so rein hatt' ich noch keinen Morgen genoßen. —

sagte Caroline — und wir haben ihm doch diesen herrlichen Morgen zu verdanken.

Liebe Caroline, erwiederte ich möchte jedes Gewitter Ihres Lebens — denn, wo ist der Mensch, über dessen Horizont nicht manchmal Gewitter aufstigen! — Möchte jedes so leicht für Sie vorübergehn, und so reine und unschuldige Freuden Ihnen zuführen.

Wir kamen endlich an den See, der 5 Stunden in der Länge, $1\frac{1}{2}$ in der größten Breite, und eilf im Umkreise hat. Wir beschloßen vor Tisch, an seinen reizenden Ufern spatzieren zu gehen, und ihn erst nach Tisch zu befahren. Unser Mahl würzten Fröhlichkeit und Scherz. Wir hatten dabei eine herrliche Aussicht auf den See. Er erinnerte mich an die Ostsee und an meine Vaterstadt. Diese schmerzlich süße Rückerinnerung schloß mein Herz ganz auf. Ich erzählte Carolinen die kurze Geschichte meines Lebens, ohne jedoch Juliens Vater zu compromittiren. Sie hörte mir mit Aufmerksamkeit und Rührung zu.

Nachmittags bestiegen wir unser zweirudriges Schiffchen. Wir fuhren nach der Insel Wöhrt; ein reizendes Ländchen, das eine Fischerfamilie kärglich ernährt; mir fiel hier die Stelle

aus Diogenes von Sinope ein, und nie empfand ich sie lebhafter: „O Glycerion, warum „bin ich nicht Herr von einer Welt — oder, „so stark der Abfall ist — nur der Herr eines „kleinen Meyerhofs, der für dich und mich „groß genug wäre, der einen Garten hätte, „und ein kleines Feld uns zu nähren, und „Gebüsche unser Glück vor den Augen des „Neides zu verbergen!"

Die Insel Wöhrt enthält alles, aber auch gerade nur das, was sich Diogenes bescheiden wünschte. Ich überließ mich dem sanften Genuße, den ihr Anblick mir darbot. Verloren in die süßesten Phantasien wie glücklich ich mit eiꝛ einer Julie — und mein Herz setzte leise hinzu, mit einer Caroline — von der Welt abgeschieden in einem solchen Winkel der Erde leben würde, trennt ich mich von der Gesellschaft zu einem einsamen Spatziergange. Auf einmal höre ich am Gestade das Geschrei eines Kindes. Ich blicke auf, sehe Carolinen vom Gestade herabspringen, ausgleiten, sich mit der einen Hand am Gesträuche vest und mit der andern einen Säugling in die Höhe halten, und um Hülfe rufen. Denke dir selbst, wie schnell ich bei der Hand war. Ich faßte mit einer mir unbe-

greiflichen Behendigkeit Carolinen in meine Arme, und schwang sie, mit dem Kind in dem Arm, ans Land. Das gute Mädchen, bleich wie der Tod, zitterte wie Espenlaub. Ueber dem Geschrei kam unsere ganze Gesellschaft herbeigelaufen. Caroline hatte von Ferne die Fischerin mit ihrer Wäsche beschäftiget gesehen. Sie wollte sich mit ihr in ein Gespräch einlaßen. Als sie hinkam, war die Frau eben weggegangen, um ein Stück Wäsche auf schönen Rasen auszubreiten. Ein Säugling, der im Grase spielte, wollte ihr nach, stand auf, konnte sich nicht erhalten, und rollte das schräge Gestade hinab in einen Nachen, der glücklicherweise da stand. Caroline voll Schrecken über den Anblick sahe nichts als die Gefahr des Kindes, sprang nach; der Fuß glitt ihr im Springen und hastigem Ergreiffen des Kindes aus; glücklicherweise faßte sie noch ein Gesträuch — sonst wäre sie samt dem Kinde in den See gefallen.

Caroline dankte mir für meine Hülfsleistung so schön, der Vater so rührend. Der Uebergang in meinem Herzen, vom Gefühle des Schreckens, zu dem Genuße dieses Dankes war unaussprechlich süß. Ich nahm den Säug-

ling auf meine Arme. Ich drückte ihn an mein Herz. Ich glaubte, ihn nicht mehr von mir weglaßen zu könne. Er war mir nun so nah, denn Caroline hatte um seinetwillen ihr Leben gewagt, ich sie und ihn gerettet. Welche That wäre in diesen Augenblicken groß genug gewesen, zu der ich nicht Kraft gefühlt hätte!

Da der Schrecken ohne alle üble Folgen vorübergegangen war, so stimmte er die ganze Gesellschaft zu jener Freude, welche alle Herzen nach einer glücklich überstandenen Gefahr in eine süße Fröhlichkeit versetzt.

Wir giengen wieder zu Schiff. Die Sonne neigte sich am wolkenlosen Himmel. Lieblich von ihr beleuchtet lagen um uns her die Berge die sich längst dem See zu beiden Seiten hinabziehen, und die von herrlichen Wäldern überwachsen, die schönsten Felder und Wiesen in ihre Thäler einschließen. Die ärmlichen Schifferhütten am Fuße der Hügel, schon umdämmert, schienen hieher versetzt zu seyn, und mit den distanzenweise entfernt liegenden Schlößern und Kirchen, den Kontrast der anspruchlosen Armuth mit der Herrlichkeit des Reichthums zu bilden. In grauer Weite thürmten sich die bayrischen

Alpen auf, und hinter diesen glühten himmelhohe Felsen und Schneegebürge in den letzten Stralen der Sonne. Unser Schiffchen wog sich im leisen Abendwinde sanft über den See hin, in dessen ruhigen Spiegel sich die reizenden Gestade besahen. Ich versank in Genuß. Meine Augen waren feucht von den süßesten Thränen.

Jetzt nahm einer aus unserer Gesellschaft seine Harfe. Er schlug einige Töne an — Caroline! sagte der Amtmann, sing uns einmal etwas, z. B. mein Lieblingslied: Die Schiffende. Sie singen? fuhr ich hastig auf, so daß mich alle mit einer Art von Verwunderung anblickten — Sie singen? o Caroline! gewähren Sie uns doch ja dieß Vergnügen. Caroline verneigte sich voll Anmuth und sang. Wie unendlich gewann dabei ihr Gesicht an Interesse. Wie sanft war ihre Stimme, wie schmelzend ihre Modulation! Mir liefen die Thränen die Wangen herab, ach, so süß wein' ich nicht wieder!

Caroline dankte mir für den Eindruck, den ihr Gesang auf mich gemacht hatte, mit einem Blicke, worinnen ich mehr als Dankbar-

keit zu sehen — in welchem ich zum erstenmale Liebe für mich wahrzunehmen glaubte.

Wie dieser Blick auf mich, in dem damaligen Momente auf mich wirkte, kannst du dir vorstellen. Er fachte alles Gefühl, das, mir selbst unbewußt, für Carolinen in mir glimmte, zur hellen Flamme an. Es kostete mich Mühe, ihr nicht um dem Hals zu fallen, aber nach dem ersten Taumel der Freude trat doch meine Vernunft mit ihren Gegengründen wieder auf: Wie leicht kannst du dich in diesem einzigen Blicke geirrt haben! Kann sie nicht das höchste freundschaftliche Gefühl ohne Liebe für dich besitzen? Wollte nicht ihr bisheriges Betragen dir, so viel es ohne die leiseste Beleidigung geschehen konnte, zu erkennen geben wie sie dich schätzt, und daß sie dich nicht liebt? Solltest du es zu ertragen im Stande seyn, deine Liebe von Carolinen zurückgewiesen zu sehen? aber gesetzt, sie liebte dich — und ist dieß unmöglich, da ihr Herz frei ist, und du ihr nicht gleichgültig bist? gesetzt sie liebte dich, und hätte sich nur aus überlegter Delikatesse so betragen, könnte nicht eine Zeit kommen, da du es bedauertest, aus Mißverständniß und um deines — viel-

leicht doch unmöglichen — Entschlusses willen, nicht wieder zu lieben, an dem Glücke deines Lebens vorübergegangen zu seyn?

So weit war ich im Kampf mit mir selbst, als Caroline das schöne Lied: Vergiß mein nicht, von der Harfe begleitet, anstimmte.

Dieß Lied erinnerte mich an ihre Abreise die mit dem Anbruche des folgenden Tages vor sich gehen sollte. Mich überfiel bei diesem Gedanken eine Bangigkeit, wie sie nur derjenige empfinden kann, welcher das ganze Glück seines Lebens zu verlieren im Begriff steht. Jetzt war ich weg. Schon sah ich sie im Geiste mir entrißen, und in den Armen eines Andern. Ich sah mich auf immer von ihr getrennt, von ihrem Bilde verfolgt — von tausend Vorwürfen gequält, den Engel, den mir der Himmel für das meiner Pflicht gebrachte schmerzliche Opfer zur Belohnung zuführte, eiteln Bedenklichkeiten aufgeopfert zu haben.

Glücklicherweise landete das Schiff. Meine Unruhe hätte mich auf meinen Platze nicht mehr sitzen laßen. Ich drängte mich zu Carolinen, um ihr aus dem Schiffe zu helfen, ich bot ihr meinen Arm, um sie in den Saal zurückführen, und war fest entschlossen, den

ersten günstigen Augenblick, da ich sie noch würde allein sprechen können, dazu zu benützen, aus ihrem Munde mein Schicksal zu vernehmen.

Die Gesellschaft unterhielt sich, ohne uns mit ins Gespräch zu ziehen. Ich suchte Carolinen auf die herrliche Aussicht aufmerksam zu machen. Sie gieng mit mir ans entfernteste Fenster. Der Abend war unaussprechlich schön. Die Gegenstände verloren sich immer mehr und mehr von unsern Augen in der überhandnehmenden Dämmerung. Der goldgrüne Abendhimmel glänzte im See. Die Gegend gewann eine noch anziehendere Ruhe und Heimlichkeit. Caroline schien so gerührt zu seyn als ich. Wie süß, fieng ich an, würde mir die Erinnerung dieser Gegend seyn, wäre mir hier nicht zum letztenmale die Sonne an Ihrer Seite untergegangen; ach wird sie mir je unter Einem Dache mit Ihnen wieder aufgehen?

Laßen Sie uns jetzt nicht daran denken, erwiederte sie. —

O Caroline, ich m u ß davon sprechen — wenige Augenblicke gehören in Ihrer Gesellschaft noch mir, und mein Herz ist so voll. Morgen trennen wir wir uns — Sie nehmen das Kostbarste, was ich besaß, mein Herz und meine Ru-

he mit sich. Darf ich hoffen, Ihr Herz und Ihre Liebe dafür zu erhalten, wenn ich im Stande bin, Ihnen meine Hand anzubieten? —

Carolinens Gesichtszüge veränderten sich.

Caroline! — fuhr ich fort — Sie müßen gesehen haben, welche Eindrücke Sie auf mich machten. Ich liebe Sie Sie glücklich zu machen wäre das Glück meines Lebens. Wenn Ihr Herz meine Gefühle erwiederte!

Ich ergriff ihre Hand, drückte sie an meine Brust. Fühlen Sie, sagte ich, wie dieß Herz schlägt — Was kann, was darf es hoffen? —

Sie schwiege einige Augenblicke — Mein Aufenthalt — erwiederte sie endlich — mein Aufenthalt in München, wird mir unvergeßlich seyn, unvergeßlich Ihre Bekanntschaft. —

Und weiter haben Sie mir nichts zu sagen? —

Warum wollen wir uns diesen Abend und unsere letzten Augenblicke verbittern?

Nein, Caroline — so weichen Sie mir nicht aus — Ich muß es entschieden wißen, daß Sie mich nicht lieben. —

Ich kenne keinen Mann, war ihre Antwort, indem sie ihre Hand auf die meinige mit einer Mine legte deren Wahrheit oder Affectation ich nicht enträthseln konnte — den ich höher

achtete, dessen Freundin ich mehr zu seyn wünschte. —

Genug Caroline! genug — ich weiß nun, was ich wißen mußte. —

Ich verließ sie hastig und eilte ins Freie — Es war ein warmer, lieblicher Abend — Ich gieng am Gestade hin — Der Wind lispelte im Gesträuch.. Die Sterne blinkten im See. Vor einer Schifferhütte saß neben dem armen Besitzer des Hauses, der seine Pfeife rauchte, sein Weib, das ein Kind säugte; zu ihren Füßen lag ein älterer Knabe eingeschlafen. — Diese Scene lößte meine Thränen; ich weinte mich satt, und gieng nun mit dem entschloßenen Vorsatze, mich nichts merken zu laßen, zur Gesellschaft zurück.

Man soupirte bereits. Die Plätze neben Carolinen waren schon besetzt. Mir wurde, zur Strafe, daß ich mich um die Eßenszeit so lang entfernt hätte, die unterste Stelle am Tische angewiesen. Nur Caroline und ich wußten, wie erwünscht uns diese Strafe war. Endlich hatten wir das peinliche Souper überstanden, und es gieng an die Rückreise.

So angenehm es mir auf der Fahrt nach dem See gewesen war, mit Carolinen in Einem

Wagen zu sitzen, so unangenehm war es mir nun, in der nehmlichen Gesellschaft zurückfahren zu müßen. Inzwischen kam mir die Dunkelheit unsres Wagens, und die Erschöpfung, welche nach dem Genuß eines Vergnügens die Menschen beschleicht, treflich zu statten. Es wurde wenig gesprochen; der Amtmann schlummerte, und Caroline war zu delikat und ich zu sehr mit mir selbst beschäftigt, als daß wir unser Stillschweigen wechselseitig unterbrochen hätten.

Zwei Stunden nach unserer Zurückkunft, welche mit Zusammenpacken und Reisevorbereitungen ausgefüllt wurden, stieg der Amtmann mit seiner Tochter in den Wagen. Der gute alte Mann drückte mich väterlich an sein Herz, bat mich dringend, ihn auf meiner weitern Reise zu besuchen. Caroline, sagte er, soll Sie so gut bewirthen, als wir's vermögen. Sie sollen's wie ein Sohn in meinem Hause haben.

Diese Rede brach mir das Herz. Ich sank in des guten Vaters Arme.

Nicht wahr? fragte er Carolinen, nicht wahr? er soll kommen. —

Ich fühlte, daß Caroline durch diese Frage in die äußerste Verlegenheit gerathen mußte, und daß sie mir nur mit einem Complimente antworten konnte. Dieß würde mich aber in diesem Augenblicke zerfleischt haben. Ich wartete also ihre Antwort nicht ab, und sagte dem gütigen Alten Alles, was mir innnige und gerührte Dankbarkeit in den Mund legte.

Er stieg in den Wagen. Ich ergriff Carolinens Hand, küßte sie mit einem Thränenstrome auf die beiden Wangen und sagte ihr leise: Adieu, Caroline! Wir sehen uns nicht mehr — Möge der Mann, den Sie wählen, Sie so lieben, als ich Sie geliebt haben würde. Möge es Sie nie gereuen, mein Herz —

Ich wollte sagen: verschmäht zu haben, aber dieser Ausdruck war ein belebender Funke für das Gefühl meines innern Werths. Ich erstickte die Worte, faßte mich im Augenblick wieder, hob Carolinen in den Wagen, und, wenn je stille Würde in meinem Betragen lag, so war es in diesem Momente.

Der Wagen fuhr langsam die Straße hinab, während der Postillon bließ. — Ich sah ihm

nach, so weit ich konnte, und eilte dann auf mein Zimmer.

Hier bestürmten mich, tausenderlei Gefühle. Ich sah ein, München, sobald als möglich, verlaßen zu müßen, und noch desselben Tags gieng ich mit dem eben abfahrenden Postwagen nach der Schweiz.

Die Idee, in französische Kriegsdienste zu gehen, welche mir während meiner Unterredung mit Wallär, als er mir nach Frankreich zu gehen, vorschlug, durch den Kopf gefahren war, erschien nun wieder und lebhafter vor meiner Seele.

Ich eilte nach Basel, gab bei der französischen Ambassade meine Empfehlungsschreiben ab, und erstaunte nicht wenig, als ich mich bei derselben schon im Voraus angekündigt sah, und sogar vernahm, daß der Paß, nach Frankreich zu gehen, für mich schon bereit läge. Itzt wurde mirs in Wallärs räthselhaftem Schicksale lichter.

Man zog mich selbigen Tages noch zur Tafel. Die Gesellschaft bestand meistens aus Officiers, lauter jungen Leuten, welche von Lebhaftigkeit und Witz sprühten. Nur ein einziger unter ihnen, ein schöner junger Mann,

sprach wenig. Sein Gesicht verrieth tiefliegenden Gram. Oft hatte sein Blick eine Bitterkeit, welche man dafür nehmen konnte, als ob er Alles um sich her verachtete.

Das Gespräch kam auf die Liebe und auf den Heldenmuth, den sie nicht selten erzeuge. Die jungen Herren goßen ihren ganzen Witz darüber aus, und behaupteten: Liebe sei nur sinnliches Verlangen nach dem geliebten Gegenstande, und sterbe mit dem Genuße. Ich ließ sie lange reden; am Ende glaubte ich doch auch, meine Meynung äußern zu müßen. Ich, für meine Person — sagte ich — scheue mich nicht, als Bekenner einer Liebe aufzutreten, die aus einer edlern Quelle, als dem sinnlichen Verlangen, ihr Daseyn und ihre Nahrung erhält; ja ich zweifle sogar keinen Augenblick, daß ihre gegenwärtigen witzigen und geistvollen Gegner zu meiner Secte gehören, es müßte sich denn mit ihnen, der in seiner Art einzige Fall ereignet haben, daß so viele Männer von Kopf und Herz noch keinen, jener edlern Liebe würdigen Gegenstand gefunden hätten. Ob aber eine solche Liebe zu großen Thaten entflammen könne, daran ist wohl nicht zu zweifeln,

weil edle Gefühle auch zu edlen Handlungen anfeuern.

Ich nahm bey dieser Bemerkung unsern schweigenden Tischgenossen geflißentlich ins Auge, und es freute mich sehr, in seinem Blicke Zufriedenheit über meine Rede zu lesen.

Nach Tisch kam er auf mich zu. Sie wollen — sagte er mit edler, bescheidner Würde — unser Vaterland besuchen? Ich erwiederte ihm mit Offenheit — denn der Mann zog mich in seinem ganzen Wesen an — daß mich mein Schicksal hiezu bestimmt hätte, und daß ich entschlossen sei, in französische Kriegsdienste zu treten.

Ihr Schicksal? versetzte er, mich fixirend.

Ja — die Strapatzen und die Gefahren des Kriegs werden mich zerstreuen, oder mich dahin bringen, wo ich keiner Zerstreuung mehr bedarf.

Bei diesen, Worten ergriff er meine Hand, drückte sie schweigend, und verließ mich. Ich bemerkte, daß er mit dem Ambassadeur alleine sprach, dann kam er wieder, nahm mich auf die Seite und sagte: Ueberlegen Sie, mein Herr, noch einmal Ihren entschluß reiflich, und auf den Fall, wenn er der nemliche bleibt, biete ich Ihnen eine Officiersstelle

bei meiner Division an. Das Uebrige wird der Herr Ambassadeur besorgen.

Mein Entschluß war schon gefaßt — erwiederte ich. Ihre Bekanntschaft, Herr General, und Ihr unerwartetes, gütiges Anerbieten haben ihn befestigt.

So ward ich nun Soldat und Officier. Der General faßte täglich mehr Zutrauen zu mir. Er machte mich zu seinem Adjudanten, und gab mir selbst alle mögliche Anleitung in meinem neuen Stande, in welchem mir vorzüglich meine mathematischen Kenntniße gute Dienste thaten.

Nach und nach schloßen sich unsere Herzen mehr und mehr gegen einander auf. Derville — so hieß der General — theilte mir endlich seine Lebensgeschichte, ich ihm die meinige mit. Ich muß dir die erstere erzehlen, denn sie wirkte wesentlich auf meine Gemüthsstimmung.

Derville, ein Kaufmannssohn aus Lyon, gieng, nachdem er eine sehr gute, und man kann sagen, gelehrte Erziehung genossen, und die Handlung erlernt hatte, als Commis eines ansehnlichen Handelshauses nach Paris. Die Revolution war eben im Ausbruche. Sein

Prinzipal, von Geburt ein Deutscher, Namens Meyerfeld, zog. von der Zeit dieser Crisis an, sich nach und nach mehr ein, und lebte zuletzt bloß mit seiner einzigen Tochter und Derville; alle übrige Handlungsdiener wurden verabschiedet. Derville liebte Sophien, die Tochter des Kaufmanns, sie ihn. Der Vater sah mit Wohlgefallen ihre Liebe, und versprach seine Einwilligung zu ihrer Verbindung, sobald die Zeiten ruhiger würden. Robespierre kam zur grausamen Alleinherrschaft. Meyerfeldt, als ein reicher Particulier und ein Deutscher, wurde zu einem von den Schlachtopfern ausersehen, die man den Tod der Guillotine sterben ließ, um sich ihres Vermögens bemächtigen zu können.

Die ruhige Familie wird eines Abends überfallen, der alte Meyerfeldt ergriffen, um ins Gefängniß geführt zu werden. Sophie erbebt vor dem Gedanken des Todes, der ihrem Vater droht. Ihr empörtes Herz bricht in Verwünschungen über den Tyrann und die revolutionäre Regierung aus. Vergebens fleht sie Derville an, zu schweigen. Auch sie wird ergriffen und mit dem Vater fortgeschleppt. Weg sind auf einmal die Personen, welche Derville die theuersten auf der Welt waren — er steht

allein — und fragt sich, ob er träume, oder wache? — Endlich eilt er aus dem Hause zu Meyerfeldts Freunden, Rath und Hülfe bei ihnen zu suchen. — Ueberall Entsetzen nnd Theilnahme — nirgends Trost — überall das schreckliche Urtheil — „ sie sind verloren." Verzweiflungsvoll kehrt er in seine Wohnung zurück, und findet sie schon von Schreckensmännern besetzt, die alles versiegeln, und rauben, wo sie können. — Jetzt wird auch ihm das Urtheil zur Gewißheit: „ sie sind verloren!" Doch hat er Muth, sich den Räubern, als Commis des Gefangenen, darzustellen. Sie weisen ihm ein Zimmer zum Verhaftsorte an. Zwei Tage nachher wird er vor Gericht geführt. Man zeigt ihm Briefe, welche Meyerfeld geschrieben, und nach denen er mehrern Ausgewanderten große Summen ins Ausland übermacht haben soll. Derville kann nicht leugnen, daß der Fertiger dieser Briefe, seines Prinzipalen Handschrift äußerst ähnlich nachgeahmt habe, indessen betheuerte er laut und öffentlich: diese Briefe seyen nicht von Meyerfeldt geschrieben, sein Wohlthäter sey unschuldig. Er spricht mit allem Feuer der Angst und der Liebe für die beiden Unglücklichen. Ihr Tod ist beschloßen,

seine Vertheidigung fruchtlos. Es gelingt ihm, Sophien, vor der Vollziehung des Urtheils, wenige Augenblicke zu sprechen. Sie reicht ihm freudig die Hand — „Derville, sagt sie — man bot mir das Leben an, aber um einen Preiß, den ich verabscheue. Ich sterbe mit meinem Vater, unentweiht und bis in den Tod dich liebend, bin ich nicht bei allem Unglücke noch zu beneiden? Nur einen Wunsch, nur Eine Bitte an dich — es ist die letzte — versage sie mir nicht. Fliehe, so bald du kannst, aus Paris" — Ehe noch Derville zu antworten im Stande war, trennte der Kerkermeister die Liebenden. Er sah Sophien auf dem Blutgerüste sterben. Bleich, aber in stiller Größe, betrat sie es. Sie schien ihn mit einem liebevollen Blicke noch einmal unter dem Haufen zu suchen — Er sank sinnlos zu Boden. Als er wieder erwachte, war sie nicht mehr.

Jetzt erfüllte er Sophiens Bitte, Paris zu verlaßen, aber er eilte zur Armee mit der süßen Hoffuung, durch einen baldigen Tod, der, wie er glaubte, aus tausend Schlünden hier auf ihn wartete, mit Sophien und ihrem Vater wieder vereiniget zu werden. Wo sich Gefahr zeigte, war Derville. Tausende sei-

ner Kriegsgefährten fielen um ihn her — nur seiner schonte der Tod. Endlich milderte die Zeit seine Verzweiflung. Seine Herzhaftigkeit wie seine Application im Dienste, führten ihn von einer militairischen Stufe zur andern. So ward er General. Aber die Zeit, die seine Verzweiflung gemildert, das Schicksal ihn bis zu diesem Posten erhoben hatte, konnten das Andenken an Sophien und an ihr grausames Loos in seiner Seele nicht verlöschen. — So verlebte er, in sich gekehrt, nur mit wenigen Menschen seine Tage, und nur ich war es, dem sich sein Herz ganz aufschloß. —

Sein Umgang, seine Geschichte, verbunden mit meinen traurigen und bittern Erfahrungen tilgten ebenfalls in mir die Liebe zum Leben aus; selbst der Gedanke an den Schmerz meiner Mutter, wenn sie ihren einzigen Sohn verlöre, rührte mich nur noch oberflächlich.

Ich suchte an der Seite meines Freundes den Tod auf, wo wir ihn zu finden glaubten. Er floh uns beide. Durch Derville's Anweisungen und meine Lebensverachtung ward ich bald Capitain.

Einmal giengen wir des Abends an einem kleinen mit Erlen besetzten Bache spatzieren.

Die Luft war drückend heiß. — die Kühle des Bachs erquickte uns. Wir kamen an ein Plätzchen, das für uns angelegt zu seyn schien — Der Bach rieselte hier über Steine; die Erlen schloßen im Zirkel den schönsten mit Blummen übersäten Rasen ein. Grünende Hecken füllten den niedern Zwischenraum der Bäume aus.

Die Anmuth dieses Plätzchens, dessen Stille mit dem fernen Geräusche unserer Truppen einen ganz eigenen Contrast machte, lud uns ein, hier auszuruhen. Es war beschloßen, mit Tagesanbruch den Feind auf allen Punkten anzugreifen. Wir sprachen über das bisherige Glück unserer Waffen, über den Erfolg, den dieser neue Angriff haben würde, über die tausendfachen Gefahren, die uns erwarteten. Torstendahl! sagte endlich Derville, du weißt, ich scheue den Tod nicht, aber verstümmelt mit diesem, noch immer blutenden Herzen, Jahre lang, hinzuschmachten, wäre das Schrecklichste, was mich noch treffen könnte. Die Möglichkeit, dieses Schicksal noch zu erleben, machte mich alleine manchmal auf einen Augenblick zittern — doch nein — so grausam wird das Schicksal nicht seyn! Ein plötzlicher Tod wird mich einmal an der Spitze meiner braven

Waffenbrüder wegraffen, vielleicht Morgen — o Torstendahl! wenn der kommende Morgen mich mit Sophien wiedier vereinigte!

Dann, sagte ich, dann wird ja auch für mich noch eine feindliche Kugel übrig seyn, denn was sollte mir Einsamen dieß Leben ohne dich.

Derville umarmte mich, ich ihn. Wir schwuren uns aufs neue ewige unzertrennliche Freundschaft zu.

Das Schicksal erfüllte den andern Morgen Derville's Wunsch. Eine Kugel tödete ihn an meiner Seite. Ich hoffte es würde nun auch meinen Wunsch erfüllen, und stürmte mit meinen Leuten in den Feind. Es war ein heißer Tag. Tausende bedeckten das Schlachtfeld, aber meinen Wunsch erfüllte das Schicksal nicht. Ich suchte, als wir von der Verfolgung des Feindes zurückkamen, meinen erblaßten Freund auf. Einige unserer Leute hatten ihn schon vom Blute gereinigt, und einstweilen in den Schatten eines Gebüsches auf schönen Rasen gelegt. Seine Brust war von einer Kugel durchbohrt. Der Tod hatte sein Gesicht nicht entstellt; er schien zu schlummern und

mir mit seinem lächelnden Zug um den Mund, zu sagen: „Ich war glücklicher als du.“

Derville ward von seinen Leuten bedauert wie ein Vater; ihm floß aus manchen Auge eine Thräne, das vielleicht damals zum erstenmale Thränen dieser Art vergoß. Wir flochten eine Tragbahre von grünen Reisern und begruben ihn, auf meine Veranlaßung, an dem schönen Orte, an welchem wir uns des Abends vorher noch so traulich neben einander gelagert hatten, und er seinen bevorstehenden Tod ahnete. Der Vollmond goß in der stillen Nacht sein glänzendes Licht über die ganze schweigende Gegend aus, und drang auch durch die Erlenäste, die ein frischer Abendwind hin und her wog, in die Dunkelheit dieses Plätzchens. Leiser rauschte der Bach, in welchem das Bild des Mondes sanft mit seinen Wellen hinfloß. Wenige trugen und begleiteten meinen erblaßten Freund. Wir hatten gerade so viel Raum, einen Kreis um sein Grab zu schließen. Ich warf die erste Schaufel Erde auf seinen Sarg, die übrigen thaten ein gleiches. Als der Grabhügel vollendet war, entfernten sich die übrigen; ich blieb, warf mich auf das Grab meines Freundes und weihte seine Decke mit meinen Thränen ein. —

Des andern Morgens brachen wir aus dieser Gegend auf, und seitdem bin ich nicht mehr dahin gekommen. Ich war nun allein — ohne Freund, ohne Vertrauten; auch diese Stütze meiner geheimen Leiden war mir entrissen. Dieß gab meinem Herzen eine Bitterkeit, die es, ohne die sorgfältigste Wachsamkeit, hätte grausam machen können. Wir rückten immer weiter in Deutschland vor, Schlagen und Siegen war eins. Endlich ward auch ich schwer verwundet. Zwei meiner Leute schleppten mich aus dem Schlachtfelde, und trugen mich, nachdem sie mich einstweilen so gut als möglich verbunden hatten, nach einem Hirtenhause, das sie in der Ferne dieser Ebene erblickten. Sie hofften hier eine, wenn auch nur schlechte, Lagerstätte für mich zu finden, bis der herbeigerufene Wundarzt und ein Wagen, um mich weiter zu transportiren, ankäme, allein sie täuschten sich. Das Häuschen war zusammengeschossen, und nirgends eiue Ruhestätte für mich. Sie setzten mich endlich auf den Rest eines Heerdes, und einer von ihnen diente mir zur Lehne. Der Gaumen klebte mir vor Durst am Munde. Ich bat die Hirtin, die wir unter den Trümmern ihrer ehemaligen Woh-

nung antrafen — um einen Trunk Wasser. Lieber Gott! erwiederte sie, mitleidig mich anblickend, ich kann euch keinen geben, der Brunnen ist verschüttet und weit und breit umher keine Quelle, doch wartet. — Als eure bösen Leute uns alles genommen, und meinen alten kranken Mann noch überdieß auf den Tod geschlagen hatten, bat mich der arme Mann, da draußen auf dem dürren Rasen liegend, auch um einen Trunk Wasser. Unsere Kuh war fort, der Brunnen verwüstet. Ich wußte meines Jammers kein Ende und wollte verzweifeln; da hört ich auf einmal meine Ziege, an die ich gar nicht mehr gedacht. Ich gieng dem Laute nach und sah, daß sie sich unter dem zerfallenen Gemäuer versteckt hatte. Das gute Thier! Sobald es mich erblickte, stellte es sich zum Melken — ich nahm die Milch und lief voll Freude zu meinem Mann, aber — er war unterdessen verschmachtet. Gleich darauf kam wieder ein Haufe von euren Leuten und nahm mir auch die Ziege. — Ihre Stimme stockte, sie gieng fort und kam mit dem Scherben einer Schüßel zurück, worinnen Milch war. Da — sagte sie — trinkt Ihr nun die Milch, Gott hat sie Euch beschieden.

Ich hatte manchem Unfuge gesteuert, war gewohnt, Spuren verübter Gewaltthaten anzutreffen, aber wie die muthwillige Mißhandlung dieser armen Leute, und die schöne That des unglücklichen Weibes, die einem Anführer, der Mörder ihres Mannes den ganzen Rest ihrer Nahrung so menschenfreundlich anbot — wie ihre ganze Rede und besonders die Worte: „Gott hat sie Euch beschieden" auf mich wirkten, kann ich dir nicht beschreiben — Es war zu viel für den gegenwärtigen Augenblick. Ich vergaß Durst und Trunk und sank kraftlos zurück.

Nach und nach erhohlte ich mich wieder etwas. Ich trank die Milch und hatte Mühe, daß das gute Weib annahm, was ich ihr geben ließ, denn ich selbst war nicht im Stande, mich zu bewegen. Endlich kam der Wundarzt und der Wagen. Wir mußten eine Tagreise zurück machen. So schwach mein Kopf von seiner Wunde und der Verblutung, und so schmerzlich mir das Fahren war, erhielt ich doch nach und nach so viel Kraft, über meine bisherigen Schicksale und der Scene im Hirtenhause nachzudenken: „Trinkt nun Ihr die Milch, Gott hat sie Euch beschieden." Diese

Worte standen vor meiner Seele. Wunderbare Verschlingungen! — sagte ich zu mir selbst — eine höhere Hand flicht euch. Ohne den Tod des armen Mannes wäre mir der Labetrunk nicht zu Theil geworden, wäre ich vielleicht jetzt unterwegs verschmachtet! Der Gedanke an die mildthätige Hirtin weckte die Erinnerung an meine Mutter auf. Ich sah sie im Bilde, wie sie sich über meine Abwesenheit härmt, wie sie, unter Thränen, den aufsteigenden Vorwurf nicht unterdrücken kann: daß ich ein Leben, welches sie mit so vielen schlaflosen Nächten, mit solcher unermüdeter Sorgfalt gepflegt und erhalten, ein Leben, das für sie immer von so hohem Werthe war, gering genug achte, um es in der Ferne jeden Augenblick aufs Spiel zu setzen, und ihr, auf ihrem einsamen Wege zum Grabe, von mir nichts als die bittre Wahrheit übrig zu laßen: Er verließ mich und warf sich dem Tod in die Arme — weil er das Mädchen, das er liebte, und die, welche ihn verschmähte, nicht erhielt.

Diese und ähnliche Betrachtungen reihten sich an einander, und erzeugten in mir den vesten Entschluß: wenn, und, sobald ich wie-

der hergestellt seyn sollte, in mein Vaterland zurückzukehren.

Endlich mit anbrechender Nacht langten wir in einem Dorfe an, und hielten vor einem Gebäude still, das ich für ein Amthaus ansah. — Ein älterer und jüngerer Mann erschienen mit Lichtern in der Hand — Ich richtete meinen matten Blick auf sie, und erkannte in dem ältern: Rosenthal, Carolinens Vater — Gott! — rief ich — ists möglich! — Rosenthal fixirte mich, über meinen Ausruf verwundert. Er erkannte mich in meiner mit Blute bedeckten Uniform und als Soldat nicht. Muß ich so von Ihrer Einladung Gebrauch machen? treflicher Mann! Wer hätte uns das gesagt als wir in München uns trennten! —

Du kannst dir Rosenthals Erstaunen vorstellen, in dem, ihm zur Verpflegung angekündigten, schwer verwundeten Officier mich zu entdecken. Man trug mich halb sinnlos auf ein Zimmer Caroline trat herein. Ihr Vater nannte mich, gerade in diesem Augenblicke, bei meinem Namen. Mein Name und ein Blick auf mich, der ich noch im blutigen Anzuge auf dem Bette lag, stürzte sie zu Boden — Der Wundarzt

eilte ihr zu Hülfe, brachte sie fort, und bat alsdann, mich mit ihm allein zu laßen.

Ich fand in diesem Hause väterliche Verpflegung. Der junge Mann, den ich bei meiner Ankunft gesehen hatte, war Carolinens Ehegatte, sie schon Mutter eines Säuglings. Ihre Schöheit war verblicht. Das Feuer ihres Auges im Verglimmen. Ich bemerkte, daß sie ängstlich wurde, sobald sie, mit mir allein zu seyn, besorgte. Ich vermied daher jede Unterredung mit ihr, wobei nicht ihr Vater oder ihr Ehegatte zugegen war. Der junge Mann, den sie gewählt hat, besitzt eine glückliche Bildung, ist schön gebaut, zeigt viele Annehmlichkeiten für den gesellschaftlichen Umgang — weiter kann und will ich ihn nicht beurtheilen.

Als ich, nach einigen Wochen, auf dem Wege der Genesung war, erhielt ich Briefe aus Stockholm. Meine Mutter meldete mir Wallärs und Biörna's Tod, erneuerte ihre Bitten, nun zurückzukehren um so dringender, als sie eine Zeit her beständig kränkelt. Ich hielt um meinen Abschied an. Meine empfangenen Wunden waren der Grund, worauf ich meine Bitte stützte. Man entließ mich ungern,

und wies mir, zum Zeichen der Zufriedenheit mit meinen geleisteten Diensten, eine Pension an.

Die Wunden meines Körpers sind vernarbt, aber mein Herz empfieng neue in dem Augenblicke, da jene heilten. Ich sah lange, daß dem alten Rosenthal etwas auf dem Herzen drückte, daß ihm oft war, als müßte er es heraussagen. Der Zufall wollte, daß sein Schwiegersohn am Morgen meiner Abreise in Geschäften abwesend seyn mußte — Ich war also mit Vater und Tochter allein. Wir weinten zusammen, da des Amtmanns Chaise, die mich nach der nächsten Station bringen sollte, vorfuhr.

Ich umarmte den alten treflichen Mann — Leben Sie wohl, mein zweiter Vater! sagte ich — diese Umarmung sei Ihnen ein Unterpfand meiner grenzenlosen Dankbarkeit.

O Torstendahl! — erwiederte er, mich heißer an seine Brust drückend — o Torstendahl! warum kamen Sie nicht auf meine Einladung? — warum wurden nicht S i e mein Schwiegersohn? — o meine Tochter! warum wähltest du i h n nicht? du wärst jetzt glücklicher, und ich es durch dich und ihn. —

Um Gotteswillen, Vater! schweigen Sie — fiel ihm Caroline mit einer Art von Schauer in seine Rede. Eine Fluth von Thränen stürzte sich, wie ein lang zurückgehaltener Strom, aus ihren Augen. —

Gott! rief ich, so war mir auch d i e ß noch vorbehalten — Dort that ein Mädchen auf mich Verzicht, um ihren Vater nicht unglücklich, hier wies mich ein anderes zurück, um sich und ihren Vater elend zu machen! —

Mein Herz war zerrißen von der Grausamkeit meines Schicksals. Ich umarmte, in einer Art von Verirrung, Vater und Tochter, und stürzte mich in die Chaise.

Ich zog auf meiner Reise Erkundigungen von dir ein, lieber Hattersdorf! Ich hörte von deinem glücklichen Loose — Ich beschloß dich aufzusuchen, und im Sonnenschein deines Glücks, mein Herz wieder zu erwärmen.

Sie! so bin ich nun an deiner Seite — aber nur wenige Tage kann ich es seyn. Ich eile nach Stockholm, in die Arme meiner Mutter, an die Seite meiner Julie. Wallärs versiegeltes Packet erwartet mich. Es wird mir die Ursache jenes Verzichts enträthseln, den ich auf Julien thun mußte, und der mich in diese

Labyrinthe von Erfahrungen, Leiden und Gram führte — Zwar ist Julie Wittwe und Mutter eines Kindes von Biörna. — Sie kann, nach meinem Gefühle und nach meinen Grundsätzen, meine Gattin nicht mehr werden, aber ich will der innigste ihrer Freunde, ich will der Vater ihres Kindes seyn. Indem ich meiner Mutter und Juliens Thränen trockne, werden die meinigen versiegen. Indeß ich diese Lieben glücklich mache, werde ich vergeßen, daß auch mein Herz gerechte Ansprüche hatte, ein glücklicher Vater und Gatte zu werden. —

Es war tief in der Nacht, als Torstendahl, mit Thränen im Auge, und mich innig umarmend, seine Erzählung schloß. Noch habe ich keine Nachrichten von ihm aus Stockholm. —

Kayser.

Die Fischerhütte.

Anlagen und Ausbildung hatten sich bei Ernst Linden vereinigt um ihm die gerechtesten Aussichten auf eine glänzende Rolle zu verschaffen. Zwanzig Jahre alt, hatte er eine große Summe von Kenntnissen sich eigen gemacht, und noch überdieß jene angenehmen Wissenschaften nicht vernachläsiget, welche so gewöhnlich dem gelehrten Mann erst Eingang bei Größern verschaffen müßen. Eine sehr einnehmende Figur, eine reizende Freimüthigkeit ohne Unbescheidenheit oder unzeitige Demuth, eine äußerst gefällige Art, sich vorzuführen, ohne Zudringlichkeit, unterschieden ihn vortheilhaft vor allen jungen Männern; und sein Glück schien gemacht, als der Fürst ihn im ersten Jahr seiner Rückkehr von der hohen Schule zum Secretär ernannte.

Linden hatte vielleicht nur Einen Fehler, der sonst bei Hofe leicht Verzeihung erhält, und sogar zur Stufe wird, um weiter aufwärts zu steigen; der aber dort dem Bürgerlichen nie vergeben wird. Er besaß eine größere

Dosis Ehrgeiz, als nöthig ist, um in der Welt Schritt vor Schritt weiter zu gehn.

Bei dem Antritt seiner neuen Stelle, um die ihn viele heimlich beneideten, hatte er sich in der Stille das Wort gegeben, nicht auf dem halben Wege stehen zu bleiben. Er kannte keine andere Mittel, sich schnell und sicher zu heben, als Verdienst. Hierunter verstund er nicht das finster, sauersehende Verdienst, das allenthalben knurrt, allenthalben grinzt, allenthalben verkennt zu werden glaubt; und entweder durch Arroganz beleidigt, oder sich in das Schnekenhaus seines Dünkels oder Gefühls zurückzieht, und sodann übersehen und vergessen wird. Er war vernünftig genug, einzusehen, daß es ihm nützlich sei, gekannt und geachtet zu werden; daß Benützung kleiner Umstände und Verhältnisse, kluges Zurücktreten oder Hervorstehen, und was dahin gehört, mit zu den wirksamsten Nebenmitteln gehöre. Hingegen lagen unendlich viele Triebfedern, welche den Lasterhaften oder Dummkopf emporbringen, außer dem Kreise, über welchen er gebieten konnte.

Linden war im fünf und zwanzigsten Jahre schon in einem sehr ehrenvollen Posten und man

sagte sich in's Ohr, daß er der erste dreißigjährige Geheimerath des Landes seyn werde. Jedermann ehrte ihn; denn diese fünf Jahre hatte er ganz gelebt, und Lasten von Geschäften mit einer Leichtigkeit zurückgewälzt, die seinem Talent und seiner unermüdlichen Arbeitsamkeit gleich sehr zur Ehre gereichte.

Mitten in dieser ehrenvollen Laufbahn warf ihn ein Ohngefähr nieder. Da seine Geschichte eigentlich nicht hieher gehört, so begnügen wir uns, mit einigen Worten den Vorgang zu skizziren.

Durch den Tod eines Vetters war dem Fürsten beträchtliches Land zugefallen. Dieses wurde nun der fürstlichen Regierung unterworfen, und die Glieder der vorigen Regierung, die dadurch außer Thätigkeit gekommen seyn würden, als Räthe beigezogen. Der Vicepräsident von Hohenthal kam in eben dieser Eigenschaft in die Residenz; seine Tochter, Julie, zog aller Augen auf sich; nach wenigen Monaten war Linden ihr und ihres Vaters Liebling, und schon hatte Julie ihn durch Erklärung, um welche, seiner Ueberzeugung nach, nur weibliche Bescheidenheit noch einen Schleier warf, zum glücklichsten Manne gemacht.

Der Fürst kam von einer Reise zurück, und sah Julien. Dieser Augenblick machte ihn vergessen, was er seiner Würde, seiner braven Gemahlin, und dem Beispiel, das er seinem schon achtzehnjährigen Erbprinzen geben sollte, schuldig sei. Er wählte Linden, um Julien von seiner Neigung zu benachrichtigen. Mit anständiger Freimüthigkeit suchte ihn dieser, für den eine solche Entdeckung schrecklich war, von solchen Ideen zurückzubringen, aber vergebens. Als endlich Linden den Auftrag ausschlug, mußte er dem erzürnten Fürsten Verschwiegenheit geloben, und wurde ganz kalt entlassen.

So dunkel diese Aussichten waren: so beruhigte sich Linden mit der Ueberzeugung, daß Julie alle Anträge der Art mit Verachtung abweisen, und vielleicht für ihn alles noch gut gehen würde. Einige Tage widerrieth ihm die Klugheit, Julien zu sehen, und unmittelbar darauf wurde er nach Wien geschickt, um eine Angelegenheit zu berichtigen. In zwey Monaten war sie ehrenvoll geendiget; er kehrte zurück, und fand Julien als declarirte Maitresse des Fürsten.

Der Schlag war hart; inzwischen lernte Linden bald sie verachten. Sich selbst wiedergegeben, kehrte er zu seinen Geschäften zurück, und vergas in rühmlichen Anstrengungen den fehlgeschlagenen Plan seines Herzens.

Itzt begann Julie, von dem Fürsten und dem größten Theil des Hofgesindes unterstützt, die Gemahlin des Fürsten beinahe öffentlich zu kränken. Jemehr diese Edelmuth und Nachgiebigkeit zeigte, desto zudringlicher wurde ihre Gegnerinn. Endlich brach der Erbprinz, der seine Mutter innig verehrte, das Stillschweigen, und drohte der Buhlerinn in einer Gesellschaft, worin sie absichtlich die Fürstin beleidiget hatte, mit Ahndung. Sein Vater ließ ihn in Verhaft nehmen; der Geheimerath Groschlag sprach als Mann und Patriot, und erhielt seinen Abschied.

Unter den schmeichelhaftensten Aufforderungen ernennte der Fürst Linden zum Geheimenrath. Allein dieser lehnte die Stelle bescheiden ab; und erklärte zuletzt, da kein Weg mehr übrig war, der Zudringlichkeit des Fürsten auszuweichen, daß seine Grundsätze nicht gestatten, in eine Stelle einzutreten, welche sein Vorgänger durch Rechtschaffenheit verwirkt habe.

Dieses war hinreichend, um ihm einige Tage nachher die Dimission zn verschaffen. Und so schloß sich eine Laufbahn, die glänzend eröfnet, und noch glänzender durchgeführt worden war, mit unerwarteter Eile.

Groschlag hatte schon vorher Lindens Verdienste geehrt; dieser Zug erfüllte ihn mit Hochachtung für ihn. Er war sehr reich und begütert, und wußte, daß Lindens Vermögens-Umstände mittelmäßig waren. Von seinem Guth, Oberhausen, wohin er sich zurückgezoge n hatte, schrieb er an Linden, und bat ihn, als sein Freund mit ihm die Freuden der ländlichen Einsamkeit und seiner Studien zn theilen. Linden nahm die Einladung an; und da bald darauf Groschlags Beamter starb, so erzwang er von seinem Freunde diese Stelle für sich.

In wenigen Monaten hatte er sich seine neuen Geschäfte so eigen gemacht, daß er für einen Landbeamten gebohren schien. Kurz nachher verheirathete er sich mit der Tochter eines benachbarten Geistlichen, der ihr Vater eine vortrefliche Erziehung, und, was bei Geistlichen noch seltner ist, groẞes Vermögen hinterlassen hatte. Er lebte nun glücklicher, als er in irgend einer andern Laufbahn gelebt haben würde,

und genoß die reinsten häuslichen Freuden in dem Umgang mit seiner vortreflichen Luise, und in der Bildung seiner kleinen Henriette, bey welcher frühzeitig die Talente des Vaters und die Reize der Mutter sich entwickelten.

Wir eilen über einen Zeitraum von siebenzehn Jahren hinweg, in welchen Linden sein eigenes Glück ununterbrochen genoß, und rings um sich her Glückliche zu machen bemüht war. In diesem Zeitpunkt war der älteste Sohn des Barons Albert von Groschlag, eines Bruders seines Freundes, der den dritten Theil an Oberhausen, und einen eigenen Beamten daselbst hatte, von seinen Reisen zurückgekommen. Er vereinigte manche Vorzüge, die einzeln schon einen Edelmann auszeichnen, in sich. Der Ruf von Lindens Rechtschaffenheit und vortreflichem Benehmen veranlaßte ihn, die Bekanntschaft dieses seltenen Mannes zu suchen. In den ersten Stunden schon war er mit Hochachtung für ihn erfüllt. Aber eine Stunde später, als Henriette von ihrem Spaziergang zurückgekommen war, blieb in seinem Herzen nur eine Empfindung übrig, die heftigste Leidenschaft für ein Mädchen, das mit unbe-

greiflicher Schnelligkeit sich seines Herzens bemächtigt hatte.

Bei wiederholten Besuchen, welche der junge Baron in Lindens Hause machte, wuchs seine Leidenschaft zu einer außerordentlichen Stärke. Inzwischen hatte er noch nicht gewagt, oder noch nicht Gelegenheit gehabt, mit Henrietten über seine Liebe zu sprechen. Endlich traf er sie allein an, und jtzt entdeckte er ihr, mit liebenswürdiger Offenheit, seine ganze Seele. Henriette verhelte ihm nicht, daß unter allen Männern, welche sie kenne, er nach ihrem Urtheil der vorzüglichste sei, und daß sie seine Gefühle erwiedern würde, wenn nicht gerechte Besorgnisse wegen der Verschiedenheit ihres Standes ihr das Gesetz auferlegten, ihre Neigung zu bekämpfen. Diese Geradheit, und das Bewußtseyn, ihr werth zu seyn, entzückte den Baron. Er suchte alles auf, um Henriettens Gründe als unbedeutend darzustellen; und versicherte ihr, daß, wenn sie ihn nur ihrer Liebe würdig halte, er auf alle Vorzüge seines Standes und Vermögens Verzicht leisten, und nur ihr leben wolle.

Ueber Aeußerungen der Art bezeugte Henriette ein Mißfallen, das mehr aus ihrem

Vaterstand, als Herzen kam. Inzwischen war es doch dem Baron unmöglich, eine andere Erklärung von ihr zu erhalten, so sehr er nicht nur bei dieser, sondern auch bei andern Gelegenheiten, sich darum bemühte. Henriette hatte seine Aeußerungen ihren Eltern nicht verborgen. Der Vater hatte ihr mit freundschaftlichem Ernst angerathen, den Gedanken völlig zu unterdrücken, daß sie Groschlags Gattin werden könne. Sein Vater, hatte er ihr gesagt, ist ein für seinen Stand äußerst eingenommener Mann, der eine solche Verbindung nie zugeben würde; und ein ausdrückliches Familiengesetz berechtigt den Vater, die Majoratrechte dem ältern Sohne zu nehmen, und dem folgenden zuzuwenden, sobald jener eine unstandesmäßige Heirath eingeht. Du weißt selbst des jungen Barons Lage. Sein Bruder von der gegenwärtigen Frau ist sein Liebling, und mit Vergnügen würde er, besonders bei den vielen Bemühungen der gegenwärtigen Gattin für den jüngern Sohn, jenen aufopfern, wenn er es thun könnte. Der Baron würde also durch eine romanhafte Liebe zu dir unglücklich werden. Noch mehr: du kennest meine Verhältnisse mit dem Onkel des Barons. Ich

hoffe, du wirst nichts thun, was deinen Vater einer Undankbarkeit oder eines Mangels an Delicatesse anklagen könnte.

Henriettens Verstand konnte diese Gründe nicht mißbilligen, aber ihr Herz seufzte. Diesem kam die Mutter zu Hülfe, welche, bei ihren vielen Vorzügen, die Schwäche hatte, durch des Barons Absichten geschmeichelt zu seyn. Henriette bot alle ihre Kräfte auf, um den Lehren ihres Vaters zu gehorchen, als eine heftige Epidemie ihre Eltern niederwarf

Drei Wochen lang kämpfte sie mit wechselnder Hoffnung und Besorgniß, und ihre einzige Stütze war Fritz Groschlag, der mit dem Anbruch des Tages ins Haus kam, und erst mit der Nacht es wieder verließ. Er unterstützte sie mit Hülfe, mit Trost, und mit schmeichelnden Hoffnungen. Allein die Vorsehung entriß dem guten Mädchen innerhalb dreier Tagen ihre Eltern. Itzt war Groschlag ihr einziger Freund, und nur seine unerschöpflichen Bemühungen konnten verhindern, daß sie nicht das Opfer ihres Grams wurde.

Nach einigen Monaten erst wagte er es, mit ihr wieder von seiner Liebe zu reden.

Henriette gestund ihm geradezu, daß sie ohne ihn nicht würde leben können; daß sie aber weit eher sich aufopfern, als gegen den Willen seiner Eltern ihm ihre Hand geben würde. Der Baron hoffte, im Taumel seines Entzückens, die Einwilligung seines Vaters leicht zu erhalten; er machte sich selbst, und seiner Henriette dieses so wahrscheinlich, daß sanfte Röthe zum erstenmal wieder ihre liebenswürdige Wangen übergoß, und Fritz beim Abschied den ersten Kuß auf ihre schöne Lippen drückte.

Mit all' den angenehmen Gefühlen, welche Henriettens Gegenliebe ihm eingeflößt hatte, reißte er nach Wagenheim, wo sein Vater lebte. Diesem hatte das Gerücht schon etwas von dem Umgang seines Sohnes mit einer Beamtentochter gesagt; er dachte aber edel genug, um zu glauben, daß es bloß eine vorübergehende Neigung, und daß sein Sohn nicht fähig sei, einem bürgerlichen Mädchen ernsthafte Anträge zu machen.

Ganz erstaunt hörte er nun ein Geständniß, das Fritz unter den angenehmsten Wendungen, deren seine Erfindungskraft fähig war, ablegte.

Ist das dein Ernst, Fritz?

Ja, mein Vater! und ich hoffe von ihrem edeln Herzen, ich hoffe noch sicherer von ihren Empfindungen, wenn sie das vortrefliche Mädchen werden gesehen und gesprochen haben, daß sie meine Liebe billigen werden.

Du weißt unsre Familiengesetze wegen solchen Heirathen; nicht wahr?

Ich weiß, mein Vater, daß auf diesen Fall meine Existenz von ihnen abhängt. Was kann ich fürchten, da sie von einem so guten Vater abhängt?

Erspare dir so armselige Bestechungen. Ich sage dir, bei meiner Ehre, daß du mit meinem Willen das Mädchen nie heirathen wirst; daß ich deine Liebe verwerflich finde; daß ich, mit der Macht eines Vaters, euch trennen werde. Für Groschlag die Dirne eines Dorfbeamten? du wärest der erste, der so eine Familie entehrte, die mit Recht sich unter Deutschlands Stolz zählet.

Hören sie mich, mein Vater. Ich kenne den edlen Stolz, welchen meine Familie mir gestattet. Aber die vortrefliche Tochter eines einst allgemein verehrten Mannes wird nie etwas thun, was die edelste Familie demüthigen könnte. Ihre Geburt — —

Voll Zorns hieß ihn hier sein Vater schweigen, und wiederhohlte den Schwur, daß er nie Henriettens Gatte werden könne. Zugleich verbot er ihm bei schwerer Ahndung, nie wieder nach Oberhausen zu kommen.

Indem Henriette bald den gemeinschaftlichen Grabhügel ihrer Eltern mit Thränen benetzte, bald von da ihre Augen zu den süßen Hoffnungen ihrer Zukunft emporhob, läutete ein Jägerbursche an dem Hause, und verlangte sie zu sprechen. Er gab ihr ein Schreiben, von dem Baron Albert von Groschlag unterzeichnet, worinnen unter vielen beschimpfenden Vorwürfen, ihr mit Einsperrung gedroht wurde, wenn sie je wieder einen Schritt thun würde, um den Umgang mit seinem Sohn fortzusetzen. Ohnmächtig sank sie nach Durchlesung dieses Briefs nieder; und nachdem sie endlich mit Mühe wieder zu sich gebracht worden war, antwortete sie auf die edelste Art: daß es der Drohungen gegen sie nicht bedurft habe; daß schon die väterliche Verweigerung für sie hinlängliche Ursache seie, nicht mehr an den Baron zu denken.

Henriette verließ, nachdem das sogenannte Sterbhalbjahr, welches in einem Theil Frankens und Schwabens den Wittwen oder Kindern des

Beamten gegönnet wird, zu Ende war, ihr geliebtes Dorf, und zog zu einem Vetter in Hochhausen, dem sie die Verwaltung ihres Vermögens übertragen hatte. In dem Hause dieses Mannes, der Hofrath war, herrschte ein großer Ton, und ein Aufwand, der einen Mann von großem Vermögen ankündigte. Der Vetter selbst, Hellmuth, war ein jovialischer Mann, ganz von den Winken eines hübschen sehr lebendigen Weibchens abhängig, das Vergnügen wechselte, und des Spruchs wohl eingedenk war, daß jeder Tag seine eigene Plage habe.

Mitten in dieser kleinen Welt lebte Henriette ihrem Gram getreu. Sie vermied die größern Gesellschaften durchgängig; selbst die kleinen Familienzirkel besuchte sie nur, um ihren Verwandten gefällig zu seyn. Ihr Trost war, daß niemand von den Angelegenheiten ihres Herzens wußte, und daß dieses Geheimniß eine ihr allein vorbehaltene Unterhaltung war.

Achtzehn Monate hatte sie so zugebracht, und ihre Wunde schien völlig geheilt, als ein neuer Unfall sie betraf. Schon seit einigen Wochen hatte sie bemerkt, daß die gewöhnliche Fröhlichkeit des Hauses nachlasse, und dieses der

Krankheit eines Kindes zugeschrieben. Auf einmal stürzte ihre Base in ihr Zimmer; der Hofrath hatte sich entfernt, und es waren Commissarien gekommen, um die Siegel anzulegen. Henriette, so schrecklich ihr diese Nachricht wegen ihres eigenen Vermögens war, suchte sie zu beruhigen, weil es so schlimm noch nicht seyn werde. Allein bei der Untersuchung fand sich alles weit übler, als man dachte. Des Hofraths ganzes Vermögen bestund noch in sechstausend Gulden. Davon giengen viertausend Gulden Cassenrest; von dem übrigen sollte Henriettens Vermögen, das er verwaltet, und welches gegen zwanzigtausend Gulden betragen hatte, ersetzt werden.

Der Hofrath wurde in öffentlichen Blättern als treuloser Beamter vorgeladen, und sowohl seines Cassenrestes, als des von ihm verschwendeten Vermögens von seinem Mündel, Henriette Linden, Erwähnung gethan. Er erschien nicht. Itzt wurde alles verkauft; und Henriette war großmüthig genung, den Rest mit ihrer Base zu theilen. Auf diese Art erhielt sie nicht volle Eilfhundert Gulden für ihr Vermögen.

Mit ehrenvoller Resignation hatte sie beschlossen, Dienste bei irgend einer Herrschaft zu

suchen, als eines Abends ein junger Mann gemeldet wurde, der sie zu sprechen verlange. Wie groß war ihr Erstaunen, da Groschlag eintrat! Aber nicht der blühende junge Mann war es, dem sie einst ihre Liebe versichert hatte, Gram und fehlgeschlagene Hoffnungen hattin ihn beinahe unkenntlich gemacht.

Er stürzte zu Henriettens Füßen, die er umfaßte. So finde ich Sie doch wieder? rief er. Nur mir also war das Unglück ihres Vetters wohlthätig da es mir ihren Aufenthalt bekannt machte. O Jette, das hatte ich nicht um Sie verdient!

Das Mädchen las allzusehr auf der blassen Wange Groschlags, als daß sie ihre Entschlossenheit sogleich hätte sammeln können. Vergebens waren einige schwache Versuche, sich loszureissen; ihre Thränen floßen: ohne Widerstand schloß Groschlag sie in seine Arme. Itzt, rief er, sind wir ganz gleich, Henriette. Ich bin einem ungerechten Vater entsprungen; die erste Folge ist unfehlbar, daß nach dem längst angelegten Plan meiner Stiefmutter mein jüngerer Bruder den Besitz der Güter erhält. Gern überlasse ich diesen ihm; aber den Ihrigen, Henriette, soll niemand mir bestreiten. Mit

zweihundert Ducaten, meinem ganzen Vermögen, werfe ich mich in Ihre Arme; laßen Sie uns von der Arbeit unserer Hände leben, und die Wahrheit bestätigen, daß die Glückseligkeit des Menschen nicht auf Reichthümern beruhet.

Umsonst verwegerte Henriette ein Opfer, das mehr einer thörigten Leidenschaft, als der wahren Liebe, würdig schien. Unerschüttert blieb Groschlag auf dem Vorsatz, entweder sein Schicksal mit ihr zu theilen, oder sich in einem Winkel der Erde zu verbergen, und ihrem Andenken das aufzuopfern, um was er itzt ihrem Besitz zu erringen suche. Nach langem Kampfe ergab sie sich, und willigte ein, sich am folgenden Tage mit ihm trauen zu laßen, und alsdenn den Nachforschungen seiner Familie zu entfliehen.

Sie hatten wohlgethan, ihren Vorsatz zu beschleunigen. Auf dem Rückweg von der Kirche entdeckte Groschlag am Ende der Straße einen Bedienten seines Vaters, der zum Glück mit einem andern Gegenstand sich beschäftigte. Er ließ sogleich Postpferde kommen, und kam, nach einer Tagreise, mit seiner Gattin nach Regensburg. Auch hier glaubte er sich nicht sicher, und beschloß ins Oestreichische zu gehen. Henriette, die wohl einsah, daß ihr kleines Ca-

pital für Reisen der Art nicht ausreiche, drang darauf, künftig den Weg zu Fuß zu machen, und da endlich Groschlag ihrem Willen nachgeben mußte: so bat sie ihn, nur noch zwey Tage in Regensburg zu rasten. Am dritten Morgen überraschte sie ihren Gatten außerordentlich, da sie in einem ganz einfachen bürgerlichen Anzuge vor sein Bett trat. Auch in dieser Tracht war sie unendlich reizend. Groschlag entschloß sich mit Freuden zur Nachahmung; die vorige Kleidung, Geschmuck, Silber, und was dahin gehörte, wurden verkauft, und am nächsten Tage wandelten sie Hand in Hand glücklicher aus Regensburg, als sie in den Zeiten des Prunks jemals hätten hoffen können.

Indem sie längs der Donau ihren Weg fortsetzten, und sorgfältig alle Städte vermieden, überfiel sie, an einem schwülen Sommerabend, ein heftiges Gewitter. Der Donner rollte durch die fernen Gebirge hin; bald durch die nähern Wälder, so sehr sie eilten, konnten sie keinen Schutzort entdecken, bis zuletzt Groschlag, der auf einen Hügel gestiegen war, am Ufer der Donau eine Fischerhütte sah. Kaum hatten sie diese erreicht, als das Gewitter

heftig ausbrach, so daß das Dach der Hütte den Regengüssen kaum zu wiederstehen vermochte.

Der Besitzer dieses einsamen Häuschen war ein Greis von fünfundsiebenzig Jahren. Freundlich nahm er die Wanderer auf, die seine Neugierde leicht durch eine kleine Erzählung befriedigten. Als Groschlag sich wunderte, daß er so allein in hohem Alter diese Hütte bewohnte, sagte er ihm, daß sein Bäschen in die Stadt gegangen sei, um Fische zu verkaufen, und bald zurückkehren werde.

Habt ihr denn keine Kinder? fragte Henriette.

Freilich; einen Sohn habe ich. Sehn sie, die Fischerei da ist mein Eigenthum; und da habe ich mit einer Frau und fünf Kindern mich vierzig Jahr reichlich genährt. Am Ende nahm der liebe Gott sie alle zu sich bis auf einen Sohn. Der Junge hatte nie Lust, mein Wesen zu treiben; er lernte die Birbrauerei, und das ließ ich mir gefallen, weil ich dachte, sein zweiter oder dritter Bruder werde sich drauf nähren, wie ich. Aber das hat der liebe Gott anders gedacht.

Hier wischte sich der Greis eine Thräne ab, und fuhr fort: Itzt dringt mein Sohn, der in der Stadt, eine Stunde von hier wohnt,

drauf, daß ich mein Fischrecht verkaufen und zu ihm ziehen soll. Das thut mir weh; ich bin da gebohren, habe da gelebt, und hätte so gerne da sterben mögen.

Groschlag nahm seine Frau auf die Seite. Ich verstehe dich, sagte diese, eh er ein Wort sprach; ich bin herzlich zufrieden, was du thust.

Laßt das gut seyn, lieber Alter, sagte jetzt Groschlag; wenn ihr hier bleiben wollt, so kaufen wir euern Fischbezirk, und behalten euch bei uns. Ihr weißt uns an, und wir wollen euch, wie unsern Vater halten.

Der Greis faltete die Hände, und weinte vor Freuden. Das Bäschen kam bald darauf zurück; ein gutes Mädchen von einigen zwanzig Jahren, und meldete, daß morgen der Sohn mit einem Käufer kommen würde. Dieß geschah, und durch ein Mehrgebot von fünfzig Gulden erhielt Groschlag das Fischrecht samt Hütte um zweihundert Ducaten.

Seine erste Sorge war, diese etwas zu vergrößern, um einige Bequemlichkeit für sich und seine Gattin zu erhalten. Mit drei bis vierhundert Gulden waren noch drei artige Zimmerchen angebaut und die zwei Stübchen

der alten Hütte blieben dem Greis und seinem Bäschen überlaßen.

Von hier an lebte Groschlag und seine Gattin so glücklich, als der Tugendhafte leben kann, sobald seine Bedürfniße ihm keinen Kummer verursachen. Groschlag hatte den Familien-Nahmen seiner Gattin angenommen, um weniger verrathen werden zu können. Er überließ sich itzt dem Unterricht des Alten, der ein tüchtiger Fischer war; seine Gattin brachte gewöhnlich, in Begleitung des Bäschens, die Fische zur Stadt, und der Ertrag war so reichlich, daß keine Nahrungssorgen ihre Zukunft trübten. Ein kleines Capital, das ihnen noch übrig geblieben war, und acht bis neunhundert Gulden betrug, wurde auf Zinsen angelegt. Den Ertrag davon wendeten sie theils auf Bücher, theils auf Hausgeräthe, und nach fünf Jahren war ihr Häuschen recht artig eingerichtet.

Das sechste Jahr ihres glücklichen Lebens raubte ihnen ihren alten Freund, den sie als Vater geliebt und gepflegt hatten. Auf seinem Sterbebette hob er dankbar seine Hände empor, und bat Gott um Segen für seine geliebten Kinder, die ihm so viel Gutes gethan hatten. Ihre Thränen über seinen Verlust trockneten

sich durch die angenehme Entdeckung von Henriettens Schwangerschaft. Ein neues Feld öffnete sich jetzt ihrer Thätigkeit. Henriette gebahr eine Tochter, die mit der mütterlichsten Sorgfalt von ihr gepflegt wurde. In vier folgenden Jahren gab sie ihrem Mann noch drei Söhne; und nun waren die langen Wintertage kaum mehr für die Geschäfte zureichend, welche die guten Eltern mit ihren Kindern hatten.

Linden vermehrte jetzt seine Büchersammlung, um seine Kinder zu unterrichten, und Henriette half ihm treulich mitarbeiten. So wuchsen diese heran, und vergalten durch Gelehrigkeit und Folgsamkeit die Mühe, welche ihre Eltern auf sie wendeten.

Achtzehn Jahre hatte Linden und seine Frau in dieser glücklichen Einsamkeit gelebt, als Hennriette von einem heftigen Fieber überfallen wurde. Alle Sorgfalt ihres Gatten, und die Anwendung der kleinen Hausmittel, die immer im Vorrath waren, konnten nicht hindern, daß die Krankheit nicht mit jedem Tage gestiegen wäre. Linden lief nun in die Stadt, um einen Arzt zu rufen, und der Hofrath Reich, ein würdiger und gelehrter Mann, war

sogleich bereit, ihm beizustehen. Drei Wochen lang besuchte er täglich Henrietten, und seine Sorgfalt blieb nicht unbelohnt. Das Fieber wich, und sie fing an, sich wieder zu erholen.

Bei diesen Besuchen hatte Reich leicht entdecken müßen, daß dieses Ehepaar nicht in dem niedrigen Stande gebohren war, in welchem er es gefunden hatte. So sorgfältig Linden und seine Gattin alles vermieden hatten, was hierüber einigen Aufschluß geben konnte, so war ihre Sprache, ihr Benehmen, ihre Erziehung und selbst ihre nette, wenn gleich sparsame Einrichtüng so auszeichnend, daß kein Zweifel übrig bleiben konnte. Reich war inzwischen zu bescheiden, um ein Geheimniß erfahren zu wollen, daß man ihm nicht anbot; doch hatte ihn der Umgang mit dieser Familie so gefesselt, daß er, statt aller Belohnung, die er standhaft ausschlug, um die Erlaubniß bat, im Sommer öfters auf eine kalte Milch einkehren zu dürfen.

Dieses geschah nun beinahe jeden Tag; und jemehr sich der edle Character Reichs entwickelte, desto weniger hielt Linden und seine Frau für nöthig, sich zu verbergen. Bald war Reich

ihr inniger Freund, und nun blieb die Geschichte des Ehepaars kein Geheimniß mehr für ihn.

Dieser Umgang hatte fünf oder sechs Monate gedauert, als einst mit dem frühen Morgen Reich ganz hastig eintrat. Eine gute Nachricht, rief er statt des Grußes, oder wenn sie wollen eine böse Nachricht. Als Linden und seine Gattin erblaßten, und mit Zittern nähere Erklärung verlangten, zog er ein Zeitungsblatt aus der Tasche, in welches folgende Nachricht einzedruckt war:

Der Freiherr Albert von Groschlag wünscht, am Ziel seines Lebens, seinen Sohn, Friedrich von Groschlag, der sich vor neunzehn Jahren entfernt hat, oder, wenn dieser nicht mehr leben sollte, seine Gattin, eine gebohrne Linden, oder ihre Kinder, auszukundschaften. Tausend Ducaten sind denjenigen zugesichert, welche bestimmte Nachricht über diese werthen Personen zu geben vermögen.

Es ist unmöglich, die Gefühle zu schildern, welche sich bei Groschlag und seiner Gattin durchkreuzten. Endlich fieng jener an: diese Hütte, dieses selige Leben sollten wir verlassen,

um nach neunzehn Jahren, die wir entfernt von prächtigem Elend und den Martern der Etikette ganz uns gelebt haben, in jene eingeengde Verhältnisse wieder hineinzukriechen? Nimmermehr! sagte er mit Thränen, die ihm herabrollten, bei Gott, nimmermehr wollen wir dieses Glück gegen Elend vertauschen. Laß uns, liebe Jette, laß uns das, was wir besitzen, uns selbst zu verdanken haben, nicht der Barmherzigkeit hirnloser Vorfahren, die das unsinnige Gesetz gemacht haben, das dich für unfähig erklärte, meine Gattin zu seyn!

Henriette vermischte ihre Thränen mit den seinigen, und stimmte herzlich mit ein, die glückliche Stille ihres bisherigen Aufenthalts gegen jene Aufforderung nicht zu vertauschen. Die vernünftigen Gründe, welche Reich anführte, waren nicht vermögend, den Taumel zu zerstreuen in welchem sie sich befanden; und er mußte ihre Bitte willfahren, ihnen heilig zu betheuern, daß er an keinen Menschen ihr Geheimniß verrathen wolle.

Für Linden und seine Frau war inzwischen dieser Vorfall mehrmals ein Gegenstand zur Abend-Unterhaltung. Linden bejammerte, daß er seinen Vater, der wahrscheinlich jene öffentliche Anzeige im Gedränge unangenehmer Erfahrun-

gen gemacht habe, in seinen letzten Lebensjahren nicht unterstützen könne; und die weiche Seele seiner Gattin stimmte in seinen Kummer ein. Nach und nach erwachten Empfindungen, die von ihren Kindern hergenommen waren, in ihnen, und zuweilen schien die Wagschale für die Entdeckung zu sinken. Allein das Gefühl ihres gegenwärtigen Glücks, und die Ueberzeugung, daß dieses sich in keiner Lage vergrößern könne, war zu mächtig, als daß sie nicht am Ende ihrer Unterredung auf ihre vorigen Grundsätze zurückgekommen wären. Selbst in Ansehung ihrer Kinder beruhigten sie sich damit, daß sie ihnen auf diese Art gewiß eine dauerhaftere Glückseligkeit übergeben würden, als wenn sie ihnen einst Herrschaften und Reichthümer hinterliessen.

Unter diesen — darf man sagen, Täuschungen? vergiengen fünf bis sechs Wochen, innerhalb welcher Zeit sich die ersten Eindrücke milderten, die jene Entdeckung auf sie gemacht hatte. Einst war Nachmittags Linden mit seinem ältern Sohne, Ernst, der nun bald 13 Jahre hatte, zur Arbeit gegangen. Henriette saß auf der Bank vor der Fischerhütte deren Rücklehne aus sechs dicht aneinander gepflanzten Linden bestund. Neben ihr beschäf-

tigte sich ihre Luise, an einem Netze zu stricken. Die beede kleinern Jungen spielten um die Mutter her. Der Doktor kommt, der Doktor! schrie auf einmal der kleine Eduard, der den Doktor Reich, welcher schon einige Wochen ausgeblieben und als Hausfreund besonders den Kleinen sehr werth war, in der Entfernung erblickte. Die Mutter sah sich um; es gieng noch ein Mann in einem schlichten, grauen Ueberrock und im runden Huthe mit ihm. Henriette empfieng ihren Freund sehr liebreich, und den Fremden mit einiger Verlegenheit, bis der Doktor ihr sagte, daß es seiner Mutter Bruder sei, der einen Spaziergang mit ihm gemacht, welchen er zufällig hieher geleitet habe.

Während Henriette die kalte Milch besorgte, hiengen die Jungen arglos bald an dem Doktor, bald an dem Fremden, und fragten nach ihrer Gewohnheit aus. Bei der Zurückkunft der Mutter wurde die Unterhaltung allgemeiner, und der Abend übereilte sie in Gesprächen. Nun erblickten die Jungen ihren Vater, dem sie entgegeneilten, und erzählten, daß der Doktor und ein fremder Mann gekommen seien, und Milch und Kornbrod gegessen haben, und noch bei der Mutter sitzen, und Geschichten erzählen, und daß sie vorausgesprungen seien,

dem Vater das alles zu sagen. Mit ihnen beschäftigt, näherte sich Linden seiner Hütte; der Doktor stund auf, ihm entgegen zu gehn, der Fremde erhob sich, breitete die Arme aus und sank mit den Worten: o mein Sohn! zurück.

Henriette, Linden, der Doktor sprangen zu, den alten Groschlag zu halten. Dieser schloß seinen Sohn erst in seine Arme, und öffnete sie nur, um seine, wie er sie nannte, liebe Tochter, zu umpfangen. Nun küßte er seine Enkel eines nach dem andern, und ihr lauter Jubel nennte ihn Großvater.

Schon nahte die Nacht, und noch dauerte die Betäubung Lindens und seiner Frau fort. Endlich suchte Reich alles ins Geleis zu bringen; er bat den Baron, mit ihm zurückzukehren, und den folgenden Tag das Nöthige zu verabreden. Allein dieser beharrte darauf, in der Hütte zu übernachten. Bis morgen, sagte er, werden wir uns allenthalben Erläuterungen geben; jetzt bedarf ich eines Lagers, um mich zu erholen.

Henriette verschafte ihm dieses, und er legte sich sogleich nieder. Diesen Zeitpunkt benutzte Doktor Reich, um dem jungen Groschlag und seiner Gattin die Geschichte dieser Erscheinung zu erzählen.

Es ist, begann er, ein Wagestück von meiner eigenen Erfindung, daß sie hier ihren Vater und Schwiegervater sehen. Was auch ihre Herzensergiessungen über jene öffentliche Auffor- derung seyn mochten; so konnte ich, mit kal- tem Gehirne, leicht einsehen, daß in ruhigen Augenblicken die Pflichten, die Sie, Herr von Groschlag ihrem Vater, ihrer Familie, ihrer Gattin und ihren Kindern schuldig sind, über alle jene süßen Träumerein sigen mußten. Nur fürchtete ich dabei, daß etwa diese ruhigen Augenblicke zu spät kommen könnten; und des- wegen entschloß ich mich, ohne ihr Wißen, eine kleine Reise zu ihrem Beßten zn machen.

Ich packte daher in aller Geschwindigkeit meine Siebensachen auf mein wohlgemuthes Roß, und kam am Abend des dritten Tages in Wagenheim an. In dem berühmten Gast- hof des Orts zum blauen Hecht fand ich sehr wenig Befriedigung für meinen Magen, aber desto mehr für meine Neugierde. Ganz von ungefehr erkundigte ich mich nach der Herrschaft, und mein gefälliger Wirth bediente mich zu meinem vollen Gnügen.

Unser Herr, sagte er mir in seiner breiten Landessprache, ist ein ganz wackerer, grund- reicher Mann, und doch weit unglücklicher als

als Unser eins. Er hatte zwei Frauen, und von jeder einen Sohn. Der älteste verliebte sich in ein Mädchen, das ein gar gutes Renommee hatte, aber nicht adelich war; und das wollt' der Herr nicht leiden, und ließ endlich den jungen Herrn einsperren, wie einen Missethäter. Die gnädige Frau schürte auch ihren redlichen Theil an dem Feuer, und unser Herr wurde von Tag zu Tag böser auf den Junker Fritz. Auf einmal ist dieser fort, läßt sich in Hochhausen, fünf Stunden von hier, mit dem Mädchen copuliren, und fort über alle Berge, so daß man noch das erste Wort von ihnen zu hören hat. Unsern Herrn verdrießt das entsetzlich; aber die gnädige Frau hatte es ganz gern; jetzt war ihr Sohn Hahn im Korb, und Herr aller Güther, und vor acht Jahren mußt auf ihr Anstiften der Herr alles ihm abtreten, und wir mußten ihm huldigen. Bald darauf nahm er eine Frau, ein gar vornehmes, hochmüthiges Fräulein, bei deren Hochzeit ein dreytägiger Saus und Braus war, und die Kanonen vom Schloß losgefeuert wurden. Die junge Frau wird schwanger, und jtzt ist eine Freude im ganzen Haus über alle Beschreibung. Nun aber kommts desto schlimmer. Der junge Herr kriegt ein Fieber, und stirbt. Seine Mama

wird beinah unsinnig, kann aber nicht ersterben, bis die gnädige junge Frau zu früh in die Wochen kommt, und nebst dem Kinde weg ist. Itzt wird die gnädige Frau auszehrend, und schleppt sich noch ein halbes Jahr herum, und stirbt, und das alles geschieht in sechs bis sieben Jahren.

Wie's dabei unserm Herrn zu Muth war, können sie leicht denken. Jetzt hätt' er gar gern seinen ältern Sohn wieder gehabt, und schickte allenthalben Kundschafter aus; aber mir nichts, dir nichts. Darnach ließ er den Junker Fritz in alle Zeitungen setzen, und sehn sie, solche Blätter in den Wirthsstuben ankleben, und dem tausend Ducaten versprechen, der ihm auf die Spur helfen würde. Unterthäniger Knecht; tausend Ducaten ist ein schönes Geld; aber entweder ist der in der neuen Welt, oder gar in der andern Welt, denn kein Mensch hat die tausend Ducaten verdienen wollen.

Sobald ich, fuhr nun der Doktor fort, durch diese Erzählung gewiß war, daß Sehnsucht und Reue die Beweggründe jenes öffentlichen Aufrufs ihres Vaters waren, beschloß ich, ihm von ihrem Leben Nachricht zu ertheilen. Ich gieng am nächsten Morgen zu ihm, wurde gut empfangen, und sagte ihm ohne Um-

schweife, daß ich ihm Kunde von seinem Sohne bringe. Das Entzücken des Mannes war so lebhaft, als es kaum bei einem Jüngling seyn kann. Nun erzählte ich einen Theil ihrer häuslichen Geschichte; ihrer Ehever- bindung; ihres Familienglücks. Mehr als einmal unterbrachen mich die Freudenthränen und Ausrufungen ihres Vaters. Endlich machte ich ihn mit ihrem Aufenthalt bekannt, und nun machte er die eilfertigsten Anstalten zur Abreise. Dann gieng er auf sein Zimmer; brachte einige Packete Gold, und so sehr ich mich sträubte, so oft ich betheurte, daß ich keinen Heller annehmen würde, so mußte ich schlechterdings sie behalten. Gestern Abends kamen wir in meinem Hause an; ich traf, so sehr seine Ungeduld mich peinigte, die Anstalt, erst diesen Nachmittag hieher zu kommen, wo ich ihm zuerst die Gattin seines Sohnes und ihre Kinder zeigen wollte. Dann sollte er seinen Sohn, den ich abwesend vermuthete, finden. Alles gieng, wie ich es wünschte; und nun ist noch übrig, daß sie eben soviel Weisheit haben mögen, ihr Glück zu ertragen, als sie im Unglück bewährt haben.

Am folgenden Tage genoß erst der alte Baron des innigen Vergnügens, das die Wiederfindung

seines Sohns, seiner würdigen Tochter, und seiner Enkel, ihm verschaffte. Auch Fritz von Groschlag und seine Gattin freuten sich des guten Greises, der in ihrer Mitte wieder auflebte. Aber schmerzlich fiel ihnen der Gedanke, ihre liebe Hütte, in welcher sie von so vielen Stürmen ausgeruht hatten, nun auf immer verlassen zu müßen.

Auch hier sorgte Doktor Reich für ihre Erleichterung. Er machte den Vorschlag, dem Bäschen des alten Besitzers der Hütte solche zum Geschenk zu machen, und ein Stück Landes rings um her zu erkaufen, um ein kleines Gütchen damit zu verbinden. Der Plan gefiel, und die weitere Ausführung wurde dem Doktor überlassen.

Jetzt kamen zween Wägen des Barons; mit gerungenen Händen und in Thränen gebadet, nahmen Fritz und seine Gattin Abschied von ihrer glücklichen Hütte; fröhlich hüpften die Kinder in den Wagen, und freuten sich der raschen Pferde, und der bequemen Einrichtung. Ihre Eltern aber streckten noch von der Ferne ihre Hände nach der Hütte aus, die ihnen mit Recht so theuer war.

Nach einigen Tagreisen kamen sie auf ihren Gütern an, wo sie bald die allgemeine Achtung und Liebe erworben hatten.

Drei Jahre nachher besuchte der Fürst von ** ganz unvermuthet den Freiherrn Fritz von Groschlag, und überraschte ihn mit dem Character eines Kammerherrn und der Ertheilung des Ordens pour le Mérite. Noch mehr aber überraschte ihn die Erklärung, daß die Hochachtung für die Verdienste des verstorbenen Vaters seiner Gattin, dem er als Erprinz unendlich vieles schuldig worden seie, ihm diese Erkenntlichkeit abgenöthigt habe.

Die Fischerhütte steht noch, und das Bäschen hat sich mit einem braven Manne verbunden, der sich darauf nährt. Das Land auf eine halbe Stunde herum, ist von dem Doktor angekauft, und ein recht artiges Landhaus angelegt worden, das ebenfalls Fischerhütte heißt. Großmüthig hat Reich die ihm aufgedrungene tausend Ducaten auf mancherlei andere Verschönerungen gewendet.

Dieses Gütchen ist den Groschalgischen Familiengütern einverleibt, und Fritz nebst seiner Gattin besuchen es jährlich in dem Zeitpunkt, worinnen sie zuerst vor dem Gewitter Schutz darinnen gesucht und gefunden hatten.

Das

Mädchen in der Waldhütte.

Robert, ein französischer Hauptmann, gieng in Begleitung Wilhelms, seines vertrautesten Freundes, auf der Insel Martinique an den fruchtbaren Ufern des blauen Kavot's spatzieren. Das Thal, in welchem sie lustwandelten, war ringsum mit Zuckerrohr, und die Höhen desselben mit Kornfeldern bedeckt. Sie hatten noch nicht Lust, nach Hause zurückzukehren; der Tag war so lieblich, und die Sonne stand noch hoch. Komm mit in jenes Citronenwäldchen, lieber Freund! sagte Robert, dort lagern wir uns unter dem Schatten eines Baumes in das frische Gras, und ich erzähle dir den merkwürdigen Zeitpunkt meines Lebens, welcher mich in diese finstre Schwermuth versetzte, und mich seither um alle meine Ruhe gebracht hat. Urtheile dann selbst, ob ich nicht gerechte Ursache habe, zu trauern.

Wilhelm war um so begieriger, die Geschichte seines Freundes zu erfahren, - je ängstlicher seither Robert jedem Anlaß auszuweichen suchte welcher nur von Ferne darauf hätte führen

können. Aber heute erhellt zum erstenmal wieder die freundliche Natur seine finstre Seele mit einem Strahle der Freude. Er drückte feuriger Wilhelms Rechte; sie setzten sich nieder, und Robert begann seine Erzählung also:

Das Regiment, bei welchem ich stund, wurde von La Rochelle nach Bourdeaux verlegt. Die schöne Gegend um die Stadt lockte mich bald zu häufigen Spatziergängen, und da ich die Jagd leidenschaftlich liebte, so erhielt ich von dem Eigenthümer des nächsten Forstes, einem nahen Verwandten von mir, die unbedingte Erlaubniß, nach eigner Willkühr darinnen zu jagen. Einst gieng ich früh morgens in den Wald. Ich durchstreifte jedes Gebüsch, ohne nur die Spur eines Wildes aufgespürt zu haben; die Sonnenhitze wurd' immer drückender, ich glaubte vor Durst zu verschmachten. Vergeblich sah ich mich nach einer Quelle um, eben so vergeblich waren meine Versuche, den Weg nach Hause zurück zu finden, denn ich hatte mich verirrt. Geduldig ergab ich mich in mein Schicksal, warf die Flinte auf meine Schulter, und schlenderte langsam vorwärts. Wie froh war ich, als ich endlich einen kleinen Fußpfad entdeckte, auf

welchem ich hoffen konnte, den Weg aus dem Walde zu finden. Nach einer halben Viertelstunde erblickt' ich eine Hütte, vor welcher sich einige kleine Kinder herum tummelten. Bey ihnen saß ein erwachsenes Mädchen, ein sanftes, reizendes Geschöpf, vor ihrem Spinnrädchen, und belebte von Zeit zu Zeit durch Zurufen die Spiele der Kleinen. Ich betrachte eine Weile mit Wohlgefallen diese unschuldige Scene, endlich gieng ich auf das Mädchen zu, welche über meine plötzliche Erscheinung erschrack.

„Verzeih' mir, gutes Kind, redete ich sie an, wenn ich dich hier in deiner Unterhaltung stören sollte. Ich bin ein verirrter Waidman, noch unbekannt in dieser Gegend, und wünschte von dir den nächsten Weg nach der Stadt zu erfahren. Aber zuvor bitt' ich um einen Trunk Wassers, um meinen brennenden Durst zu stillen."

— Den sollen sie haben — erwiederte das Mädchen sanft erröthend. Ich würd' Ihnen Wein anbieten, aber wir sind arm, und haben keinen in unserm Keller; doch wollen Sie nicht lieber frische Milch? sie wird Ihnen gewiß schmecken. —

Sie mußte mir ein Ja angesehen haben, denn sie eilte so emsig fort, eh' ich noch antworten konnte, und in wenigen Augenblicken stand sie mit einem reinlichen Milchgeschirr vor mir. Ich trank hastig. Das Mädchen riß mir das Gefäß vom Munde.

„Nicht zu schnell, junger Herr, sagte sie besorgt, es möcht' Ihnen schadeu. Setzen Sie sich hier auf die Bank, Sie können hernach wieder trinken wenn Sie ein wenig ausgeruht haben."

Ich kann dir nicht beschreiben, Wilhelm, was ich in diesem Augenblick für dieß sanfte Geschöpf fühlte. Ich konnte nicht reden, ich ergriff ihre Hand, ich drückte sie schweigend an mein Herz. Indessen hatten sich die Kleinen um mich gesammelt.

„Schwesterchen, fragte ein Knabe, indem er auf mich zeigte, wer ist denn das?"

— Es ist ein Herr aus der Stadt, erwiederte sie. —

„Wenn du Morgen wiederkömmst," wandte sich ein kleines Mädchen zu mir, „so mußt du mir etwas Gutes mitbringen!"

— Mir auch, — rief der Knabe — hörst du's? —

„Und mir," stammelte das Kleinste von ihnen.

Ich versprach jedem, was es verlangte, und strich ihnen freundlich die Haare aus dem Gesichte.

Ihre älteste Schwester schien ungehalten über die Zudringlichkeit der Kleinen, ich versicherte sie aber, daß mir ihre Unbefangenheit viele Freude verursache.

„Darf ich Ihnen wohl eine schlechte Mahlzeit bei uns anbieten", hub das Mädchen nach einer kleinen Weile an? „Es ist schon zu spät, um noch zu rechter Zeit in die Stadt zu kommen, und hungrig müßen Sie wohl auch seyn. Bleiben Sie noch einige Stunden bei uns, in der Abendkühle kommen Sie nur desto gemächlicher hin."

Das schöne Mädchen hatte mich schon zu sehr intereßirt, als daß ich nicht mit Vergnügen ihr Anerbieten angenommen hätte, um nur desto länger in ihrer Gesellschaft zu seyn. Sie eilte daher in die Hütte, und trug einen Tisch in das Freie. Sobald alles zugerichtet war, führte sie ihre Mutter heraus, welche wegen Gliederschmerzen nicht allein gehen konnte. Ich hatte schon einmal die Rolle eines bey ei-

einem Edelman in Diensten stehenden Jägers übernommen, und als solcher wurd' ich auch der kranken Frau vorgestellt. Ich erhielt bei Tische einen Platz neben Sophien — so hieß das schöne Mädchen — und unerachtet ich nur wenig aß, so kann ich dich dennoch versichern, daß mir noch keine Mahlzeit in meinem Leben so wohl geschmeckt hat wie diese. Der Abend kam nur zu schnell herbei; Sophie selbst erbot sich, mir den Weg aus dem Walde nach der Landstraße zu zeigen. Ich nahm von der ländlichen Familie herzlichen Abschied drückte dem kleinen Knaben ein Stück Geld in die Hand, welches aber die Mutter schlechterdings nicht zugeben wollte, und machte mich endlich auf den Heimweg.

Je näher ich den Augenblick vermuthete, in welchem ich mich von Sophien trennen mußte, desto trauriger und nachdenkender wurd' ich, und als er endlich kam, wie beklommen war nicht mein Herz, ich konnte mich kaum der Thränen erwähren.

„Wie sehr, sagt' ich, und meine Stimme bebte, wie sehr dank' ich dir, liebes Mädchen für die frohen Studen, welche du und die Deinigen mir heute gewährt haben. Meine Be-

stimmung wird mich noch oft in diesen Wald führen. Ich bin Jäger, und mein Herr verlangt, daß ich dieß Gehölz fleißig besuche. Darf ich wieder zu euch kommen?"

— Ihre Frage, lieber Freund, erwiederte das Mädchen erröthend, bedarf kaum einer Antwort. Sie haben gesehen, wie gerne wir Sie heute bei uns bewirthen, Sie werden finden, daß Sie uns morgen nicht weniger willkommen sind. —

„Also Morgen," rief ich, und reichte ihr die Hand, und als sie dieselbe drückte, stockte mir der Athem. „Leb' wohl, liebes Mädchen." Ich wollte sie küssen, aber sie entwand sich meinen Armen. — Wir sehen uns wieder, sagte sie, leben Sie wohl, und wie ein flüchtiges Reh war sie aus meinen Augen verschwunden.

Mit welcher Sehnsucht erwartete ich den andern Morgen! ehe noch die Sonne aufgegangen war, befand ich mich schon auf dem Weg nach dem Walde und dadurch, daß ich die Jagd für geendigt erklären konnte — denn ich hatte glücklicherweise einige Hühner geschossen — glaubt' ich meine frühe Ankunft in der Waldhütte hinlänglich rechtfertigen zu können. Ich wurde, wie ein alter Bekannter empfangen. Die kran-

ke Mutter nickte mir einen freundlichen guten Morgen; Sophie lächelte mir traulich entgegen; die Kinder sprangen mit Geschrei auf mich zu, durchsuchten meine Taschen, und nahmen daraus, troß dem Zurufen ihrer Mutter, was ich für sie mitgebracht hatte. Heute sollt' ich auch den alten Vater kennen lernen, welcher erst spät in der Nacht nach Hause gekommen war, und wegen Mattigkeit noch schlief. — Doch ich werde zu weitläufig, lieber Wilhelm, und möchte dich leicht mit meiner Erzählung ermüden. Aber vergieb, noch immer ist mir jeder kleine Umstand aus jenen Zeiten merkwürdig, welche die glücklichsten meines Lebens waren. Ich sage dir also nur, daß ich an dem alten Vater einen biedern Mann von schlichtem Sinn und geradem Herzen kennen lernte, welcher ehmals, als Bedienter, bei dem Eigenthümer dieses Waldes, in Diensten gestanden, und für treu geleistete Dienste, nebst einer kleinen Pension die Erlaubniß erhalten hatte, diese Hütte zu bewohnen. Täglich kam ich hin, unterstützte die guten Leute, doch ohne dardurch meinen Stand zu verrathen; und meine Liebe zu Sophien war den Eltern schon kein Geheimniß mehr.

Eines Abends — ich hatte sehr ernstlich wegen meiner Verlobung mit Sophiens Eltern gesprochen — erbot sich der Vater, mich nach der Landstraße zu begleiten. Mir fiel es auf, denn es war sonst noch niemals geschehen. Ich nahm daher etwas früher Abschied, und gieng mit dem Alten.

„Lieber Sohn, fieng er nach einer Weile an, und ergriff zutraulich meine Hand, ich muß Ihnen nunmehr etwas entdecken, da ich Ihre Gesinnungen gegen meine Tochter kenne, das ich Ihnen in meinem Hause nicht sagen konnte, denn Sophie selbst weiß nichts von dem Geheimniß, und ich wünschte auch, daß sie es nie erfahren möchte, um immer die zärtliche Anhänglichkeit an uns zu behalten, wie bisher. Wißen Sie also, Sophie ist nicht meine Tochter!" —

— Wie? rief ich erstaunt aus, und wer sind denn ihre Eltern? —

„Ich weiß es nicht, erwiederte der Alte. Meine Frau, welche ich als Wittwe heirathete, hat mir dieß liebe Mädchen zugebracht. Sophie wurde ihr eines Tages nebst einem guten Stück Geld, und diesem Briefchen von einem Fremden übergeben, welcher sich aber so schnell

entfernte, daß sie keine Zeit hatte sich nach seinem Nahmen zu erkundigen. Von diesem Augenblick an erzog sie Sophien, wie ihr leibliches Kind, und sparte keine Mühe, sie auf's sorglichste zu pflegen, und ihrer zu warten. Sophie glaubt auch nicht anders, als daß meine Martha ihre Mutter sey, und wir verhehlen es ihr nun um so mehr, da wir alle Hoffnung aufgegeben haben, die wahren Eltern des Mädchens zu erfahren, und ihr deswegen allen unnöthigen Kummer ersparen wollen. Dieß ist's, was ich Ihnen noch vor Ihrer Vermählung um so freimüthiger erkläre, da dieser Umstand wohl kein Hinderniß derselben abgeben kann. Sie erhalten ein stilles, häusliches Geschöpf, welches Sie in trüben Stunden erheitern, und Ihnen die Last des Lebens willig tragen helfen wird. Gott weiß, wie ungern wir sie verlieren, doch, es ist nicht weit in die Stadt, und können wir nicht zu Ihnen kommen, so besuchen Sie uns in unsrer Hütte; dieß ist für uns ein sehr beruhigender Gedanke."

Ich konnte mich über diese Nachricht noch immer nicht von meinem Erstaunen erholen. Endlich fiel mir der vorerwähnte Brief wieder

ein. Der Alte reichte mir ihn; er lautete ungefehr so: —

„Die Eltern des Kindes, welches man ih-
„rer Sorgfalt anvertraut, sind Unglückliche,
„die, von allem verlaßen, unter ihrem vater-
„ländischen Himmel nichts mehr zu erwarten
„haben. Wir kennen sie, als eine recht-
„schaffene Frau, und haben das gerechte
„Zutrauen zu ihr, daß sie das liebe Mäd-
„chen, wie ihre leibliche Tochter, erziehen
„werde. Kehren wir jemals wieder in unsre
„Heimath zurück — und dieß geschieht
„nur unter der Voraussetzung, daß wir
„glücklicher sind, als gegenwärtig — so
„werden wir uns gewiß dankbar gegen sie
„bezeugen. Soviel wir von unserm wenigen
„Gelde entbehren konnten, legen wir hier
„bei. Wir hoffen, daß es solange zureichen
„soll, bis unser Kind groß geworden, und
„im Stande seyn wird, gemeinschaft-
„mit ihr zu arbeiten. Der Himmel segne
„sie, und unsre liebe Tochter."

Die Empfindungen nach Lesung dieses Briefes kann ich dir nicht schildern. Ich sah Sophien als eine arme, verlassene Waise an; Treulo-

ßigkeit gegen dieß gute Geschöpf schien mir ein Verbrechen gegen die Natur, und dennoch — wirst du es wohl glauben Wilhelm? — dennoch begieng ich es wenige Wochen darnach.

Einer meiner Kammeraden nöthigte mich, mit ihm auf einen Ball zu gehen. Solange ich zu Bourdeaux in Garnison lag, war ich niemals in irgend eine Gesellschaft gekommen, die Bekanntschaft mit meinem Waldmädchen hielt mich von allem andern ab. Man nannte mich allgemein den Sonderling, man spottete man zuckte die Achseln über mich, mich kümmerte es wenig. Um nun auf dem Balle den Augen der Neugierigen zu entgehen, verkleidete ich mich sorgfältig. Ich wählte die Maske eines Griechen, und glaubte gewiß zu seyn, da niemand um meine Verkleidung wußte, als mein Freund, welchen ich begleitete, daß man mich nicht erkennen würde. Lange geh' ich in dem Saale auf und nieder, ich schäckere mit mehrern Masken, an denen ich vorbei kam, endlich stellt sich eine weibliche Maske gerade vor mich hin, und hindert mich weiter zu gehen. Sie war, wie eine römische Vestalin gekleidet, in ihrer Hand hielt sie das Gefäß mit dem heiligen Feuer.

„Darf ich dir weissagen, schöner Grieche, fragte sie mich?"

— Wenn du dich auf die Zukunft verstehst! —

„Vergangenheit und Zukunft liegen vor „mir. Ich wünschte dir etwas Gutes zu sa„gen, aber dann hörst du nicht Wahrheit."

So laß mich Wahrheit hören, schöne Jungfrau! bittre Arzneyen sind die stärkendsten. —

„Was du bist, willst du nicht seyn, „was du werden könntest, stößt du „von dir; dich fesselt gemeine Liebe; „Liebe unterjocht den Verstand, „und nur Verstand braucht der „Mann." —

Ich zitterte bei diesen Worten, ich glaubte mich von meinem Freunde verrathen, und doch — auch er wußte nichts von meinem Abenteuer mit dem Waldmädchen. —

Kennst du mich den? fragt' ich, und suchte einen Unbefangenen Ton anzunehmen; kennst du mich denn, wiederholt' ich etwas rascher?

„Ich kenne dich, erwiederte die Maske! „Wer dich sucht, wird dich nicht fin-

„den, nur wen du findest, der weiß
„dich zu fesseln."

— Du hast mich gesucht, und dennoch
feßelst du mich. —

„Gereizte Neugier, doch hab' ich nicht
„Laune sie heut zu befriedigen. Lebe wohl,
„grüße mir die Schöne im Walde."

Mit diesen Worten war sie mir aus dem
Gesichte verschwunden. Starr, wie eine Bild-
säule, blieb ich stehen, bis mich ein sanfter
Schlag auf die Schulter aus meiner Betäubung
weckte. Es war der nemliche Officier, welchen
ich auf den Ball begleitete, und der mich schon
einige Zeit vergeblich aufgesucht hatte,
um mit mir in ein angrenzendes Casino zu treten.

— Hast du die Vestalin nicht gesehen,
fragte ich ihn hastig? —

„So eben verließ sie den Saal."

Mit Blitzes Eile entwand ich mich ihm,
drängte mich durch das Gewühl der Menschen,
und suchte den Ausgang des Saales zu gewinnen.
Als ich mich unten, beim Eingang, nach der
mir so interessanten Maske erkundigte, wollte
sie niemand gesehen haben; auch kein Wagen
war seit einer halben Stunde weggefahren,
um iemand nach Hause zu bringen. Verdrü ß-

lich über meinen mißlungenen Versuch kehrte ich in den Tanzsaal zurück.

„Dießmal sollst du mir nicht mehr entrinnen, rief mein Begleiter, und faßte meinen Arm. Sage mir nur, Robert, was dir heute fehlt."

— Weiß ich es selbst? —

„Du suchst doch wohl nicht die Vestalin?"

— Und wenn ich sie suchte? —

„Es wäre wenigstens sonderbar, du bist schon zweimal bei ihr vorübergegangen. So eben geht sie in's Casino."

— Ich muß hin, ich muß sie noch einmal sprechen, rief ich mit Wärme, und zog meinen Freund nach mir. —

Kaum waren wir in das Nebengemach getreten, so erblickten wir die Maske. Ich gehe auf sie zu, sie blieb ruhig auf ihrem Platze.

„Wenn Sie mich gleich vorhin nicht genannt haben, redete ich sie an, so verriethen mir es doch Ihre Worte, daß Sie wißen, wer ich bin. Dürft' ich nun auch meinerseits die Bitte an Sie wagen, schöne Unbekannte, Ihren geheimnißvollen Schleier fallen zu laßen, damit ich diejenige Person näher kennen lerne, welche sich so eifrig um mein Schicksal zu bekümmern scheint."

— Man behorcht uns, flüsterte mir die Maske mit zarter Stimme zu, und drükte mir ein Blättchen Papier in die Hand. Gute Nacht! —

Ich gieng auf die Seite. Als ich das Papier auseinander gefaltet hatte, stunden die wenigen Worte darauf, mit Bleistift geschrieben: — „Morgen Nacht, punkt neun Uhr, „warten Sie an der Jacobiner Kirche auf „der steinernen Bank, linker Hand." —

Ich besuchte Sophien den folgenden Tag nicht; es war gerechte Furcht sie möchte aus meiner Zerstreung mein Verbrechen lesen. Kaum war die Nacht eingebrochen, so fand ich mich auf dem mir angewiesenen Platz ein. Endlich schlug die lang erwartete Stunde, und kurz darnach kam eine alte Frau mit einer Laterne auf mich zu.

„Grieche!"

— Wer ruft mich? —

„Folgen Sie mir."

Ich folgte schweigend. — Das Weib führte mich durch mehrere Seitenstraßen; endlich blieben wir vor einem großen Hause stehen. Ich blicke hinauf, nur zwei Fenster waren oben erleuchtet. Alles in dem Hause zeugte von dem

Reichthum und Geschmacke des Bewohners; süße Wohlgerüche düfteten mir auf der Marmortreppe entgegen. Ein reich gekleideter Knabe schien indessen auf mich gewartet zu haben, und leuchtete mir die Treppe hinauf. Er öffnete eine Thüre, ich trat in ein dunkles Gemach. Eh ich's mich versah hatte der Knabe hinter mir geschloßen, und ich stand in der Dunkelheit verlassen da. Wehrlos, wie ich war, überfiel mich ein kalter Schauer; ich wußte nicht, was ich von diesem sonderbaren Vorfall denken sollte. Nachdem ich mich überall sorgfältig umgesehen hatte, entdeckte ich den Schimmer eines Lichtes, welches durch ein Schlüßelloch fiel. Ich gehe sachte auf die Thüre zu; mit verhaltenem Athem und hingerecktem Ohre lausch' ich lange; nichts rührt sich. Endlich versuch' ich leise die Thüre zu eröffnen; ich erblickte ein schlafendes Mädchen in der reizendsten Stellung auf eine Otomanne hingegoßen, ihre langen Haare wallten aufgelößt in natürlichen Locken auf den Boden hinab; ihr voller und üppiger Busen war von keinem neidischen Halstuche versteckt. Ihr Rock hatte sich etwas verschoben, und der zierlichste weibliche Fuß zeigte sich meinen trunke-

nen Blicken in seiner ganzen Schönheit. Sanft beugt' ich mich über dieß reizende Geschöpf, ich erlag dem Uebermaas des Entzückens, sank auf meine Kniee, und drückte einen brennenden Kuß auf ihren schwellenden Busen. Sie erwachte mit einem durchdringenden Schrei.

„Wer war so verwegen, fragte die Dame, nachdem sie sich einigermaßen von ihrem Schrecken erholt hatte, Sie in dieß Zimmer zu weisen?"

Ich bat dringend um Verzeihung, und erzählte ihr den ganzen Hergang der Sache. Ihre Stirne klärte sich allmählig auf, ihr reizender Mund verzog sich zu einem sanften Lächeln. Noch immer lag ich vor ihr auf den Knieen, sie zog mich neben sich auf die Otomanne.

„Ich kenne Sie nicht erst von heute, lieber Robert, sagte sie in einem hinreissenden Tone, und schlang ihren linken Arm um meinen Leib nein schon längst hab' ich Sie im Stillen beobachtet. Glauben Sie aber ja nicht, daß es Liebe sei, was mich an Sie feßelt; ich kenne Ihre Talente, ich bewunderte Ihren trefflichen Kopf, ich bedaure die Welt, die es von Ihnen fordern könnte, für Sie zu wirken, und ihr

nützlich zu seyn. Aber, Herr Baron, Ihre Geisteskräfte schlummern, Sie seufzen in den Armen einer unwürdigen Geliebten."

Mein guter Genius warnte mich; ich maaß die Unbekannte mit einem zürnenden Blick.

„Laßen Sie mich ausreden, lieber Baron," fuhr die zaubrische Sirene fort — ach ich hätte mein Ohr vor Ihrer melodischen Stimme verschließen sollen — nein Robert, ich tadle den Gegenstand Ihrer Liebe nicht, weil er von gemeinem Stande ist. Den Menschen muß man nur nach seinem innern Werthe berechnen, denn nur Der erhöht, der erniedrigt ihn, auch red' ich nicht von den Pflichten, welchen Sie Ihrer Familie schuldig sind, diese Pflichten sind in meinen Augen ein Unding, und jeder sollte so handeln, wie es ihm sein Kopf, sein Herz, und die Umstände gebieten, aber daß Sie in der Blüthe Ihres Lebens stille stehen, daß Sie Ihren Wirkungskreiß nicht zu erweitern suchen, daß Sie nicht nach höhern Vollkommenheiten ringen, das ist zu tadeln.

Nichts ist gefährlicher, Wilhelm, als eine Schmeichelei, unserm Verstande gemacht; ich war berauscht von ihrem Weihrauche. Ich

drückte die lockende Zauberin an meine Brust; hörbar klopften Herz an Herzen, ihre brennenden Lippen begegneten den meinigen.

— Wer bist du, süßes, unbekanntes Mädchen, stammelt' ich leise? ich soll nicht mehr lieben, und du selbst fachst die stärkste Flamme in meinem Busen an.

„Wer ich bin, lächelte sie mir entgegen, Sie sollen's erfahren. Lieben? Nein, lieben sollen Sie mich nicht, ich verlange nichts, als Ihre Achtung, und diese können Sie mir nicht versagen, sobald es mir geglückt seyn wird, Sie mit sich selbst wieder auszusöhnen"

Sie läutete. Der Knabe trat wieder herrein, welcher mich vorhin an der Treppe empfangen hatte. Er nahm schweigend die Lichter; die Unbekannte erhub sich von ihrem Sitze und reichte mir ihren Arm. Wir giengen mit einander in das Zimmer, in welches man mich zuerst geführt hatte. In der Mitte desselben stand ein Tisch, für zwei Personen gedeckt; meine Führerin hieß mich niedersitzen, sie selbst setzte sich mir gegenüber. Wir wurden auf das prächtigste bewirthet, und die herrlichsten Weine stunden neben mir auf einem besondern Tischchen; die Dame aß wenig, noch weniger

trank sie. Mir selbst wollten die köstlichen Gerichte nicht schmecken, ich war in hohes Entzücken über den Anblick der reizenden Unbekannten versunken. Kaum war die Mahlzeit vorüber, so wurde abgetragen und die Dienerschaft entfernte sich.

Sobald wir allein waren, erhub sich die Unbekannte von ihrem Sitze, auch ich stund auf, und trat mit ihr an ein offenes Fenster. Es war Mitternacht vorüber, auf der Straße alles still und tod. Mein Kopf glühte von dem Weine, welchen ich zu mir genommen hatte, ich konnte mich nicht enthalten, das Mädchen fest in meine Arme zu schließen.

„Laßen Sie mich, Herr Baron, sagte sie, und entwand sich mir, ich will Ihnen einen Nahmen nennen, der Sie aus Ihrem Taumel reissen soll. Denken Sie an Sophien!"

Es durchfuhr mich wie ein elektrischer Schlag! — Was wollen Sie aus mir machen, rief ich aus, Sie ziehen mich an sich und stoßen mich im nemlichen Augenblick wieder gewaltsam zurück! —

„Sie verkennen mich, Robert! Ich schätze, ich achte Sie, und auch ich verlange nichts, als Ihre Achtung."

— Kennen Sie Sophien? —

„Ich kenne Sie. Sie ist ein gutes Geschöpf von beschränktem Verstande."

— Aber von treflichem Herzen, fiel ich ihr hastig in die Rede. —

„Ich habe Ihnen schon gesagt, was ich vom Herzen halte. Ein Mensch ohne Herz, ist ein gefährlicher Mensch aber ein Mensch ohne Verstand, ist ein sehr unbrauchbarer Mensch. Sie haben beides, benutzen Sie auch beides. —

— In Ihrer Gesellschaft, liebes Mädchen, beugt sich mein Verstand unter den Ihrigen, und ich bedarf nur ein fühlendes Herz, welches Ihrem Verstande und Ihren Reizen huldiget. —

„Keine Schmeicheleien, Herr Baron; aber noch eine Frage, Robert, gedenken Sie ewig Lieutenant zu bleiben?"

— Ich werde avanciren, sobald mich meine Obern für würdig halten. —

„Seyn Sie nur thätig, lieber Baron. Für dießmal, setzte Sie lächelnd hinzu, und legte ihre Hand auf meine Schulter, für dießmal wollen es Ihre Obern gnädigst übersehen haben.

Nehmen Sie von mir zum voraus den Glückwunsch an: — Sie sind Hauptmann!"

— Sie scherzen liebes Mädchen! aber nur Geduld, was nicht ist, kann bald werden. —

„Noch eins, was ich beinah vergeßen hätte. Morgen reis' ich auf's Land, um einige Tage dort zuzubringen, haben Sie nicht Lust, mich zu begleiten?

Ich wußte nicht was ich sagen sollte. Wahr ist es, Sophien hatt' ich seit jenem fatalen Balle beinah ganz vergessen, und dennoch regte sich in mir eine Stimme, welche mir mein Verfahren als grausam, als niederträchtig vorwarf. Ich schlug schweigend die Augen zu Boden.

„Gut, Sie können nicht, bleiben Sie hier, sagte die Unbekannte, in vier, höchstens in fünf Tagen sprechen wir uns wieder, wenn Sie anders ein Verlangen haben, eine gute Freundin zu besuchen. Finden Sie sich nur an dem bewußten Ort ein, ich werde mich regelmäßig alle Nacht nach Ihnen erkundigen lassen. Und nun, leben Sie wohl, Herr Baron — sie reichte mir freiwillig ihren Mund zum küssen dar — gute Nacht lieber Robert!"

„Nein, rief ich aus, indem ich in ihren Armen lag, nein, wir scheiden nicht auf so lange Zeit. Morgen komm' ich, verlassen Sie sich auf mich, ich komme gewiß, ich gehe mit Ihnen! wo treff' ich Sie? —

„Man wird Sie Nachmittags um 3 Uhr an der Jacobiner Kirche erwaten. Gute Nacht!"

— Gute Nacht! —

Die nemliche alte Frau, welche mich hergeführt hatte, zeigte mir auch den Weg wieder zurück. Alle meine Gedanken waren auf die Unbekannte gerichtet; mit dem Gedanken an sie erwacht' ich. Kaum hatt' ich mich angekleidet, so würd' ich zu meinem Obersten gerufen. Denke dir mein Erstaunen, Wilhelm, als er mir beim Eintritt mit einer Umarmung Glück wünschte, und mir das Patent als Hauptmann, überreichte. Ich hatte nunmehr die schicklichste Gelegenheit, unter dem Vorwande von dringenden Geschäften, bei meinem Obersten, auf einige Tage Urlaub zu begehren, und sobald er mir dieß zugestanden hatte, so empfahl ich mich ihm. Mir fiel die ganze nächtliche Scene wieder ein, und der Wunsch, dieß räthselhafte Geschöpf näher kennen zu lernen, wurde immer reger in mir. Auf den Glockenschlag

3 Uhr führte mich der mir bekannte Knabe vor einen prächtigen Pallast. Schon war der Reisewagen vorgefahren, und die Dame rief mir aus demselben zu, ich möchte mich beeilen um einzusteigen. Alle meine Versuche, die Unbekannte auszufragen, waren vergeblich, sie wußte sich durch ihren schlangenartigen Witz aus allen Schlingen herauszuwinden, und — „Sie werden alles erfahren" — war die einzige Antwort, welche ich bekam. Das Landgut, auf welchem wir uns aufhielten, war eines der schönsten, das ich je gesehen habe, ein geschmackvolles Schloß, umgeben von den lieblichsten Gärten. Es war die reizendste Jahrszeit, in welcher die neubelebte Natur in ihren üppigsten Reizen sich zeigte. Die Lüfte waren von Wohlgerüchen erfüllt, und auf allen Bäumen sangen die Vögel ihre melodischen Lieder. Wie oft wandelte ich Arm in Arm mit meiner Unbekannten in einem dunkeln Haine, welcher das Landgut begrenzte, oder legte mich mit ihr in das hohe Gras, in den Schatten eines Baumes, und küßte die rothen Blüthen von ihrem Busen, welche der Wind auf uns herabgeschüttelt hatte.

An einem Nachmittage saßen wir auch bei einander; Mund an Mund, und Brust an Brust war ich in tiefe Wollust versunken. Auf einmal hör' ich meinen Namen nennen — so rührend! — ach! es zerriß mein Innerstes! — Es war die Stimme meiner Sophie! —

„Sophie! rief ich, Sophie! wo bist du? O Gott, nur noch einmal laß mich sie sehen!"—

Die Unbekannte schlug ein lautes Gelächter auf.

— Ich glaube, Sie träumen Herr Baron, sagte sie, wir sind allein; oder besitzen Sie etwan die Gabe, sich mit den unsichtbaren Geistern zu unterhalten? —

„Spotten Sie nicht, versetzt' ich aufgebracht, es erwachen Zweifel in mir, welche mir keinen Augenblick mehr Ruhe übrig laßen."

Ich sehe nicht ein, erwiederte die Unbekannte, mit rührender Stimme, wodurch ich diesen Ton verdient habe. Ich ließ keinen Ihrer leisesten Wünsche unbefriedigt, ich opferte Ihnen alles — ach vielleicht die Ruhe meines Lebens! — Und was verlangt' ich dafür? Nichts als Ihre Freundschaft. Ihr Glück ist das höchste Ziel meiner Wünsche, und dennoch setzen Sie Mißtrauen in mich! Gedulden Sie sich nur

noch bis Morgen. Morgen kehren wir in die Stadt zurück; ich werde noch heute alle Anstalten darzu treffen.

Immer noch war ich verblendet genug, mich von diesem schönen bezaubernden Geschöpf bethören zu laßen. Ich schwelgte die Nacht hindurch in ihren Armen, aber am frühen Morgen schwebte mir schon die Erinnerung an unsre Heimfaht auf den Lippen, als ein Wagen vor dem Schloße hielt.

„Beeilen Sie sich, sagte die Unbekannte, wir wollen die Stadtleute noch in ihren Betten überraschen."

Mit diesen Worten verließen wir das Zimmer, und eilten nach dem Wagen. Die Unbekannte scherzte während der ganzen Fahrt über meinen bösen Humor, ich schwieg die meiste Zeit stille, und dachte an Sophien. Endlich hielt der Wagen vor meinem Hause; ich wollte vorher meine schöne Reisegefährtin nach ihrer Wohnung begleiten; allein sie gab es schlechterdings nicht zu, und nach langen Weigerungen empfahl ich mich. Hier ist ein Brief, kam mir mein Bedienter Lafleur entgegen, welcher gestern Abend noch von einem alten Manne an Sie abgegeben wurde. Ha-

stig erbrach ich den Brief; er war von Sophien.

„Ich weiß nicht, schrieb sie mir, wie ich „die Handlungsweise nennen soll, mit „welcher Sie mich um meine Ruhe zu bringen wußten. Hätten Sie mir gleich „anfänglich Ihren wahren Stand entdeckt, „so würd' ich gewiß nie Ansprüche gewagt „haben, welche sich für ein armes und „unbekanntes Mädchen nicht schicken. „Ich muß es gestehen, daß ich Sie herzlich „liebte, aber schmeicheln Sie sich nie mit „dem Gedanken, als ob Sie jemals würden „im Stande gewesen seyn, mich in die „Klasse gemeiner Buhlerin herabzuwürdigen. „Nunmehr kenn' ich Sie, erst diesen Nachmittag hab' ich Sie völlig kennen lernen, „und mit Schamröthe denk' ich an unsre „vorige Bekanntschaft. Wenn Sie diese „Zeilen lesen, so bin ich schon so weit entfernt, daß alle Ihre Nachforschungen vergeblich seyn würden, und nur dann werd' „ich wieder zu meinen Eltern zurückkehren, „wenn ich gewiß seyn kann, daß ich von „Ihrer Nachstellung nichts mehr zu befürchten habe. Mit blutendem Herzen sag'

„ich Ihnen ein Lebewohl, und beschwöre „Sie mit Thränen in den Augen, laßen „Sie mich die Letzte gewesen seyn, welche „Sie betrogen.“

Sophie.

In einem Zustand von Verzweiflung eilt' ich nach der Waldhütte. Man empfängt mich kalt und zurückhaltend; der Vater, hieß es, sey mit Sophien verreißt, und werde sobald nicht wieder zurückkehren. Ich biete der Mutter eine Unterstützung an, werde aber damit zurückgewiesen. Ach! wie ganz anders verließ ich jetzt diese Hütte, in welcher ich ehemals so viele vergnügte Stunden zugebracht hatte. Meine letzte Hoffnung setzt' ich auf die unbekannte, welche sich seither so gewaltig mir aufdrang. Ich hatte mir ihr Haus vor meiner Reise nach ihrem Landgute sorgfältig gemerkt. Ich komme hin, ich frage; die Fremde welche dieß Haus einige Tage bewohnt hatte, will niemand kennen, das Haus gehörte nicht ihr, sie hatte sich nur auf vier Wochen darinn eingemiethet.

— Und das Landhaus? — Ich bezeichnete es sehr bestimmt. Man nennt mir zu meinem Schrecken meine Tante, die Witt we des eng-

lischen Gesandten, welche sich die meiste Zeit in Paris aufhielt, und die ich seit meiner Anwesenheit in Bourdeaux noch nie gesehen hatte. Alle diese eingeholten Nachrichten dienten nur darzu, mich in meinen Vermuthungen noch mehr zu verwirren.

Von dieser Zeit an lebt' ich eingezogener, als je; nur mit Ausübung meiner Dienstpflichten, und mit Lesung nützlicher Schriften beschäftigt. Dennoch gab ich mir alle Mühe, den verborgenen Aufenthalt Sophiens auszuforschen, aber, vergeblich. Bald darauf erhielt mein Regiment den Befehl, sich nach Martinique einzuschiffen. Ehe wir noch an Bord giengen, erhielt ich einen Brief von meiner Tante, welcher mir den traurigen Aufschluß über die ganze Geschichte gab.

„Ich danke dem Schicksal, schrieb sie, „welches dich aus Frankreich hinweg nach „einer dir fremden Weltgegend führt. Dort „wirst du, wie ich hoffe, dich hüten, solche „Thorheiten zu begehen, welche dich und „deine Familie nothwendig entehren müßen. „Keiner deiner Schritte blieb seither un„beobachtet, ich wußte um deine romanhafte, „Liebe, ich wußte um deinen rasenden

„ Entschluß, Sophien zu heirathen. Ich
„ war es, welche eines der schönsten Freuden-
„ mädchen von Paris unterrichtete, daß sie
„ die Rolle einer Maske auf dem Ball, und
„ die noch schwerere auf meinem Landgute
„ spielen konnte. Ich veranstalte es, daß
„ dich Sophie in den Armen deiner unwürdi-
„ gen Geliebten erblickte, und von Stund
„ an den sehr vernünftigen Entschluß faßte,
„ keine weitere Ansprüche auf deine Hand
„ zu machen. — Glaube aber nicht, daß
„ ich nur darauf bedacht gewesen sey, dich
„ zu kränken, nein, lieber Neffe, das
„ Wohl und das Weh deines Lebens liegt
„ mir sehr am Herzen, und um dir dieß
„ zu beweisen, muß ich dir noch zuletzt sagen,
„ daß auch **ich** es war, welche deine Be-
„ förderung zum Hauptmann bewürkte.
„ Damit du dich künftig in nichts einzu-
„ schränken brauchst, so erhältst du hier
„ einen Wechsel von 30,000 Livres. Lebe
„ wohl, lieber Neffe, reise glücklich, und
„ verkenne nie die guten Absichten welche ich
„ mit dir hatte."

Gräfin C. de M.

Meine Wuth war grenzenlos, nachdem ich diesen teuflischen Brief gelesen hatte! Ich war also der Ball, mit welchem sie indessen nach eigner Willkühr und Laune spielte! — Sie war es, die mich um das schönste Glück meines Lebens, um den Besitz Sophiens brachte! — Sie gab mich dem Hohngelächter einer feilen Buhlerinn preiß!!! — Nur der Gedanke, sie ist deines Vaters Schwester, hielt mich ab, eine Unbesonnenheit zu begehen. Ich setzte mich nieder, ich schrieb ihr was mir mein erzürnter Genius eingab, und dem Briefe schloß ich zugleich ihren mir überschickten Wechsel bei. Auf der ganzen Reise, und seit ich hier bin, hat mich die schwermüthige Stimmung meiner Seele nicht verlaßen. Ach! ich denke nur über ihren Verlust!! —

Wilhelm bot allem auf, was Freundschaft und Vernunft vermögen, um seinen jungen Freund zu trösten; aber es war unmöglich die finstre Wolken des Trübsinns von Roberts Stirne zu verjagen. Zum Glücke mußte dieser, kurze Zeit darauf seine ganze Anstrengung auf einen andern Gegendstand richten, und wurde wenigstens dadurch von jener tiefen Schwermuth geheilt, welche dem Körper und der Seele des

Menschen gleich nachtheilig ist. Der Krieg hatte angefangen. Robert, unermüdet thätig, benutzte jede Gelegenheit, sich rühmlich auszuzeichnen, und gelangte auch bald zur Würde eines Majors. — Wir sind nicht gesonnen, unsre gütige Leser und Leserinnen auf das blutige Schlachtfeld unter dem Donner der Kanonen, und dem Pfeifen des Kugelregens zu führen; wir überspringen daher drei volle Jahre, nach welcher Zeit endlich das Regiment, bei welchem Robert stand, in's Vaterland zurückberufen wurde.

Man stieg zu Rochefort an's Land. Die Bewohner der Stadt drängten sich theils aus Neugierde, theils aus Bewunderung haufenweise an den Haven, um die braven amerikanischen Krieger zu sehen. Robert war noch damit beschäftigt, die Ausladung seiner Equipage zu besorgen, als sich ihm ein reich gekleideter Mann näherte, welcher ihn eine zeitlang stark fixirte.

„Sie werden mir die Freiheit nicht übel deuten, redete ihn der Fremde an, mit welcher ich mich Ihnen geradezu nähere. Meine Charge, welche ich in dieser Stadt bekleide, überhebt mich zwar der Last der Einquartierung,

aber um meinen Mitbürgern mit gutem Beispiele voran zu gehen, und da mir ihre Bildung im ersten Augenblicke gefiel; so biet' ich Ihnen mein Haus, und alle diejenigen Bequemlichkeiten an, welche ich Ihnen zu verschaffen im Stande seyn werde, und die Männern Ihres Metiers, das auch ehedem das Meinige war, mit so vielem Rechte gebührt."

Robert war sehr dankbar für dieß verbindliche Anerbieten. Er übergab seinem Bedienten Lafleur die Besorgung seiner Effecten, und gieng mit Herrn von Valmont — so hieß sein neuer Wirth — nach deßen Haus. Mutter und Tochter kamen ihrem Gast entgegen, um ihn auf der Treppe zu empfangen; aber kaum erblickte ihn Valmont's Tochter, Louise, so fieng sie zu zittern an; sie ward bleich wie eine Leiche und mußte sich von ihrem Kammermädchen nach ihrem Zimmer führen laßen. Frau von Valmont hielt sich nur so lange auf, als nöthig war, um Roberten diejenigen Zimmer anzuweisen, welche er in Zukunft bewohnen sollte. Sobald dieß Geschäft abgethan war, eilte sie zu ihrer Tochter, um sich nach dem Grunde ihrer Unpäßlichkeit zu erkundigen, und zu sehen, wie sie sich befinde.

Kaum hatte Robert den vaterländische Boden betreten, so erwachte auch das Andenken an Sophien mit neuer Macht in seiner Seele. Er bot allem auf, um Erkundigungen von ihr einzuziehen; da aber bei dem Regimente der strengste Befehl gegeben wurde, daß sich kein Officier aus der ihm angewiesenen Station entfernen sollte, so mußte Lafleur Post nehmen, um wo möglich in der Waldhütte Erkundigung von Sophien einzuziehen. Robert that noch mehr; er ließ in alle öffentliche Blätter die Nachricht setzen: — „Ein gewißer französischer Officier, welcher ehemals als Jäger mit einer gewißen Sophie Bekanntschaft gemacht hätte, sey glücklich wieder aus Amerika in seinem Vaterlande angekommen. Dieser Officier wünscht nun, auf irgend eine Art, sichre Nachricht von dem Aufenthalte dieses Mädchens zu erhalten, um ihr zugleich mit seiner Hand, sein ganzes Vermögen anzubieten." —

Es waren schon mehrere Tage verfloßen, und noch immer konnte Robert, so sehr er es auch wünschte, der Tochter vom Hause, wegen

ihrer Unpäßlichkeit, nicht seine Aufwartung machen. Endlich kam Frau von Valmont selbst, um ihn nach Luisens Zimmer zu führen. Diese hatte sich, wie es schien, sorgfältig auf seinen Empfang vorbereitet; ihr Kopfputz, und die Armbänder blitzten von Edelgesteinen, und ihr Kleid war von dem reichsten Stoffe. Noch sah man kaum einen matten Schimmer von Röthe auf ihren Wangen, und aus ihren blauen Augen leuchtete eine Schwermuth, und ein schmachtendes Wesen, welches einer schönen, weiblichen Figur gewöhnlich noch mehr Zauber und Intereße gwährt. Robert näherte sich ihr mit dem Anstande eines Mannes von gutem Tone; er war im Begriff ihr die Hand zu küßen, als er betroffen stehen blieb.

„Gnädiges Fräulein, stammelte er mit bebender Stimme, und das Blut trat sichtbar aus seinen Wangen zurück, die Verwirrung — die Beklemmung meines Herzens — ach! — indem ich Sie erblicke — vergeben Sie — ich muß mich entfernen — nur einige Minuten Erholung, ach! — mein Herz wird von den grausamsten Empfindungen zerrissen!"

Mit diesen Worten verließ er schnell Luisens Zimmer, und verschloß sich in das seinige. —

„Es ist nicht möglich!“ rief er aus, nachdem er lange nachdenkend, und mit übereinander geschlagenen Armen auf und abgegangen war. — „Es ist nicht möglich!“ wiederholte er; und doch — diese Züge, dieser reizende Mund, dieß seelenvolle Auge, ebenderselbe regelmässige Bau ihres Körpers, ihre sanfte, bezaubernde Stimme, bei Gott, ich glaubte Sophien zu sehen, indem ich Luisen erblickte!“ —

Den andern Morgen gieng Robert frühzeitig in den angrenzenden Garten. Immer von Luisens Bilde verfolgt, hatte er nur wenig geschlafen, und wenn er auch auf Augenblicke schlummerte, so wurde er bald von bangen Träumen wieder geweckt. Er wandelte um der frischen Morgenluft zu geniessen, eine schöne Castanien-Allee hinab, als er durch die klagenden Töne eines Claviers, welche von dem nahen Gartenhause herzukommen schienen, aufmerksam gemacht wurde. Langsam trat er näher, die Thüre und die Fenster des Gartenhauses stunden offen. Er erkannte Luisen, welche in einem reizenden Morgengewande vor ihrem Flügel saß, und eben mit zarter und schmelzender Stimme ein Liedchen sang. Er blieb stehen; keine Silb entgieng seinem lauschenden Ohre:

Du ringst, o Mensch, vergebens,
Und schaffst dir Sorg' und Müh;
Die Ruhe dieses Lebens
Erringest du dir nie.
Den Bettler und den König
Ereilt der bange Schmerz;
Drum schweige noch ein wenig,
Und dulde, liebes Herz!

Nicht immer blüht die Rose,
Ein Sturm, und sie zerfällt,
Doch in der Mutter Schoose
Ist schon ihr Grab bestellt.
Wenn einst von unsern Tagen
Der letzte Tag erscheint,
Dann enden alle Klagen,
Dann hat man ausgeweint.

Bald schließt auch sich mein Kummer,
Bald trägt man mich zur Ruh,
Dann drückt der ew'ge Schlummer
Die müden Augen zu.
Getroffen von dem Pfeile
Des Todes, schweigt der Schmerz;
Drum nur noch eine Weile
Gedulte dich mein Herz!

Robert lauschte noch immer, als Luise schon lange zu singen aufgehört hatte. Das Haupt auf ihre Rechte gestützt, blieb diese in einer nachdenkenden Stellung sitzen. Robert näherte sich ihr, Luise gieng ihm freundlich entgegen.

— Sie müssen mir verzeihen, mein gnädiges Fräulein, redete sie Robert an, daß ich Sie hier in Ihrer Einsamkeit störe, aber der Morgen ist so lieblich ich konnte nicht länger in meinem Zimmer bleiben. Auch kam ich gerade noch früh genug um von Ihnen ein reizendes Liedchen zu hören; nur däucht mich der Ton etwas zu schwermüthig für Sie; denn in Ihren Jahren und in Ihrer Lage kennt man keine Sorgen, keinen Kummer, als höchstens denjenigen, welcher das Mißlingen eines kleinen Wunsches zuweilen verursacht. —

„Wissen Sie nicht, Herr Baron, versetzte Luise etwas schäckernd, daß wir Mädchen das Mißlingen eines kleinen Wunsches dem Schicksale oft hoch genug anrechnen.“

Bei Ihnen mag dieser Fall wohl nie eintreten, aber ich kenne solche Menschen, welche ihr Herz verzärteln, und eben deßwegen auch nicht im Stande sind, wirkliche Leiden mit

gesetztem Muthe zu ertragen, und gar am Ende unter der Last derselben erliegen. —

„Ich kenne kein Unglück, Herr Baron, welches die Kräfte des Menschen übersteigt. Für alle Grade desselben gab die Natur uns wohlthätige Tröster. Sie gab uns Seufzer und Thränen. Freilich wenn diese versiegen, so ist der Tod unsre letzte Zuflucht; aber der Mensch von gutem Gewissen und redlichem Herzen, wird selten so weit getrieben."

— Und doch giebt es zuweilen Momente, mein gnädiges Fräulein, wo sich auch der redliche Mensch vergißt, und keine Seufzer, keine Thränen vermögen dann den Aufruhr des empörten Herzens zu stillen. —

„Ich denke, derjenige Mensch, welchem es ernstlich darum zu thun ist, immer gut zu seyn, besitzt auch Kraft genug immer gut zu handeln.

— Der Mensch ist nicht immer unbedingt Herr seines bessern Willens; ich rede aus eigner, trauriger Erfahrung. Es sind bereits vier martervolle Jahre, daß ich durch satanische List einer Verwandtin um das schönste Glück meines Lebens gebracht wurde. —

„Durch List! sagte Luise erröthend und heftig. Wenn Sie unglücklich sind, Herr Baron, fuhr Sie in einem sanftern Tone fort, so sind Sie vielleicht nur zu nachsichtig gegen sich, um sich nicht gestehen zu wollen, daß Sie sich alle ihre Leiden selbst zugezogen haben."

— Ja, rief Robert lebhaft aus, ja Luise, Sie haben recht, mein flatterhaftes Herz war die erste Quelle meines ganzen Unglücks; ich gestehe noch mehr, ich muß mich mit Gewalt ihrer reizenden Gesellschaft entziehen, um nicht zum zweitenmal treulos an Sophien zu werden.

In der That war der Umgang mit Luisen dem Major zu gefährlich, als daß er nicht sorgfältig jede Zusammenkunft mit ihr vermeiden sollen. Er kämpfte vergeblich, um Meister seines Herzens zu werden, welches schon lange heimlich von Liebe zu Luisen glühte.

Indessen war Lafleur zurückgekommen, und brachte Roberten die Nachricht: die Waldhütte stehe ganz verlassen und leer; doch hätt' er die sichre Kundschaft eingezogen, daß der vorige Bewohner derselben, nach dem Tode seiner Frau, mit seinen Kindern zu einem jüngern Bruder nach Querey gezogen, und sehr wohlhabend geworden sei; von Sophien wisse man

aber schlechterdings nicht, ob sie noch lebe, oder ob sie gestorben sei. — Daß Sophie noch lebe, davon überzeugten Roberten einige öffentliche Blätter, in welchen auf seine Anfrage die Antwort stund:

„Den französischen Officier erläßt „man aller seiner Verbindlichkeiten, „welche er etwa Sophien noch schuldig zu seyn glaubt. Diese hat noch „immer eben dieselben Gründe, „ihren Aufenthalt vor seinen Nachforschungen geheim zu halten, „wie zuvor.“

Mann wird es Roberten nicht verargen, wenn er über diese Nachricht weniger betreten war, als er es wahrscheinlich ohne die Bekanntschaft mit Luisen gewesen wäre. Geflissentlich suchte er nun jede Gelegenheit auf, um sich mit dieser im Garten, oder auf einem Spatziergange zu unterhalten. Luise hingegen, was sie zuvor nie gethan hatte, wich ihm eben so geflissentlich aus, oder lehnte das Anerbieten seiner Begleitung geradezu ab. Er wünschte den Grund dieses Betragens zu erfahren.

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, fieng er daher an, als er ihr eines Tages im

Garten von ungefehr begegnete, ob ich Ihnen dießmal wieder beschwerlich falle, aber gönnen Sie mir nur einige Augenblicke das Vergnügen, in Ihrer angenehmen Gesellschaft zu seyn."

— Sie fallen mir nicht beschwerlich, Herr Baron, nur hüten Sie sich vor allen Ausbrüchen der Zärtlichkeit. Sie nannten neulich eine gewisse Sophie und ich möchte ungerne Personen in den Weg treten, welche ältere Ansprüche auf Sie zu machen haben. —

„Gewiß! das hätte Sophie! mein gnädiges Fränlein, aber sie will diese Ansprüche nicht mehr geltend machen, sie hat mich öffentlich aller Verbindlichkeiten erlassen."

— Ein schlimmes Zeichen, Herr Baron, das mir aber kein großes Zutrauen zu Ihnen einflößen kann. —

„Wenigstens bin ich nicht so strafbar, als Sophie mich glaubt. Hätten Sie wohl Geduld, gnädiges Fräulein, die Geschichte jenes unglücklichen Zeitpunkts anzuhören, damit ich doch wenigstens so glücklich wäre, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen?"

— Gut, Herr Baron, erzählen Sie, aber nehmen Sie sich in Acht, ich werde Ihnen scharf in's Auge blicken, ich werde in Ihrer Seele

lesen, ob Sie immer die Wahrheit sprechen. —

„Thun Sie das, Luise, und verbannen Sie mich auf ewig von sich, wenn Sie mich auf einer einzigen Unwahrheit ertappen.“ —

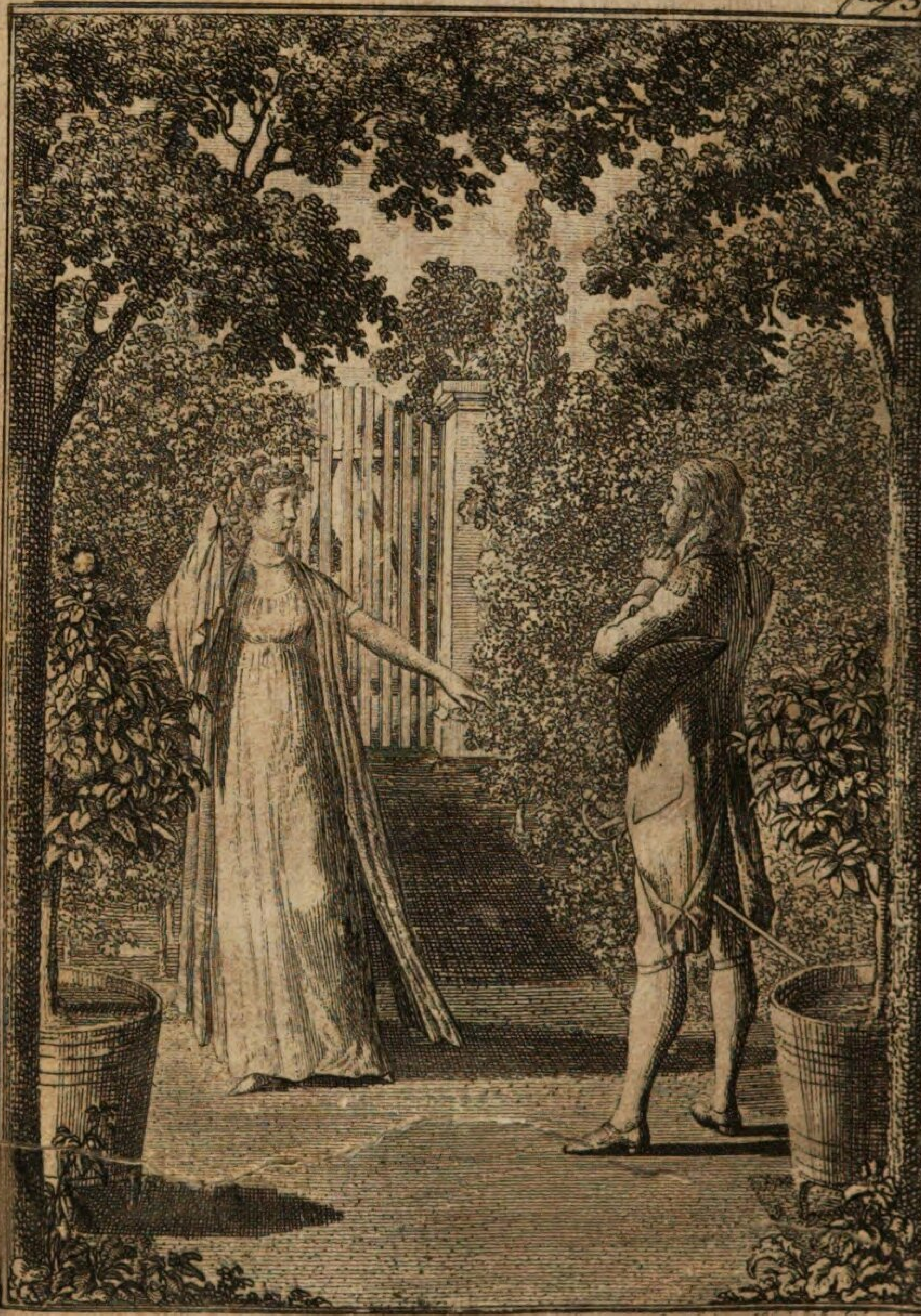
Und nun erzählt er ihr die ganze Geschichte, welche der Leser gleich Anfangs aus Roberts Munde gehört hat. Luisens Thränen flossen bei mehr, als einer Stelle; sie ergriff Roberts Hand, sie drückte sie mit Wehmuth an ihr Herz.

„Man hat Sie getäuscht, sagte Luise aber Sie waren dennoch strafbar.“

— Ich gesteh' es, mein Fräulein, ich sa[h] es längst ein, und suchte mein Vergehen dur[ch] aufrichtige Reue wieder gut zu machen. I[ch] habe Sophien meine Hand angeboten, sie h[at] mich ausgeschlagen; itzt erst wag' ich es, Ihne[n] mein gnädiges Fräulein zu gestehen, daß ic[h] Sie liebe, daß ich Sie anbete. Sie sin[d] das vollkommene Ebenbild Sophiens; ebenda[s-] selbe Lächeln der Unschuld umschwebt Ihr[en] Mund, ebendieselbe himmlische Güte stral[t] aus Ihren Augen. — Zürnen Sie nich[t] über mich, bedenken Sie, daß mein Glück einz[ig] und allein von Ihnen abhängt. —

„Lassen Sie mich, Robert, sagte Luise mit glühenden Wangen; und entwand sich sei[-]

pag 3



—ach, ich muſs gehen, damit Sie nicht sehen, wie lieb i
Sie habe."

nen Armen; Sie haben mich zu sehr überrascht! Morgen, morgen, nur heute keine entscheidende Antwort."

— Stoßen Sie mich nicht ganz von sich, seufzte Robert. —

„Ich bin Ihnen gut, Robert, ich bin Ihnen sehr gut! erwiederte Luise, ach, ich muß gehen, damit Sie nicht sehen, wie lieb ich Sie habe."

Mit diesen Worten verließ sie den Garten. Robert wußte nicht wie ihm geschah; er stand in Entzücken verloren; vor seiner glühenden Phantasie flogen die schönsten Bilder einer glücklichen Zukunft vorüber

Von diesem Augenblick an betrug sich Luise äußerst gefällig gegen Roberten; sie sann auf tausend Kleinigkeiten, um ihm die Zeit zu verkürzen. Bald hieng sie sich an seinen Arm, und wandelte mit ihm an den Ufern der Charente, bald sang sie ihm ein fröhliches Lied. Plötzlich befiel sie eine Krankheit, und nöthigte sie ihr Zimmer zu hüten.

Schon einige Tage hatte Robert traurig zugebracht, weil er die Gesellschaft Luisens entbehren mußte, und zum Unglück war auch Herr von Valmont in Geschäften verreißt, so daß dem Major keine andere Unterhaltung

übrig blieb, als seine Bücher. Eines Morgens kam Lafleur athemlos auf sein Zimmer gestürzt.

„Gnädiger Herr, erschrecken Sie nicht, ich bringe Ihnen eine seltsame Neuigkeit!"

— Und die wäre? —

„Sophie ist in unserm Hause."

— Bist du betrunken, Kerl? —

„Nüchtern, gnädiger Herr, so wahr ich lebe! Ich werde doch wissen, was ich sehe!"

— Sophie! rief Robert erstaunt aus! weißt du nicht Lafleur, was sie hier will? —

„Man sagt, die gnädige Frau hätte sie als Kammerjunfer gedingt."

— Mein Gott, wär's möglich! —

Robert eilte zur Thüre hinaus um sich mit eignen Augen von Lafleurs Aussage zu überzeugen. Auf dem Gange begegnete ihm Sophie in eben demselben Anzuge, in welchem er sie das letztemal in der Waldhütte erblickt hatte — O Gott, sie ist es, rief er aus! — Sophie! —

Sophie schaute sich erschrocken um, sie bebte zurück, als sie Roberten gewahr wurde, und wollte entfliehen.

Bleiben Sie, um Gotteswillen bleiben Sie, und hören Sie mich nur auf zwei Worte an. — Sie wollen sich so weit erniedrigen, in diesem

Hause die gemeinsten Dienste zu verrichten? Nein, bei Gott, Sophie, das sollen Sie nicht! Befehlen Sie über mein Vermögen, fordern, wünschen Sie! Ich habe Sie unglücklich gemacht, gutes Mädchen, und ich möchte mein Unrecht so gerne wieder gut machen."

— Sie haben mich gekränkt, Herr Baron, das ist wahr, aber unglücklich bin ich nicht, denn mir bleibt das Bewußtseyn meiner Unschuld. Ihr Vermögen behalten Sie, ich verlange nichts von Ihnen. Alles, was ich zum Unterhalte meines Lebens brauche, werd' ich mir durch meiner Hände Arbeit zu erwerben wissen, und wenn mir ja eine Bitte erlaubt ist, gnädiger Herr, so sei es die Einzige, daß Sie mich armes Mädchen nie wieder durch Ihre Gegenwart in Verlegenheit setzen. —

Mit diesen Worten verließ sie ihn, und eilte nach dem Zimmer der Frau von Valmont. Roberts Seele war in einer fürchterlichen Stimmung; er verschloß sich den ganzen Tag. Den andern Morgen ließ er sich bei der Frau von Valmont melden, sein Besuch wurde angenommen. Gleich bei seinem Eintritte erblickte er Sophien in einer weissen Schürze; den Kamm in ihrer Rechten war sie im Begriff die Frau von Valmont zu frisiren. Wie ein

Verzweifelter sprang Robert auf sie zu, entriß ihr den Kamm, und warf ihn zu Boden.

„Weg, weg mit diesem elenden Werkzeuge, rief er aus; nein, so weit soll sich meine Geliebte nicht erniedrigen."

— Mein Herr, fuhr Frau von Valmont auf, wie kommen Sie zu einem solchen Betragen in meinem Zimmer? Kennen Sie dieß Mädchen?

„Ob ich sie kennr, gnädige Frau, ach, es war meine Geliebte!"

— Ihre Geliebte, erwiederte Frau von Valmont mit dem Blicke des Erstaunes! Sophie, kennst du diesen Herrn? —

„Nein, — doch ja, ich gesteh' es, daß ich ihn kenne."

— Hat er Ansprüche auf dich zu machen? —

„Nein, bei Gott das hat er nicht! Ich bin nur ein gemeines Mädchen, ein armes Geschöpf! Es ist wahr, setzte sie schluchzend hinzu, und heisse Thränen benetzten ihre Wangen, es ist wahr, als ich noch wähnte, er sei von eben so unbekannter Herkunft, wie ich, damals übergab ich ihm ohne Mißtrauen meine ganze Seligkeit, er hat mich aber unmenschlich darum betrogen; nun sind wir quitt, und dieser Mensch hat nichts mehr an mich zu fordern."

— Sophie, ich fühl' es, wie sehr ich dich gekränkt habe, aber laß dich meine Reue ver-

söhnen. Sieh mich hier zu deinen Füßen, gutes, liebes Mädchen; verschmähe meine Hand nicht, welche ich dir mit redlichem Herzen anbiete. Stehen Sie mir bei, gnädige Frau, helfen Sie mir gut machen, was ich ehemals verdarb! —

„Nun wahlan, sagte Frau von Valmont, welche die Thränen der Wehmuth nicht länger unterdrücken konnte, stehen sie auf, Robert, und nehmen Sie meine Tochter hin. Seyd glücklich meine Kinder.

— Ihre Tochter, fiel ihr Robert bestürzt und ausser aller Fassung in die Rede, Sophie ihre Tochter! —

„Ja, Robert, Sophie und Luise sind nur eine Person. Ehemals nöthigten uns unsre zerrütteten Vermögens-Umstände, Frankreich zu verlassen, um in Amerika wieder neue Güter zu suchen. Durch die thätige Unterstützung meines Schwagers in Domingo erwarb sich mein Mann nach Verfluß von 15 Jahren ein sehr beträchtliches Vermögen, mit welchem wir glücklich in unser Vaterland zurückkehrten. Unser einziges Kind hatten wir während unsrer Abwesenheit der Sorgfalt einer zuverläßigen Person anvertraut, bei welcher Sie mit Sophien zuerst Bekanntschaft machten. Meine Tochter erkannte Sie gleich bei Ihrem Eintritte in

unser Hause wieder, und machte mich z
Vertrauten ihres Geheimnisses. Wir wußt
was Sie unternahmen, um den Aufenth
Ihrer ehmaligen Geliebten zu entdecken; ab
Sie vergaßen auch bald wieder Sophien üb
der Liebe zu Luisen. Niemals, Herr Majo
würde meine Tochter der Redlichkeit Ihrer G
sinnungen getraut haben, wenn nicht die ar
me Sophie über die begüterte gesiegt hätte." —

Ganz unvermuthet erschien jetzt Herr von Valmont.

„Ich habe, sagte er, und warf seinen Mantel von sich, meine Geschäfte früher geendigt, als ich Anfangs vermuthete. Ich sehnte mich so herzlich wieder in unsern häuslichen Zirkel; willkommen liebes Weib, willkommen Lu — aber um's Himmels willen, wie kommt ihr mir doch heute so sonderbar vor wozu dieser Anzug, meine Tochter?

Man erzählte ihm die ganze Geschichte.

— Nun, was denken Sie, so schloß Frau von Valmont ihre Erzählung, soll man wohl dem Herrn Aaron eine abschlägige Antwort ertheilen?

„Lassen wir unsre Tochter entscheiden! Sprich Luise!

Luise sank zärtlich in Roberts Arme!

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Louise sank zärtlich in Roberts Arme!

nen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lang, Carl, 1766-1822 / Lang, Carl, / Chodowiecki, Daniel,

Erzählungen und Gemälde aus dem häuslichen Leben

Frankfurt am Main 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.154
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090233-8
VD18 12585637-001